



# **Guillermo Del Toro & Chuck Hogan**

# Die Saat

# Roman

Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel THE  
STRAIN

Aus dem Amerikanischen von  
Jürgen Bürger und Kathrin Bielfeldt



***ebook 2009 © TUX***

Lorenza, Mariana und Marisa gewidmet.

Sowie allen Monstern in meinem Kinderzimmer:

*Lasst mich niemals allein.*

*Für Lila*

**»Es war einmal «**

## ***Die Legende von Jusef Sardu***

»Es war einmal«, sagte Abraham Setrakians Großmutter, »ein Riese.«

Die Augen des kleinen Abraham begannen zu leuchten, und der Borschtsch in der hölzernen Schale schmeckte gleich besser - oder doch zumindest etwas weniger nach Knoblauch. Er war ein blasser Knabe, mager und kränklich. Seine Großmutter, die die feste Absicht hatte, ihn aufzupäppeln, saß ihm gegenüber, während er seine Suppe aß, und erzählte ihm eine Geschichte.

Eine *bubbe meise*, eine »Großmutter-Geschichte«. Ein Märchen. Eine Legende.

»Er war der Sohn eines polnischen Adligen, und sein Name war Jusef Sardu. Der Herr Sardu war größer als jeder andere Mann. Er überragte noch jedes Dach im Dorf. Bei jeder Tür musste er sich tief bücken, um hindurchgehen zu können. Aber seine Größe, sie war für ihn auch eine Bürde. Ein Geburtsfehler - kein Segen. Der junge Mann litt. Seinen Muskeln fehlte die Kraft, die langen,

schweren Knochen zu tragen. Es gab Tage, da war für ihn allein schon das Gehen ein Kampf. Er benutzte einen Gehstock, einen langen Stab - länger, als du groß bist - mit einem silbernen Knauf in Form eines Wolskopfes, dem Wappentier der Familie.«

»Und dann, Bubbe?«, fragte Abraham zwischen zwei Löffeln.

»Dies war sein Schicksal, und es lehrte ihn Demut, wahrlich eine seltene Eigenschaft bei einem Adeligen. Er hatte viel Mitgefühl für die Armen, die hart Arbeitenden, die Kranken. Ganz besonders die Kinder im Dorf waren ihm lieb und teuer, und seine großen, tiefen Taschen - so groß wie Rübensäcke - waren prall gefüllt mit Süßigkeiten und billigem Schmuck. Er selbst hatte keine richtige Kindheit gehabt, war er doch mit acht Jahren schon so groß wie sein Vater und mit neun bereits einen Kopf größer gewesen. Im Stillen schämte sich sein Vater für die Zartheit und Riesenhaftigkeit des Sohnes. Doch der Herr Sardu war ein freundlicher Riese und wurde von seinem Volk sehr geliebt. Man sagte über ihn, er blicke zwar auf jeden herunter, aber auf niemanden herab. «



Die Großmutter nickte Abraham aufmunternd zu und erinnerte ihn, noch einen Löffel Suppe zu essen. Er kaute gerade auf einem Stück gekochter Roter Bete, wegen ihrer Farbe, Form und den kapillargleichen Fasern auch »Säuglingsherz« genannt.

»Und dann, Bubbe?«

»Er liebte auch die Natur und hegte keinerlei Interesse für die Jagd, die ihm zu grausam erschien. Doch im Alter von fünfzehn Jahren drängten sein Vater und seine Onkel ihn als Mann von Rang und Adel, sie auf einen sechswöchigen Jagdausflug nach Rumänien zu begleiten.«

»Hierher, Bubbe?«, fragte Abraham. »Der Riese - er ist hierher zu uns gekommen?«

»Ja, in den Norden, *kaddischel*. In die dunklen Wälder.

Die Männer der Sardu-Familie kamen nicht, um Wildschweine, Bären oder Elche zu jagen. Sie kamen, um Jagd auf den Wolf zu machen, auf das Symbol der Familie, das Wappentier des Hauses Sardu. Sie jagten ein Raubtier. Der Überlieferung zufolge verlieh der Verzehr von Wolfsfleisch den Sardu-Männern Kraft und Mut, und der Vater des jungen Herrn glaubte, dass es auch die schwachen

Muskeln seines Sohnes heilen könnte.«

»Und dann, Bubbe?«

»Ihre Reise war lang und beschwerlich, auch schlechtes Wetter machte ihnen zu schaffen, und so hatte Jusef schwer zu kämpfen. Er hatte sein Dorf noch nie zuvor verlassen, und die Blicke, mit denen er unterwegs von Fremden bedacht wurde, beschämten ihn. Als sie den dunklen Wald erreichten, fühlte sich das Land um ihn herum lebendig an. Des Nachts durchstreiften Herden von Tieren den Wald, fast wie Flüchtlinge, vertrieben aus ihren Verstecken, Höhlen, Nestern und Schlupfwinkeln. So viele, dass die Jäger in ihrem Lager nicht schlafen konnten. Einige wollten umkehren, zurück nach Hause reisen, doch die Besessenheit des ältesten Sardu war stärker als alles andere. Sie konnten die Wölfe hören, die in der Nacht heulten, und er wollte so verzweifelt einen davon für seinen Sohn, seinen einzigen Sohn, dessen Riesenhaftigkeit wie eine Seuche auf der Geschlechterfolge der Sardu lastete. Er wollte das Haus Sardu von diesem Fluch befreien und seinen Sohn verheiraten, damit er viele gesunde Erben zeugte. Und so kam es, dass sein Vater am zweiten

Abend, kurz vor Einbruch der Dunkelheit, von den anderen getrennt wurde, als er gerade einen Wolf verfolgte. Die übrigen Männer warteten die ganze Nacht auf ihn und schwärmten unmittelbar nach Sonnenaufgang aus, um ihn zu suchen. Und an diesem Abend kehrte ein weiterer Mann, einer von Jusefs Vettern, nicht mehr zurück. Und so ging es weiter und weiter.«

»Und dann, Bubbe?«

»Bis nur noch einer übrig war - Jusef, der Riesenjunge.

Am folgenden Tag machte er sich selbst auf den Weg und fand in einer Gegend, die sie zuvor bereits abgesucht hatten, die sterblichen Überreste seines Vaters und all seiner Vettern und Onkel ordentlich vor dem Eingang einer Höhle aufgereiht. Ihre Schädel waren zwar mit großer Wucht zertrümmert, die Körper jedoch nicht angefressen worden. Offenbar hatte sie ein Raubtier mit ungeheuren Kräften getötet, doch weder aus Hunger noch aus Furcht. Der Herr Sardu hatte keinen konkreten Hinweis darauf - aber er fühlte sich beobachtet, ja aufmerksam studiert, von einem im Dunkeln dieser Höhle lauernden Wesen. Er trug die Leichname

einen nach dem anderen von der Höhle fort und begrub sie alle tief. Natürlich schwächte ihn diese Anstrengung sehr, er war danach wie benommen, *farmutschet*. Doch so allein und verängstigt und erschöpft er auch sein mochte - in dieser Nacht kehrte er zu der Höhle zurück, um dem Bösen, das sich nach Einbruch der Dunkelheit zu erkennen gab, entgegenzutreten und seine Familie zu rächen oder bei dem Versuch zu sterben. Dies alles weiß man aus seinem Tagebuch, das viele Jahre später in den Wäldern gefunden wurde. Es war sein letzter Eintrag.«

Abrahams Mund war leer und stand offen. »Aber was war geschehen, Bubbe?«

»Genau weiß das niemand. Zu Hause, als aus sechs Wochen ohne eine Nachricht acht wurden und dann zehn, befürchtete man, die ganze Jagdgesellschaft sei verschollen. Ein Suchtrupp wurde zusammengestellt, der jedoch mit leeren Händen zurückkehrte. Dann, in der elften Woche, traf eines Nachts eine Kutsche mit zugezogenen Vorhängen auf dem Anwesen der Sardu ein. Es war der junge Herr. Er zog sich in seine Burg zurück, in einen Flügel mit leerstehenden Gemächern, und

wurde nur noch selten gesehen, wenn überhaupt. Zu jener Zeit verfolgten ihn allerlei Gerüchte über das, was in den Wäldern Rumäniens geschehen war. Die wenigen, die behaupteten, Sardu erblickt zu haben - sofern diesen Berichten überhaupt geglaubt werden kann -, bestanden darauf, dass er von seinen Gebrechen geheilt worden sei. Einige munkelten gar, er sei mit ungeheuren Kräften zurückgekehrt, passend zu seiner übermenschlichen Größe. Doch so tief war Sardus Trauer um seinen Vater, seine Onkel und Vettern, dass er die meisten seiner Bediensteten entließ und tagsüber nie wieder gesehen wurde. Nachts rührte es sich in der Burg man sah flackerndes Kaminfeuer hinter den Fenstern -, aber im Laufe der Zeit verfiel das Anwesen der Sardu zusehends. Dann jedoch behaupteten manche, den Riesen in der Nacht durchs Dorf streifen zu hören. Besonders Kinder erzählten sich die Geschichte, das *Pick-pick-pick* seines Gehstockes gehört zu haben, auf den Sardu sich nun nicht länger stützte, sondern den er benutzte, um sie aus ihren Nachtlagern zu rufen und ihnen Süßigkeiten und billigen Schmuck zu geben. Ungläubigen zeigte man die Abdrücke im Boden, manche unmittelbar vor den Schlafzimmerfenstern,

kleine gestocherte Löcher - wie von seinem Gehstock mit dem Wolfskopf. «

Die Augen seiner *bubbe* verdunkelten sich. Sie blickte auf seine Schale und sah, dass der Großteil der Suppe aufgegessen war.

» Dann, Abraham, verschwanden die ersten Bauernkinder.

Und man erzählte sich, dass auch in umliegenden Dörfern Kinder vermisst wurden. Selbst in meinem Dorf. Ja, Abraham, als kleines Mädchen wuchs deine Bubbe gerade mal einen halben Tagesmarsch von Sardus Burg entfernt auf. Ich erinnere mich an zwei Schwestern. Auf einer Waldlichtung fand man ihre Leichen, so weiß wie der Schnee um sie herum, die offenen Augen vor Frost glänzend. Ich selbst hörte eines Nachts, von gar nicht so weit entfernt, dieses *Pick-pick-pick* - ein durchdringendes, rhythmisches Geräusch. Schnell zog ich mir die Decke über den Kopf, um es nicht hören zu müssen, und danach habe ich viele Nächte lang nicht geschlafen.«

Abraham verschlang das Ende der Geschichte zusammen mit dem Rest der Suppe.

»Irgendwann war Sardus Dorf fast menschenleer und verlassen, und auf dem Ort lag ein Fluch. Die

Zigeuner, die mit ihren Wagen über das Land zogen und ihre fremdartigen Waren verkauften, wussten von sonderbaren Dingen zu berichten, die sich dort zutrügen, von Geistern und anderen Erscheinungen in der Nähe der Burg. Von einem Riesen, der im Mondschein durch die Wälder streifte, wie ein Gott der Nacht. Sie waren es, die uns warnten: >Iss und werde stark, sonst kommt Sardu dich holen.< Deswegen ist es wichtig, Abraham. *Es gesunterhejt!* Iss und sei stark. Kratz jetzt die Schüssel da aus. Sonst kommt er.« Seine Großmutter war zurückgekehrt aus diesen Momenten der Dunkelheit, der Erinnerung. Nun funkelten ihre Augen wieder vor Lebensfreude. »Sardu wird kommen. *Pick-pick-pick.*«

Und Abraham aß auf, noch den kleinsten Rest der Roten Bete. Die Schale war leer, die Geschichte zu Ende, sein Bauch und sein Kopf aber waren voll. Dass er so brav aufgegessen hatte, freute seine *bubbe*, auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck von tiefer Liebe zu ihm. In jenen vertraulichen gemeinsamen Momenten am wackeligen Esstisch der Familie waren sie, zwei Generationen voneinander entfernt, vereint und teilten sich Nahrung für Herz und Seele.

Ein Jahrzehnt später wurde die Familie Setrakian aus ihrer Tischlerei und ihrem Dorf vertrieben. Allerdings nicht von Sardu. Sondern von den Deutschen. In ihrem Haus wurde ein Offizier einquartiert. Dieser Mann, milde gestimmt durch die vorbehaltlose Güte seiner Gastgeber, die mit ihm genau an jenem wackeligen Tisch ihr Brot teilten, warnte sie eines Abends eindringlich, am nächsten Tag keinesfalls den Anweisungen Folge zu leisten und sich am Bahnhof einzufinden, sondern noch in dieser Nacht Haus und Dorf zu verlassen.

Was sie dann auch taten - die gesamte achtköpfige Familie floh mit allem, was sie gerade eben noch zu tragen vermochte. Die alte *b u b b e* jedoch verlangsamte die Flucht. Schlimmer noch - sie *wusste*, dass sie die Gruppe aufhielt, sie *wusste*, dass durch sie die ganze Familie in Gefahr geriet, und sie verfluchte sich und ihre alten, müden Beine. Die übrige Familie ging schließlich irgendwann voraus - alle bis auf Abraham. Er war inzwischen ein kräftiger, vielversprechender junger Mann, trotz seiner Jugend bereits ein meisterlicher Holzschnitzer sowie ein aufmerksamer Talmud-Schüler mit einem



besonderen Interesse am Sohar, den Geheimnissen der jüdischen Mystik. Abraham wich seiner Großmutter nicht von der Seite und blieb mit ihr zurück. Doch als sie erfuhren, dass die anderen in der nächsten Stadt verhaftet worden waren und einen Zug Richtung Polen hatten besteigen müssen, bestand seine von Schuldgefühlen geplagte *bubbe* darauf, dass sie sich um seinen willen stellte.

»Lauf, Abraham. Flieh vor den Nazis. So wie vor Sardu.

*Rette dich!«*

Aber davon wollte er nichts wissen. Er wollte nicht von ihr getrennt werden.

Am nächsten Morgen fand er sie auf dem Fußboden des gemeinsamen Zimmers im Haus eines mitfühlenden Bauern. Sie war in der Nacht aus dem Bett gefallen, mit kohlrabenschwarzen, sich häutenden Lippen, die Kehle dunkel angelaufen bis zum Hals, jämmerlich zugrunde gegangen an dem Rattengift, das sie genommen hatte. Mit der großzügigen Erlaubnis seiner Gastgeber beerdigte Abraham Setrakian sie unter einer blühenden Sandbirke. Geduldig schnitzte er ihr ein wundervolles hölzernes Grabmal, verziert mit Blumen

und Vögeln und allem, was sie am glücklichsten gemacht hatte. Und er weinte, weinte um sie - und dann rannte er.

Er rannte um sein Leben, flüchtete vor den Nazis und hörte dabei die ganze Zeit ein *Pick-pick-pick* hinter seinem Rücken ...

Das Böse war ihm dicht auf den Fersen.

## ***Der Beginn***

N323RG Cockpit Black Box

NTSB-Abschrift, Flug 753 von Berlin (TXL) nach New York (JFK), 24/09/10:

2049:31 [Passagierraum-Mikro AN]

CAPT. PETER J. MOLDES: »Hier spricht Kapitän Moldes aus dem Cockpit. Wir werden in wenigen Minuten und somit planmäßig landen. Wollte mich nur kurz melden und Sie wissen lassen, wie sehr wir uns freuen, dass Sie Regis Airlines gewählt haben. Ich hoffe, auch im Namen unseres Ersten Offiziers Ronald Nash und der gesamten Crew, Sie schon bald wieder bei uns an Bord begrüßen zu dürfen ... «

2049:44 [Passagierraum-Mikro AUS]

CAPT. PETER J. MOLDES: » ... damit wir alle unsere Jobs behalten.« [Gelächter im Cockpit]

2050:01 Flugsicherung New York (JFK): »Regis 7-

5-3, Anflug links, Kurs 1-0-0. Klar zur Landung auf 13R.«

CAPT. PETER J. MOLDES: »Regis 7-5-3, Anflug links, 1-0-0, Landung auf Runway 13R, alles klar.«

2050:15 [Passagierraum-Mikro AN]

CAPT. PETER J. MOLDES: »Flugbegleiter, bereit zur Landung.«

2050:18 [Passagierraum-Mikro AUS]

ERSTER OFFIZIER RONALD W. NASH: »Fahrwerk ausgefahren.«

CAPT. **PETER** J. MOLDES: »Ist doch immer wieder schön, nach Hause zu kommen ... «

2050:41 [Heftiger Lärm. Schrilles Getöse. Statisches Rauschen.]

ENDE DER FUNKVERBINDUNG

# ***Landung***

## **JFK International: Kontrollturm**

Die Schüssel nannten sie es. Monochrom grün leuchtend JFK wartete seit mehr als zwei Jahren auf eine neue Farbbildschirme -, wie eine Schale Erbsensuppe, gefüllt mit Buchstabengruppen, die an kodierte blinkende Punkte angeheftet waren. Jeder Punkt stand für Hunderte von Menschenleben oder im alten Schifffahrtsjargon, der bis heute im Flugverkehr Bestand hat - *Seelen*.

Hunderte von Seelen.

Vielleicht war das der Grund, weshalb die anderen Fluglotsen Jimmy Mendes »Jimmy the Bishop« nannten. Jimmy war der einzige Fluglotse, der die gesamte Schicht lieber im Stehen statt im Sitzen verbrachte, dabei in einer Hand einen Bleistift schwang und ständig auf und ab ging, während er aus dem betriebsamen Raum der Flugsicherung im Tower, knapp hundert Meter über dem JFK International Airport, Verkehrsflugzeuge nach New

York lotste wie ein Schäfer seine Herde. Er benutzte den rosafarbenen Radiergummi des Bleistifts, um sich die ihm anvertrauten Flugzeuge vorzustellen, ihre relativen Positionen zueinander, anstatt sich allein auf den zweidimensionalen Radarschirm zu verlassen.

Wo Hunderte von Seelen jede Sekunde piepten.

»United 6-4-2, rechts halten auf Kurs I-O-O, auf fünftausend steigen. «

Aber so durfte man nicht denken, wenn man an der Schüssel war. Man durfte nicht bei all diesen Seelen verweilen, deren Schicksal in seinen Händen lag: Menschenleben verpackt in geflügelte Raketen, die meilenweit über der Erde dahinschossen. Man durfte sich kein Bild vom großen Ganzen machen: All die Flugzeuge auf der Schüssel, all die anderen Fluglotsen, die um einen herum kodierte Anweisungen in ihr Headset murmelten, all die Flugzeuge auf *deren* Schüsseln, dann der Tower des benachbarten LaGuardia ... und all die anderen Tower in jeder Stadt der USA ... und überall auf der ganzen Welt ...

Calvin Buss, Bereichsleiter der Flugsicherung und Jimmy the Bishops unmittelbarer Vorgesetzter, sah

ihm über die Schulter. Er war früh aus der Pause zurück und kaute noch irgendetwas. »Wie steht's mit Regis 7-5-3?«

»Regis 7-5-3 ist zu Hause.« Zur Sicherheit warf Jimmy nochmal einen kurzen Blick auf seine Schüssel. »Rollt gerade ans Gate.« Er scrollte auf seinem Bildschirm mit den Gate-Anweisungen nach oben und suchte Flug 7-5-3. »Warum?«

»Die Rollkontrolle teilt mit, dass sie eine Maschine auf dem Radar haben, die bewegungslos auf Foxtrot steht.«

»Auf dem Taxiway?« Jimmy kontrollierte erneut seine Schüssel, vergewisserte sich, dass es seinen Schützlingen ohne Ausnahme gutging, und öffnete dann noch einmal die Funkverbindung zu DL753. »Regis 7-5-3, hier JFK Tower, over.«

Nichts.

Er versuchte es wieder. »Regis 7-5-3, hier JFK Tower, bitte antworten, over.«

Er wartete. Nichts. Nicht einmal das leiseste Knacken des Funkgeräts.

»Regis 7-5-3, hier JFK Tower, hören Sie mich, over?« Ein Tower-Lotse erschien hinter Calvin Buss.

»Ein Kommunikationsproblem?«, schlug er vor.

»Wohl eher ein kompletter Systemausfall«, erwiderte der Bereichsleiter. »Irgendwer hat gesagt, die Maschine sei vollkommen dunkel.«

»Dunkel?«, wiederholte Jimmy. Falls die Bordelektronik nur Minuten nach der Landung abgeschmiert war, waren sie haarscharf an einer Katastrophe vorbeigeschlittert. Er nahm sich vor, auf dem Heimweg kurz anzuhalten und für die Lotteriezziehung morgen auf die Zahlen 753 zu setzen.

Calvin verband sein Headset mit Jimmys Audio-Buchse. »Regis 7-5-3, hier JFK Tower, bitte antworten. Regis 7-5-3, hier ist der Tower, over.« Warten. Lauschen.

Nichts.

Jimmy warf einen Blick auf die Leuchtmarkierungen auf seiner Schüssel - keine Kollisionswarnungen, seine Maschinen waren alle im grünen Bereich. »Wir ordnen besser eine Umlenkung um Foxtrot an«, sagte er.

Calvin stöpselte sich aus und trat einen Schritt zurück.



Gedankenverloren starrte er über Jimmys Konsole hinweg durch die Fenster des Towers in die ungefähre Richtung des Rollfeldes. In seinem Blick lagen gleichermaßen Verwirrung und Besorgnis. »Wir müssen Foxtrot freibekommen.« Er drehte sich zu dem Tower-Lotsen um. »Schick jemanden los, der sich das mal aus der Nähe ansieht.«

Jimmy the Bishop hielt sich den Bauch und wünschte, er könnte sich irgendwie die Übelkeit wegmassieren, die in seinem Inneren tobte. Seine Aufgabe war im Grunde genommen die einer Hebamme. Er assistierte Piloten dabei, Flugzeuge voller Seelen sicher aus dem Schoß des Universums auf die Welt zu bringen. Jetzt jedoch verspürte er quälende Ängste - ähnlich denen eines Arztes bei seiner allerersten Totgeburt.

### **Terminal 3: Rollbahn**

Lorenza Ruiz war unterwegs zum Flugsteig. Sie fuhr ein mobiles Gepäckband, im Prinzip eine hydraulische Rampe auf Rädern. Als 753 nicht wie erwartet um die Ecke kam, rollte sie etwas weiter vor, um nachzusehen, denn sie war gleich mit ihrer

Pause dran. Sie trug Lärmschutz-Kopfhörer, ein Kapuzen-Shirt mit dem Logo der Mets unter der Reflektor-Weste und eine Schutzbrille - dieser Runway-Schotter war ein fieses Zeug. Die orangefarbenen Leucht-Einwinkstäbe lagen neben ihr auf dem Sitz.

*Was zum Teufel?*

Lorenza setzte die Schutzbrille ab, als traute sie ihren Augen nicht. Da war sie, eine Boeing 777, ein dickes Mädchen, eine der neuen Maschinen der Flotte - draußen auf Foxtrot im Dunkeln. *Völlig* dunkel, nicht einmal Positionslichter an den Tragflächen. Der Himmel war diese Nacht leer, der Mond und die Sterne ausgelöscht - einfach nur ... nichts. Das Einzige, was Lorenza sah, war die glatte Oberfläche des Rumpfes und der Tragflächen, die schwach im Licht der Landescheinwerfer im Anflug befindlicher Flugzeuge leuchtete.

*»Jesus Santísimo!*«, flüsterte sie.

Sie aktivierte das Funkgerät und machte Meldung.

»Wir sind schon unterwegs«, antwortete ihr Vorgesetzter. »Die oben im Krähenneist wollen, dass du rausfährst und mal einen Blick draufwirfst.«

»Wer? Ich?«

Lorenza runzelte die Stirn. Das hatte man davon, wenn man neugierig war ...

Also fuhr sie los, folgte zunächst den markierten Fahrspuren weg vom Passagier-Terminal, überquerte dann die auf das Vorfeld gemalten Markierungslinien der Rollbahn. Sie war angespannt und extrem wachsam - so weit hinaus war sie noch nie gefahren. Die amerikanische Luftfahrtbehörde FAA hatte strikte Regeln, wie weit mobile Förderbänder und Gepäckwagen fahren durften, daher hielt sie die Augen nach auf dem Vorfeld rollenden Flugzeugen auf.

Endlich bog sie hinter den blauen Markierungslampen am Rand der Rollbahn ab. Das Flugzeug wirkte so, als wären sämtliche Systeme komplett heruntergefahren worden, vom Bug bis zum Heck. Keine Positionslichter, keine Antikollisionslichter, kein Licht hinter den Kabinenfenstern. Normalerweise konnte man sogar vom Boden, also neun Meter von unten, durch die winzigen Frontscheiben, die wie Augen schräg über der charakteristischen Nase der Boeing standen, hoch ins Cockpit sehen, zu den Schalttafeln an der

Decke und den dunkelkammerrot leuchtenden Instrumenten.

Aber da war nichts, kein einziges Licht.

Lorenza verharrte etwa zehn Meter von der Spitze der linken Tragfläche entfernt. Wenn man lange genug auf dem »luftseitigen« Bereich eines Flughafens arbeitete - und bei ihr waren das nun schon acht Jahre, länger als ihre beiden Ehen zusammengenommen -, dann schnappte man so das eine oder andere auf. Die verschiedenen Steuerungsklappen und Auftriebshilfen an der Flügelhinterkante standen alle senkrecht nach oben, so wie die Piloten sie unmittelbar nach Aufsetzen auf der Landebahn einstellen. Die Turbinen standen still, obwohl sie, selbst nachdem sie abgeschaltet waren, normalerweise eine ganze Weile brauchten, um völlig zur Ruhe zu kommen, und dann immer noch größere Schwebepartikel und Insekten einsaugten wie ein gigantischer Staubsauger. Also war dieses große Baby sauber gelandet, war brav und sicher bis hierhergekommen und dann plötzlich *Licht aus*.

Noch alarmierender war jedoch, dass, was auch immer schiefgegangen war, in einem Zeitraum von zwei, höchstens drei Minuten nach Erteilung der

Landeerlaubnis passiert sein musste. *Was kann in so kurzer Zeit so gründlich schiefgehen?*

Lorenza rollte etwas näher heran. Wenn diese Strahltriebwerke plötzlich losgingen, wollte sie nicht eingesaugt und zerstückelt werden wie eine Kanadagans. Sie fuhr an die Frachtluke heran, zu jenem Bereich des Flugzeugs, der ihr am vertrautesten war, und hielt unter dem hinteren Ausstieg. Sie zog die Handbremse an und lenkte das Rollband mit dem Joystick nach oben bis zu einer Neigung von etwa dreißig Grad. Nicht genug, aber immerhin. Sie stieg aus, griff sich die Einwinkstäbe und ging die Rampe zu dem toten Flugzeug hoch.

*Tot?* Wie kam sie darauf? Das Ding war doch nie lebendig gewesen ...

Aber für einen kurzen Augenblick kam Lorenza das Bild einer riesigen faulenden Leiche in den Sinn, ein gestrandeter Wal. Genau so kam ihr das Flugzeug vor: wie ein verrottender Kadaver, ein toter Leviathan.

Der Wind ebbte ab, als sie sich dem oberen Ende der Rampe näherte - und eines musste man wissen über das Klima draußen auf dem Vorfeld des JFK: Der Wind hörte nie auf. *Niemals*. Draußen auf dem

Rollfeld war es *immer* windig. Durch die landenden Flugzeuge, die Salzmarsch und den beschissenen Atlantik direkt auf der anderen Seite von Rockaway. Aber plötzlich war es ganz windstill - so still, dass Lorenza die dick gepolsterten Kopfhörer abnahm, nur um sicherzugehen. Sie hörte ein Klopfen, das aus dem Inneren der Maschine zu kommen schien, bis ihr bewusst wurde, dass es nur ihr eigener Herzschlag war. Sie knipste die Taschenlampe an und richtete den Lichtstrahl auf die rechte Flanke des Flugzeuges.

Dem kreisförmigen Lichtkegel folgend, sah sie, dass der Rumpf nach dem Sinkflug immer noch feucht war; die Tautropfen rochen nach Frühlingsregen. Sie schwenkte die Lampe auf die Fensterreihe. Jeder einzelne Blendschutz im Inneren war heruntergezogen.

Wie seltsam ... Es kam ihr gespenstisch vor. Extrem gespenstisch. Im Angesicht dieser zweihundertfünfzig Millionen Dollar teuren, über dreihundert Tonnen schweren Flugmaschine überkam Lorenza kurz das Gefühl, sie stünde vor einer drachenartigen Bestie. Einem schlafenden Dämon, der nur so *tat*, als schliefe er, tatsächlich

aber jeden Moment die Augen und das grässliche Maul öffnen konnte. Ein verstörender, merkwürdig übernatürlicher Moment. Ein Beben durchfuhr sie; alles in ihrem Inneren spannte sich an, verkrampfte sich.

Plötzlich bemerkte sie, dass eine der Blenden hochgezogen worden war. Die feinen Härchen in ihrem Nacken reagierten so empfindlich, dass sie eine Hand dorthin legen musste, als gelte es, ein verängstigtes Haustier zu beruhigen. Sie hatte diese Blende einfach nur übersehen. Sie war vorher schon hochgezogen gewesen - die ganze Zeit ...

Vielleicht.

**I**n Inneren des Flugzeugs rührte sich die Dunkelheit. Und Lorenza hatte das Gefühl, als würde sie beobachtet. Von drinnen.

Sie wimmerte wie ein kleines Kind, konnte nichts dagegen tun. Sie war wie gelähmt. Ein pochender Schwall Blut, der wie auf Kommando in ihr aufstieg, schnürte ihr die Kehle zu.

Und dann wusste sie es, begriff sie ohne jeden Zweifel:

*Etwas da drinnen würde sie auffressen ...*

Der Wind frischte wieder auf, als hätte er nie eine Pause eingelegt, und mehr Anstoß brauchte Lorenza nicht. Sie lief die Rampe hinunter, sprang auf den Fahrersitz des Transporters, legte trotz des ausgefahrenen Gepäckbands und des schrillenden Warnsignals den Rückwärtsgang ein. Das knirschende Geräusch kam von einem der blauen RollbahnLeuchtfeuer unter den Reifen, als sie davonraste, halb auf, halb neben dem Gras, den nahenden Scheinwerfern von einem halben Dutzend Rettungsfahrzeugen entgegen.

## **JFK International: Kontrollturm**

Calvin Buss hatte ein anderes Headset übergestreift und erteilte nun Anweisungen gemäß den Bestimmungen des Nationalen Notfallplans der FAA bei Zwischenfällen auf Rollbahnen. Sämtliche ankommenden und abfliegenden Maschinen in einem Umkreis von fünf Meilen im Luftraum über JFK wurden gestoppt. Was bedeutete, dass die Zahl der wartenden Maschinen kontinuierlich zunahm. Calvin strich alle Pausen und wies die diensttuenden Fluglotsen an, auf jeder nur erdenklichen Frequenz



Flug 753 anzufunken. Noch nie hatte Jimmy the Bishop im Tower eine Situation erlebt, die näher an das absolute Chaos herankam.

Mitarbeiter der Port Authority, der Betreibergesellschaft des JFK - Anzugtypen, die in ihre Nextel-Handys murmelten - hatten sich hinter ihm eingefunden. Auch das kein gutes Zeichen. Schon irgendwie bemerkenswert, dass Menschen offenbar von Natur aus Nähe suchen, wenn sie mit Unerklärbarem konfrontiert werden ...

Abermals gab Jimmy seinen Funkspruch durch. Abermals vergeblich.

»Wurde der Code für Entführung abgesetzt?«, fragte ein Anzugtyp.

»Nein«, antwortete Jimmy. »Nichts.« »Kein Feuersalarm?«

»Natürlich nicht.«

»Kein Alarm wegen gewaltsamen Öffnens der CockpitTür?«

Jimmy erkannte, dass die Ermittlungen jetzt die Phase der »dummen Fragen« erreicht hatten. Er bot a l l seine Geduld und seinen gesunden Menschenverstand auf, all das, was ihn zu einem

erfolgreichen Fluglotsen machte. »Sie ist völlig unauffällig hereingekommen und hat weich aufgesetzt. Regis 7-5-3 hat die Gate-Zuweisung bestätigt und ist dann runter von der Landebahn. Damit habe ich sie aus der Radarüberwachung genommen und an ASDE übergeben, das Bodenkontrollsystem. «

Eine Hand auf das Headset-Mikro gelegt sagte Calvin: »Vielleicht musste der Pilot alle Systeme runterfahren?« Jimmy fuhr sich durch das Haar. »Vielleicht. Vielleicht sind ihm aber auch alle Systeme abgeschmiert.«

»Warum haben sie dann nicht die Tür aufgemacht?«, fragte ein anderer Anzugtyp.

Darüber hatte sich Jimmy bereits den Kopf zerbrochen.

Passagiere saßen für gewöhnlich nie länger still als unbedingt nötig. Erst eine Woche zuvor war es in einer aus Florida kommenden JetBlue fast zu einer Meuterei gekommen - und dabei war es lediglich um *altbackene Bagels* gegangen. Hier saßen die Leute schon - wie lange? - fest. Vielleicht fünfzehn Minuten. In kompletter Dunkelheit. »Da drin wird's langsam verdammt heiß. Wenn der Strom

ausgefallen ist, gibt's keine Luftzirkulation mehr. Keine Belüftung.«

»Worauf zum Teufel warten wir dann noch?«

Jimmy spürte, wie bei allen die Anspannung stieg. Dieses Loch im Bauch, dieses flaue Gefühl, wenn einem klar wird, dass gleich etwas passiert - etwas sehr, sehr Schlimmes. »Was, wenn sie sich nicht bewegen können?«, entfuhr es ihm, bevor er sich auf die Zunge beißen konnte.

»Eine Geiselnahme? Meinen Sie etwa das?«, fragte der Anzugtyp.

Jimmy the Bishop nickte unmerklich. Aber das war es nicht, was er dachte. Aus welchem Grund auch immer, er konnte an nichts anderes denken als an dieses eine Wort:

*Seelen.*

## **Rollbahn Foxtrot**

Die Flughafenfeuerwehr der Port Authority rückte zu einem Routineeinsatz für eine havarierte Passagiermaschine aus: sechs Einsatzfahrzeuge  
e i n s c h l i e ß l i c h Flugfeldlöschfahrzeug,

Tanklöschfahrzeug und Drehleiterwagen. Sie hielten vor dem mobilen Gepäckband bei den blauen Markierungsleuchten, die Foxtrot einfassten. Captain Sean Navarro sprang von der hinteren Plattform des Leiterwagens und baute sich mit Helm und feuerfester Schutzkleidung vor dem »toten« Flugzeug auf. Die blitzenden Warnleuchten der Einsatzfahrzeuge tauchten den Rumpf der Maschine in ein pulsierendes rotes Licht, einen künstlichen Herzschlag. Es sah aus wie ein leeres Flugzeug bei einer Nachtübung.

Navarro ging nach vorn und kletterte hoch zu Benny Chufer, dem Fahrer. »Setz dich mit der Betriebstechnik in Verbindung und lass die Flutlichtscheinwerfer hierherbringen. Dann fährst du nach vorne bis direkt hinter die Tragfläche.«

»Wir haben Anweisung, uns zurückzuhalten«, erwiderte Benny.

»Hier steht ein Flugzeug voller Menschen. Wir werden nicht dafür bezahlt, in der Nase zu bohren. Wir werden dafür bezahlt, Menschenleben zu retten.«

Benny zuckte mit den Achseln und tat, was der Captain von ihm verlangte. Navarro stieg aus dem

Führerhaus rauf auf das Dach, wo Benny den Ausleger gerade so weit anhub, dass er die Tragfläche erreichte. Der Captain schaltete seine Taschenlampe an und kletterte zwischen den bei den senkrecht stehenden Landeklappen über die schräge Kante, wobei er seine Stiefel genau dort aufsetzte, wo in fetten schwarzen Buchstaben BETRETEN VERBOTEN stand.

Oben angekommen marschierte er, sechs Meter über der Rollbahn, die breiter werdende Tragfläche entlang auf den Notausgang zu, die einzige Tür einer Passagiermaschine, die sich im Fall der Fälle von außen öffnen lässt. Sie hatte ein kleines Fenster ohne Blendschutz. Navarra versuchte hineinzusehen, aber durch die Kondenswasserperlen auf der Scheibe konnte er nichts ausmachen als Dunkelheit. Da drinnen musste die Luft zum Schneiden dick sein.

Warum riefen sie nicht um Hilfe? Warum hörte er von innen nicht den geringsten Laut? Wenn die Kabine immer noch unter Druck stand, war die Maschine luftdicht versiegelt. Diesen Passagieren hier ging langsam, aber sicher der Sauerstoff aus.

Navarro streifte die Feuerwehrhandschuhe über,

drückte die rate Doppelklappe ein und holte den Öffnungs bügel aus der Vertiefung. Er drehte ihn um hundertachtzig Grad in Pfeilrichtung und zog. Jetzt hätte die Tür nach außen aufspringen sollen, doch sie rührte sich nicht. Er zog noch einmal, wusste aber sofort, dass es vergebliche Liebesmühe war - sie gab keinen Millimeter nach. Völlig unmöglich, dass sie von innen blockierte. Der Bügel musste sich verklemmt haben, oder irgendetwas hielt sie von innen zu ...

Er ging über die Tragfläche zurück zur Leiter. Von dort sah er das orangefarbene Warnlicht eines Dienstfahrzeugs, ein Elektromobil, das vom internationalen Terminal in ihre Richtung kam. Kurz darauf erkannte er die blauen Jacken der Transportation Security Administration, der dem Heimatschutzministerium unterstehenden, für die öffentliche Verkehrssicherheit zuständigen Bundesbehörde.

» Und los geht's«, murmelte Navarra und kletterte die Leiter hinunter.

Es waren insgesamt fünf, die sich nacheinander vorstellten, aber Captain Navarro verschwendete keine Mühe darauf, sich ihre Namen zu merken. Er

war mit Feuerwehr und Löschfahrzeugen zur Maschine gekommen, sie kamen mit Smartphones und Laptops. Eine Weile stand er nur da und hörte zu, wie sie wild durcheinander in ihre Apparate sprachen.

»Wir sollten es uns verdammt gut überlegen, bevor wir das Ministerium einschalten. Kein Mensch will, dass hier die Hölle losbricht, wenn's nicht absolut nötig ist.«

»Wir wissen ja noch nicht mal, mit wem oder was wir's hier überhaupt zu tun haben. Wenn du die alarmierst, wimmelt es hier oben nur so von Kampfflugzeugen der Otis Air Force Base, und das wiederum bedeutet, die ganze Ostküste in Panik zu versetzen.«

»Falls es eine Bombe *ist*, dann haben sie aber bis zum letzten möglichen Moment gewartet.«

»Wollen das Ding vielleicht erst auf amerikanischem Boden hochgehen lassen.«

»Womöglich stellen die sich einfach eine Weile tot. Halten Funkstille. Wollen, dass wir näher rankommen. Warten auf das Eintreffen der Medien.«

Einer der Beamten studierte das Display seines

Smartphones. »Ich sehe hier gerade, dass die Maschine aus Tegel kommt. Berlin.«

Darauf ein anderer in sein Telefon: »Ich brauche jemanden in Deutschland, der *Englisch sprechen kann*. Wir müssen wissen, ob sie da drüben irgendwelche verdächtigen Aktivitäten beobachtet haben, irgendwelche sicherheitsrelevanten Vorfälle. Außerdem müssen wir uns ein Bild davon verschaffen, wie bei denen die Gepäckabfertigung läuft.«

Wieder ein anderer gab Anweisungen. »Kontrollieren Sie den Flugplan, und überprüfen Sie noch mal die Passagierliste. Ja - jeden einzelnen Namen, alles nochmal checken. Diesmal auch unterschiedliche Schreibweisen mit einbeziehen.«

»Okay.« Der von vorher las etwas auf seinem PDA ab. »Sämtliche Spezifikationen. Die Maschine ist unter N323RG registriert. Eine Boeing 777-200LR. Letzte technische Kontrollinspektion vor vier Tagen auf dem Hartsfield-Jackson Atlanta International Airport. Es wurde eine verschlissene Kabelplatine in der Schubumkehr des linken Triebwerks sowie eine ausgeleierte Lagermuffe am rechten ersetzt. Die Reparatur einer Delle in der Innenbord-Klappe am



Heck links wurde aus Zeitgründen verschoben. Mit anderen Worten sie war von vorne bis hinten topfit.«

»Die Triple-Seven sind ziemlich neue Maschinen. Erst seit ein, zwei Jahren auf dem Markt, richtig?«

»Ausgelegt für maximal dreihunderteins Passagiere. Bei diesem Flug waren exakt zwei-zehn an Bord. Hundertneunundneunzig zahlende Passagiere, drei Piloten, acht Flugbegleiter.«

»Irgendjemand ohne Ticket?« Das bezog sich auf Säuglinge und Kleinkinder.

»Krieg keine angezeigt.«

»Ein absoluter Klassiker«, sagte der Beamte, der auf einen Terrorakt fixiert war. »Erzeuge Verwirrung, warte, bis die ersten Einsatzfahrzeuge eintrudeln, sorg dafür, dass du ein Publikum bekommst - und dann jag das Ding mit maximalem Effekt in die Luft.«

»Wenn dem so wäre, wären wir alle längst tot.« Sie sahen sich beklommen an.

»Wir müssen die Rettungsfahrzeuge abziehen. Welcher Idiot ist da oben auf der Tragfläche rumgelatscht? «

Captain Navarro schob sich vor. »Das war ich.«

»Oh.« Der Beamte hüstelte trocken in seine Faust.

»Ja, äh, schön. Da oben hat ausschließlich Wartungspersonal was zu suchen, Captain. Vorschrift der FAA.«

»Weiß ich.«

»Und? Was haben Sie gesehen?«

»Nichts. Ich hab nichts gesehen und nichts gehört. Sämtliche Blenden in den Fenstern sind runtergezogen.« »Runtergezogen, sagen Sie? Alle unten?«

»Jede einzelne.«

»Haben Sie es mit dem Notausgang über der Tragfläche versucht?«

»Allerdings, das hab ich.« »Und?«

»Klemmt. «

»Klemmt? Unmöglich!«

»Die Tür klemmt«, wiederholte Navarro. Er war mit diesen fünf hier geduldiger als mit seinen eigenen Kindern.

Der Chef der Truppe zog sich zurück, um zu telefonieren.

Navarra sah die anderen an. »Also, was machen wir jetzt?« »Das versuchen wir gerade rauszufinden.«

»Versuchen rauszufinden? Wie viele Passagiere sitzen in diesem Flugzeug? Und wie viele von denen haben inzwischen 911 gewählt?«

Der Beamte schüttelte den Kopf. »Bislang keine Anrufe von Mobiltelefonen aus der Maschine.«

Navarro zog die Augenbrauen hoch. »Bislang?«

»Null Anrufe bei hundertneunundneunzig Passagieren?«, sagte ein anderer Beamter. »Nicht gut.«

»Gar nicht gut«, brummte der Erste.

Navarra starrte die beiden an. »Wir müssen etwas unternehmen, und zwar jetzt sofort. Ich brauche keine Genehmigung, um mit der Feueraxt Scheiben einzuschlagen, wenn da drinnen Leute sterben oder vielleicht sogar schon tot sind. In diesem Flugzeug gibt es keinen Sauerstoff mehr.«

In diesem Moment kam der Chef der Truppe von seinem Telefonat zurück. »Sie bringen jetzt den Schneidbrenner raus. Wir schneiden sie auf.«

## **Dark Harbour, Virginia**

Chesapeake Bay, zu dieser späten Stunde schwarz

und aufgewühlt.

In der verglasten Veranda des Haupthauses, auf einer malerischen Klippe, von der man die ganze Bucht überblickte, lehnte sich ein Mann in einem ergonomischen Sessel zurück, einer medizinischen Spezialanfertigung. Das Licht war gedämpft, zu seiner Behaglichkeit wie auch aus Sparsamkeit. Die Thermostate, von denen es allein in diesem Raum drei gab, hielten die Temperatur konstant bei 16,6 °Celsius. Leise erklang Strawinskys *Le sacre du printemps* - Berieselung durch verborgene Lautsprecher, um das unbarmherzig rauschende Pumpen der Dialysemaschine zu übertönen.

Eine schwache Atemwolke entwich dem Mund des Mannes. Ein zufälliger Beobachter hätte meinen können, dass er dem Tode nahe war. Hätte denken können, Zeuge der letzten Tage oder Wochen eines - dem weitläufigen, neunundsechzigtausend Quadratmeter großen Anwesen nach zu urteilen äußerst erfolgreichen Lebens zu sein. Hätte anmerken können, welch eine Ironie es doch sei, dass einen so reichen Mann dasselbe Schicksal ereilte wie einen Bettler.

Nur: Eldritch Palmer war durchaus nicht am Ende.

Er war siebenundsechzig Jahre alt und dachte gar nicht daran aufzugeben. Absolut nicht.

Der angesehene Investor, Geschäftsmann, Theologe und einflussreiche Berater unterzog sich dieser Prozedur nun bereits seit sieben Jahren, jeden Abend drei bis vier Stunden. Sein Gesundheitszustand war labil, aber noch unter Kontrolle. Er wurde rund um die Uhr von Ärzten überwacht und von erstklassiger Krankenhaustechnik versorgt, die speziell für seinen Privatgebrauch angeschafft worden war.

Aber reiche Leute können sich nicht nur eine exzellente medizinische Versorgung leisten, sie können es sich auch leisten, exzentrisch zu sein. Eldritch Palmer behielt seine Eigenheiten für sich, verborgen vor den Augen der Öffentlichkeit, selbst vor dem engsten Kreis seiner Vertrauten. Er hatte nie geheiratet. Er hatte keinen Erben gezeugt. Und so gab es reichlich Anlass zu Spekulationen, welche Pläne Palmer im Falle seines Ablebens für sein riesiges Vermögen hegte. Er hatte keinen Stellvertreter in seiner wichtigsten Investmentfirma, der Stoneheart Group. Er hatte keine Verbindungen zu irgendwelchen Stiftungen oder karitativen

Organisationen, im Gegensatz zu den beiden anderen, mit denen er im jährlichen Wettstreit um Platz eins auf der *Forbes-Liste* der reichsten Amerikaner stand: Microsoft-Gründer Bill Gates und Berkshire-Hathaway-Investor Warren Buffet. Würden jedoch gewisse Goldreserven in Südamerika und SchattenHoldings in Afrika in die *Forbes-Rangliste* eingerechnet, hätte Palmer die Liste unanfechtbar angeführt. Ja, er hatte noch nicht einmal ein Testament aufgesetzt, ein geradezu unvorstellbares Versäumnis in der Vermögensplanung, selbst wenn man nur ein Tausendstel seines Reichtums besaß.

Eldritch Palmer hatte schlicht und einfach nicht vor zu sterben.

Hämodialyse ist ein Verfahren, bei dem das Blut über ein Schlauchsystem dem Körper entnommen wird, in einem Dialysegerät, einer »künstlichen Niere«, gefiltert und dann frei von Schadstoffen sowie überschüssigen Salz- und Wasseranteilen dem Körper wieder zugeführt wird; ein- und ausgehende Nadeln werden in eine sogenannte Fistel, eine seitlich in eine Arterie eingepflanzte Vene eingeführt, die semipermanent am Unterarm angelegt ist. Das in diesem Fall benutzte Gerät war

ein hochmodernes Modell von Fresenius. Es überwachte ununterbrochen Palmers kritische Parameter und alarmierte sofort Mr. Fitzwilliam - der sich nie weiter als zwei Räume entfernt aufhielt -, wenn Abweichungen von den Normwerten auftraten.

Loyale Investoren waren inzwischen an Palmers ausgemergeltes Erscheinungsbild gewöhnt. Ja, es war schon zu seinem Markenzeichen geworden - das ironische Symbol der enormen Finanzkraft, mit der dieser gebrechliche, aschfahle Mann so viel Macht und Einfluss auf internationale Geldmärkte und Politik ausübte. Dieser Investorenkreis umfasste dreißigtausend Personen, eine Finanzelite: Zwei Millionen Dollar waren erforderlich, um sich einzukaufen, und viele, die seit Jahrzehnten bei Palmer investierten, besaßen inzwischen Vermögen im neunstelligen Bereich. Die Kaufkraft der Stoneheart Group verlieh Palmer ein gewaltiges wirtschaftliches Gewicht - das er effektiv und zuweilen auch skrupellos einzusetzen wusste.

Die Türen auf der Westseite des Raumes führten in die opulente Eingangshalle. Mr. Fitzwilliam, in seiner zweiten Funktion auch Chef von Palmers privatem Sicherheitsdienst, kam mit einem Silbertablett herein,

auf dem ein tragbares, abhörsicheres Telefon lag. Fitzwilliam war ein hochintelligenter ehemaliger Angehöriger des U.S. Marine Corps bestätigt waren zweiundvierzig im Kampfeinsatz getötete Feinde -, dessen medizinische Ausbildung nach der Entlassung aus dem Militärdienst von Palmer finanziert worden war. »Unser Mann im Heimatschutzministerium, Sir«, sagte er. In dem kühlen Raum war sein Atem deutlich zu sehen.

Normalerweise duldete Palmer während seiner abendlichen Regenerationsphase keine Störungen, sondern nutzte die Zeit, um nachzudenken. Diesen Anruf jedoch hatte er erwartet. Er nahm das Telefon entgegen und wartete, bis sich Fitzwilliam wieder zurückgezogen hatte.

Dann meldete er sich - und erfuhr, dass eine beträchtliche Unsicherheit herrschte, wie die Verantwortlichen am JFK mit dem »schlafenden Flugzeug« verfahren sollten. Der Anrufer sprach aufgeregt, mit einer Art befangener Förmlichkeit, wie ein Kind, das stolz von einer guten Tat berichtet. »Dies ist ein äußerst ungewöhnlicher Vorfall. Ich dachte, Sie wollten unmittelbar darüber in Kenntnis gesetzt werden, Sir.«



»Ja«, erwiderte Palmer. »Ich weiß diese freundliche Geste sehr zu schätzen.«

»Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht, Sir.«

Palmer unterbrach die Verbindung und legte das Telefon zur Seite. Eine gute Nacht, in der Tat! Eine gewisse Vorfreude überkam ihn. Er hatte es erwartet. Und jetzt, nachdem das Flugzeug gelandet war, wusste er, dass es begonnen hatte und auf welcher spektakulären Art und Weise!

Er wandte sich dem großen, in die Wand eingelassenen Fernsehschirm zu und schaltete ihn mit der in der Armlehne integrierten Fernbedienung ein. Noch nichts über das Flugzeug. Aber bald ...

Palmer drückte den Knopf der Gegensprechanlage, und Fitzwilliams Stimme antwortete: »Ja, Sir?«

»Lassen Sie den Hubschrauber startklar machen, Mr. Fitzwilliams. Ich muss geschäftlich nach Manhattan.«

Eldritch Palmer blickte durch die breite Fensterfront auf die Chesapeake Bay hinaus, tiefschwarz und aufgewühlt dort, wo der eisige Potomac River sich in ihre Tiefen ergoss.

## Rollbahn Foxtrot

Flughafentechniker rollten Sauerstoff tanks unter den Rumpf. Das Aufschneiden eines Verkehrsflugzeuges war eine Maßnahme für den äußersten Notfall. Jede Maschine verfügte über spezielle Bereiche, wo sie aufgeschnitten werden kann, sogenannte »Chop-out Areas«. Die Chop-out der 777 lag im hinteren Bereich des Rumpfes, vor der Heckflosse, auf der rechten Seite zwischen den beiden Türen des Frachtraumes. Das LR in der Modellbezeichnung Boeing 777-200LR stand für »Long Range«, Langstrecke, und als C-Modell mit einer maximalen Reichweite von über neuntausend Seemeilen, fast achtzehntausend Kilometern, sowie einer Tankkapazität von rund zweihunderttausend Litern besaß die Maschine zusätzlich zu den normalen Kerosintanks in den Tragflächen noch drei Zusatztanks im Laderaumbereich - was die Notwendigkeit einer sicheren Chop-out unterstrich.

Die Techniker benutzten ein Arcair Slice Pack, einen Plasma-Schneidbrenner, der nicht nur wegen seiner Handhabbarkeit im Katastropheneinsatz bevorzugt wurde, sondern weil er auch mit sicheren

Schneidgasen arbeitete statt mit so gefährlichen Gasen wie Acetylen. Es würde etwa eine Stunde dauern, die dicke Rumpfhülle aufzuschneiden.

Zu diesem Zeitpunkt rechnete auf dem Rollfeld niemand mehr mit einem glücklichen Ausgang des Zwischenfalls. Es waren keine Notrufe von Passagieren registriert worden. Weder Licht noch Geräusche oder irgendwelche anderen Signale kamen aus der Maschine. Die Situation war vollkommen rätselhaft.

Inzwischen war auf dem Vorfeld des Terminals eine mobile Einsatzzentrale der Port Authority aufgefahren. Sie stand hinter den Hochleistungsscheinwerfern, die auf die Boeing gerichtet waren. Ihr SWAT-Team war ausgebildet für Evakuierungen, Geiselnbefreiungen und Anti-Terror-Einsätze an den Brücken, Tunnels, Busterminals, Flughäfen, Bahnlinien sowie Seehäfen von New York und New Jersey. Die Beamten waren mit leichten Panzerwesten und Maschinenpistolen ausgerüstet. Schäferhunde beschnüffelten das Hauptfahrwerk - zwei Sets mit jeweils sechs riesigen Reifen - und liefen hin und her, die Nasen in die Luft gehoben, als würden auch sie die Gefahr wittern.

Ob überhaupt noch jemand an Bord ist?, schoss es Captain Navarro plötzlich durch den Kopf. Hatte es nicht mal eine Folge von *Twilight Zone* gegeben, in der ein menschenleeres Flugzeug gelandet war?

Die Flughafentechniker zündeten die Schneidbrenner und wollten sich gerade an der Unterseite des Rumpfes an die Arbeit machen, als einer der Hunde zu bellen begann und sich dabei an seiner Leine wieder und wieder im Kreis herumdrehte.

Navarro sah, wie Benny Chufer, der Fahrer seines Drehleiterwagens, auf den Mittelteil der Maschine zeigte. Ein dünner schwarzer Schatten war dort zu erkennen. Ein vertikaler, tiefschwarzer Strich unterbrach die ansonsten perfekt glatte Oberfläche des Rumpfes.

Es war der Notausgang über der Tragfläche. Die Tür, die Captain Navarra nicht aufbekommen hatte.

Jetzt stand sie offen.

Das ergab überhaupt keinen Sinn. Navarra blieb wie angewurzelt stehen und sagte keinen Ton. Vielleicht eine Fehlfunktion der Verriegelung. Oder der Griff war defekt. Vielleicht hatte er auch nur nicht fest genug gezogen ... Oder vielleicht - nur vielleicht

- hatte endlich jemand von innen die Tür geöffnet.

## **JFK International: Kontrollturm**

Die Port Authority hatte den Mitschnitt des Funkverkehrs von Jimmy the Bishop sichergestellt. Wie immer stand er, und während er darauf wartete, die Angelegenheit noch einmal mit den Anzugtypen durchzusprechen, begannen deren Handys wie verrückt zu klingeln.

»Sie ist offen«, sagte einer von ihnen. »Irgendwer hat 3L geöffnet.«

Nun standen alle auf, um zu dem hell angestrahlten Flugzeug hinauszusehen. Vom Tower aus war allerdings nicht zu erkennen, ob die Tür tatsächlich offen war.

»Von innen geöffnet?«, fragte Calvin Buss. »Und wer kommt raus?«

Der Anzugtyp, immer noch am Telefon, schüttelte den Kopf. »Niemand. Bis jetzt.«

Jimmy nahm den Feldstecher vom Fensterbord, um einen genaueren Blick auf die Regis 753 zu werfen.

Ja, da war es. Ein Streifen Schwarz über der

Tragfläche.

Die Türen wurden beim Öffnen zunächst ein Stück nach außen gedrückt, schwenkten dann zurück und klappten gegen die Innenwand weg. Also war rein technisch gesehen bis jetzt lediglich die Luftschleuse entkoppelt. Die Tür war noch nicht vollständig geöffnet.

Er legte das Fernglas weg und trat einige Schritte zurück.

Aus irgendeinem Grund sagte ihm sein sechster Sinn, dass dies ein guter Moment war abzuhaufen.

## **Rollbahn Foxtrot**

Die Gas- und Strahlungsmessgeräte, die an die Öffnung gehalten wurden, signalisierten Entwarnung. Einem Beamten des Einsatzkommandos, der sich auf der Tragfläche herangerobbt hatte, gelang es, die Tür mit einem langen Stab, an dessen Ende sich ein Haken befand, weiter aufzuziehen, während ihm zwei Kollegen unten auf dem Rollfeld Feuerschutz gaben. Ein Parabolmikrofon wurde hineingeschoben, das

diverse Zwitscherlaute - Piep- und Klingeltöne - wiedergab: die Handys der Passagiere. Die Anrufe besorgter Verwandter, Freunde. Ein gespenstischer, wehklagender Ton, wie winzig kleine persönliche Notrufsignale.

Dann folgte ein Spiegel an einem Stab, eine Riesenausgabe jenes Zahnarztinstruments, mit dem man die Rückseite der Zähne kontrolliert. Doch alles, was zu erkennen war, waren die Notsitze in dem Bereich zwischen Business und Economy. Beide unbesetzt.

Megafonbefehle halfen auch nicht weiter. Keine Reaktion aus dem Inneren der Maschine. Kein Licht, keine Bewegung, kein gar nichts.

Zwei Beamte in leichten Panzerwesten traten ein Stück aus dem Licht der Rollbahn und erhielten Anweisungen. Sie studierten eine Querschnittszeichnung: die Sitzordnung der Passagiere, die in der Kabine saßen, die sie gleich betreten würden, jeweils drei an den Seiten, vier in der Mitte. In der Maschine war es eng. Die Beamten tauschten ihre Maschinengewehre gegen handlichere Glocken und bereiteten sich auf einen Nahkampf vor.

Sie setzten Gasmasken mit integriertem Funkgerät auf und hakten Tränengasgranaten, Handschellen und Beutel mit Reservemagazinen an ihre Gürtel. Winzige Kameras, so groß wie Q-tips, ausgestattet mit Infrarot-Objektiven, waren auf ihren Helmen befestigt.

Dann stiegen sie über die Feuerwehrleiter auf die Tragfläche, näherten sich vorsichtig der Tür, drückten sich rechts und links der Öffnung mit dem Rücken flach gegen den Flugzeugrumpf. Eine Sekunde, zwei ... Einer der beiden stieß mit dem Stiefel die Tür auf, die sofort nach innen wegklappte, schnellte mit einer Drehung hinein und verharrte in Kauerstellung vor der nächsten Trennwand. Sein Partner folgte ihm.

**In** diesem Augenblick ertönte das Megafon: »An alle Insassen von Regis Flug 753. Hier spricht die Port Authority von New York und New Jersey. Wir betreten jetzt das Flugzeug. Zu Ihrer eigenen Sicherheit fordern wir Sie auf, sitzen zu bleiben und die Arme über dem Kopf zu verschränken.«

Der vordere der bei den Beamten wartete mit dem Rücken zur Trennwand und lauschte. Seine Maske verwandelte jeglichen Laut im Umkreis etlicher Meter



in ein dumpfes Dröhnen, doch er konnte drinnen keinerlei Bewegung feststellen. Er klappte das Nachtsichtgerät herunter, und sofort wurde das Innere der Maschine erbsengrün. Er nickte seinem Partner zu, hielt die Glock im Anschlag, und auf drei stürmten sie in die Kabine.

# ***Boarding***

## **Worth Street, Chinatown**

Ephraim Goodweather konnte nicht sagen, ob die Sirenen, die er hörte, draußen auf der Straße heulten - also *echt* waren - oder zum Soundtrack des Videospiels gehörten, das er mit seinem Sohn Zack spielte.

»Warum tötest du mich eigentlich die ganze Zeit?«, fragte er empört.

Der blonde Junge zuckte mit den Schultern, als hätte ihn die Frage beleidigt. »Genau darum geht's doch, Dad.«

Der Fernseher stand neben dem breiten, nach Westen zeigenden Fenster, bei weitem das Beste an dieser winzigen Wohnung im zweiten Stock eines alten Hauses am südlichen Ende von Chinatown. Auf dem Couchtisch lag ein Wirrwarr aus Kartons von chinesischem Essen, einer Tüte voller Comics von *Forbidden Planet*, Ephs Handy, Zacks Handy und

Zacks Schweißfüßen. Die Spielkonsole war neu, ein weiteres Spielzeug, das Eph gekauft hatte, während er an Zack gedacht hatte. So wie seine Großmutter eine Orange auspresste, wollte er jedes kleinste Quäntchen Spaß und Freude aus seiner begrenzten Zeit mit Zack herausholen. Sein einziger Sohn war sein ganzes Leben, seine Luft zum Atmen, seine Nahrung, und er musste ihn verwöhnen, wann immer er konnte, denn manchmal verging eine ganze Woche mit nur ein oder zwei Telefonaten, und das war wie eine Woche ohne Sonnenschein.

»Verdammt ... « Eph drückte wie wild auf seinem Controller herum, diesem fremdartigen, drahtlosen Apparat, aber er erwischte immer nur die falschen Knöpfe. Sein Soldat hieb auf den Boden ein. »Lass mich wenigstens aufstehen.«

»Zu spät. Wieder tot.«

Für viele andere Männer, die Eph kannte und die in einer ähnlichen Situation waren, bedeutete Scheidung nicht nur die Trennung von ihren Ehefrauen, sondern auch von ihren Kindern. Natürlich erzählten sie alle dasselbe - wie sehr sie ihre Kinder vermissten, wie die Exfrauen ihre Beziehung zu den Kindern untergruben, bla bla bla - ,

doch sie schienen sich nie wirklich Mühe zu geben. Für die meisten bedeutete ein Wochenende mit den Kindern ein Wochenende *ohne* ihr neues Leben in Freiheit. Für Eph waren diese Wochenenden *mit* Zack sein Leben. Eph hatte die Scheidung nie gewollt. Wollte sie immer noch nicht. Er begriff, dass seine Ehe mit Kelly beendet war - sie hatte an ihrem Standpunkt nicht den Hauch eines Zweifels gelassen -, aber er weigerte sich, seine Ansprüche auf Zack aufzugeben. Die Frage des Sorgerechts war der letzte noch ungelöste Streitpunkt und gleichzeitig der einzige Grund, warum sie noch verheiratet waren.

Dies war, wie mit dem vom Gericht ernannten Familienberater vereinbart, das letzte von Ephs Probe-Wochenenden. Irgendwann nächste Woche würde jemand vom Jugendamt mit Zack sprechen und kurz darauf würde eine endgültige Entscheidung fallen. Eph war es gleichgültig, wie lange es dauerte, das Sorgerecht für den Jungen zu bekommen - es war der Kampf seines Lebens. »Tun, was für Zack das Beste ist«, war der Kernsatz von Kellys Versuchen, bei Eph Schuldgefühle zu wecken und ihn dahin zu bringen, dass er sich mit großzügigen Besuchsrechten begnüge. Doch das Beste für Eph

war, Zack zu halten. Er hatte seinem Arbeitgeber, der Regierung der Vereinigten Staaten, praktisch den Arm umgedreht, um sein Team hier in New York aufzustellen statt in Atlanta, wo die amerikanische Seuchenschutzbehörde CDC - Centers for Disease Control and Prevention - ihren Sitz hatte, damit Zacks Leben nicht noch mehr durcheinandergebracht wurde, als es ohnehin schon war.

Er hätte mit härteren Bandagen kämpfen können. Schmutziger. So, wie es ihm sein Anwalt viele Male geraten hatte; der Mann kannte alle Tricks in der Scheidungsbranche. Ein Grund, warum Eph sich nicht dazu durchringen konnte, war die nachklingende Trauer über das Scheitern seiner Ehe. Der andere war, dass Eph einfach zu viel Empathie besaß, was ihn einerseits zu einem fantastischen Arzt machte, gleichzeitig aber zu einem erbärmlichen Mandanten in einem Scheidungsverfahren. Er hatte Kelly praktisch in allen Punkten und finanziellen Forderungen nachgegeben. Alles, was er wollte, war Zeit mit seinem Sohn.

Der ihn gerade mit Handgranaten bewarf.

» Wie soll ich bitte schön zurückschießen, wenn du mir die Arme weggesprengt hast?«, beschwerte sich Eph.

»Keine Ahnung. Versuch's mal mit treten.«

»Jetzt weiß ich, warum deine Mutter dir so eine Konsole verbietet. «

»Weil es mich zu sehr aufregt und weil es unsozial ist und weil ... Hoppla!«

Der Balken, der Ephs Lebensenergie anzeigte, fiel auf null.

Und genau in diesem Moment begann sein Handy zu vibrieren und wie ein hungriger silberner Käfer auf die Fastfood-Kartons zuzuschlittern. Vermutlich war es Kelly, um ihn zu erinnern, dass Zack sein Asthma-Mittel nehmen musste. Oder um sich mal kurz zu vergewissern, dass er Zack nicht nach Marokko oder wer weiß wohin entführt hatte.

Eph fing das Handy ein und warf einen Blick auf das Display. Eine 718er Nummer, ein Ortsgespräch. Die Anrufer-ID lautete JFK QUARANTÄNE.

Die Seuchenschutzbehörde CDC unterhielt im internationalen Terminal des JFK eine Quarantänestation. Keine richtige Verwahr- oder gar

Behandlungseinrichtung, sondern lediglich ein kleines Büro und ein Untersuchungszimmer: eine Art Feuerschneise, um einen möglichen Infektionsausbruch, der die Bevölkerung der Vereinigten Staaten gefährden könnte, zu erkennen und vielleicht sogar zum Stillstand zu bringen. Im Wesentlichen bestand ihre Arbeit darin, Passagiere, die während des Fluges Symptome einer Infektionskrankheit zeigten, zu isolieren und zu untersuchen.

Dieses Büro war abends geschlossen, und Eph hatte weder Bereitschaftsdienst, noch stand er bis Montag früh als Ersatzmann auf der Dienstliste. Er hatte sich dieses Wochenende schon vor Monaten für Zack freigehalten.

Er drückte den Anrufer weg und legte das Handy neben den Karton mit den Zwiebel pfannkuchen. Nicht sein Problem, nicht heute! »Bestimmt der Junge, der mir dieses Teil hier verkauft hat«, erklärte er seinem Sohn. »Ruft an, um mich auszufragen.«

Zack mampfte unterdessen eine weitere gefüllte Teigtasche, die vierte oder fünfte. »Ich kann gar nicht *glauben*, dass du für morgen tatsächlich Yankees-Red-Sox-Karten hast.«

»Das glaube ich, dass du das nicht glaubst. Und es sind sogar verdammt gute Plätze. Auf Höhe der Third Base. Musste an das Ersparte für dein College gehen, um sie zu kriegen, aber hey, keine Angst - bei deinen Fähigkeiten kommst du auch mit einem Highschool-Abschluss weit genug.«

»Dad!«

»Jedenfalls meine ich, dass jeder Dollar, der in Steinbrenners Tasche fließt, einer zu viel ist. Im Grunde genommen ist das Hochverrat.«

»Buuh, Red Sox! Vorwärts, Yanks!«, rief Zack.

»Erst bringst du mich um, und dann verhöhnt du mich auch noch?«

»Ich dachte, als Red-Sox-Fan bist du das gewohnt.«

»Na, warte!« Eph schnappte sich seinen Sohn und arbeitete sich mit den Händen zu dessen kitzligen Rippen vor, bis sich der Junge vor Lachen krümmte. Zachary wurde mit jedem Tag stärker, in seiner Gegenwehr lag schon richtig Kraft - dieser kleine Kerl, den Eph noch vor gar nicht so langer Zeit auf einer Schulter durch das Zimmer gewirbelt hatte. Er hatte die Haare seiner Mutter, die rotblonde Farbe - ihr natürlicher Farbton, so wie er sie damals auf dem



College kennengelernt hatte -, das gleiche feine Haar. Und dennoch: Zu Ephs Erstaunen und großer Freude erkannte er an dem Jungen seine eigenen Hände wieder, die genauso seltsam von den Gelenken herabbaumelten wie damals bei ihm mit elf. Diese breiten Pranken, die nichts lieber taten, als einen Baseball zu halten, die Klavierstunden hassten und die es kaum erwarten konnten, nach der Welt der Erwachsenen zu greifen. Seltsam, diese Hände wiederzusehen. Es stimmte schon: Unsere Kinder kommen auf die Welt, um uns zu ersetzen. Zachary war wie ein perfektes menschliches Paket, seine DNA zusammengeschnürt aus allem, was Eph und Kelly einander einmal bedeutet hatten - ihren Hoffnungen, Träumen, Möglichkeiten. Das war vermutlich der Grund, warum beide so hart daran gearbeitet hatten - jeder auf seine eigene Art und Weise -, aus dem Jungen das Beste herauszuholen. So hart, dass der Gedanke, Zack könnte unter dem Einfluss von Matt aufwachsen - Kellys Freund, mit dem sie inzwischen zusammenlebte -, Eph nachts nicht schlafen ließ. Sicher, Matt war ein »netter Kerl«, ein »guter Mensch«. Aber er war so null-acht-fuffzehn, dass er praktisch unsichtbar war. Eph

wollte Herausforderungen für seinen Sohn, Inspiration, Größe ...

Sein Handy begann erneut zu vibrieren und über die Tischplatte zu kriechen wie dieses klappernde Witz-Gebiss, das sein Onkel ihm früher mal zu Weihnachten geschenkt hatte. Eph erlöste Zack von der Kitzelattacke und kämpfte gegen den Impuls, einen Blick auf das Display zu werfen.

Irgendetwas war los, sonst würde man die Anrufe nicht bis zu ihm durchstellen. Der Ausbruch einer Seuche? Ein infizierter Reisender?

Das Telefon in der Hand, zwang sich Eph dazu, *nicht* ranzugehen. Sollte sich doch jemand anderer darum kümmern. Es war sein Wochenende mit Zack. Der ihn gerade ansah.

»Mach dir keine Gedanken.« Eph legte das Handy zurück auf den Tisch, während der Anruf auf seiner Mailbox landete. »Das geht schon klar. Keine Arbeit an diesem Wochenende.«

Zack nickte, wurde wieder munter und griff nach seinem Controller. "Willst du nochmal?"

»Ich weiß nicht. Wann kommen wir zu dem Teil, wo das kleine Mario-Männchen von oben Fässer auf

den Affen rollt? «

»Dad!«

»Ich fühle mich eben wohler zwischen all den kleinen italienischen Figuren, die durch die Gegend rennen und Pilze mampfen, um Punkte zu machen.«

»Jaja, und wie viele Kilometer musstest du damals jeden Tag auf dem Weg in die Schule durch den tiefen Schnee laufen?«

»*Na warte!*«

Eph stürzte sich wieder auf ihn, doch der Junge war auf den Angriff vorbereitet und hatte die Ellbogen gezogen, um die erneute Attacke auf seine Rippen zu vereiteln. Also änderte Eph die Taktik und knöpfte sich stattdessen die superempfindlichen Achillesfersen vor, gleichzeitig bemüht, Zacks Tritten auszuweichen. Der Junge flehte gerade um Gnade, als Eph bewusst wurde, dass sein Handy *schon wieder* klingelte.

Er sprang auf - zornig, weil ihm nun klar war, dass sein Job, seine Berufung, ihn an diesem Abend von seinem Sohn wegzerren würde. Er warf einen Blick auf die Nummer. Die ses Mal war es eine Atlanta-Vorwahl. Gar nicht gut! Eph schloss die Augen,

presste sich das summende Telefon an die Stirn und versuchte, den Kopf freizubekommen. »Entschuldige, Z«, sagte er zu seinem Sohn. »Lass mich nur mal hören, was los ist.« Er ging nach nebenan in die Küche und nahm das Gespräch an.

»Ephraim? Hier ist Everett Barnes.«

Dr. Everett Barnes. Der Direktor der CDC.

Eph drehte Zack den Rücken zu. Er wusste, dass sein Sohn ihn beobachtete, und konnte es nicht ertragen, ihn anzusehen. »Ja, Everett, was gibt es?«

»Ich habe gerade einen Anruf aus Washington erhalten.

Ist Ihr Team schon auf dem Weg zum Flughafen?«

»Nun, Sir, eigentlich ... «

»Haben Sie es im Fernsehen gesehen?« »Im Fernsehen?«

Eph ging zurück zum Sofa und bat Zack mit einer Geste um noch etwas Geduld. Er fand die Fernbedienung und suchte nach dem richtigen Knopf oder der Kombination richtiger Knöpfe, probierte einige aus, und der Bildschirm wurde schwarz. Missmutig nahm Zack ihm die Fernbedienung aus der Hand und schaltete auf den Kabelkanal.

Der Nachrichtensender zeigte ein auf dem Rollfeld stehendes Flugzeug. Etliche Fahrzeuge bildeten einen großen Kreis darum - einen *ängstlichen* Kreis, so schien es. JFK International Airport. »Ich glaube, ich hab's, Everett«, sagte Eph in das Telefon.

»Jim Kent hat mich angerufen. Er stellt die Ausrüstung zusammen, die Ihr Canary- Team benötigt. Sie stehen an vorderster Front, Ephraim. Ohne Sie machen die keinen Schritt weiter.«

»Wen meinen Sie mit >die<, Sir?«

»Die Port Authority von New York, die Bundesbehörde für Verkehrssicherheit, das Verkehrsministerium und das Heimatschutzministerium. Alle.«

Das Canary-Projekt war ein Team von Epidemiologen, deren Aufgabe darin bestand, biologische Bedrohungen bereits im Ansatz zu erkennen und schnellstmöglich einzugrenzen. Sein Zuständigkeits bereich umfasste beides: natürliche Epidemien wie Virusinfektionen oder das Q-Fieber und von Menschen verursachte Seuchen - wobei es vor allem Canarys möglicher Einsatz im Falle von Bioterrorismus war, der die Finanzierung sicherstellte. New York City war die Schaltzentrale,

mit kleineren Satelliten-Teams in den Universitätskrankenhäusern von Miami, Los Angeles, Denver und Chicago.

Das Programm hatte seinen Namen von dem alten Trick der Kohlebergleute, stets einen Kanarienvogel mitunter Tage zu nehmen. Der hochsensible Stoffwechsel des knallgelben Vogels reagierte auf feinste Spuren von Methan und Kohlenmonoxid, noch bevor diese eine toxische oder explosive Menge erreichten - die Gase bewirkten, dass der normalerweise trällernde Vogel still wurde, auf seiner Stange zu schwanken begann und schließlich herunterfiel. Ein grausames, aber effizientes biologisches Frühwarnsystem.

Im 21. Jahrhundert hatte jeder Mensch das Potenzial zu einem solchen Kanarienvogel. Die Aufgabe von Ephs Team war es, diese Menschen zu isolieren, wenn sie aufhörten zu singen, sie zu behandeln und eine Ausbreitung der Infektion zu verhindern.

»Was ist da los, Everett?«, fragte Eph. »Ist jemand an Bord gestorben?«

»Sie sind alle tot, Ephraim. Jeder Einzelne«, erwiderte der Direktor.

## Kelton Street, Woodside, Queens

Kelly Goodweather saß an dem kleinen Küchentisch Matt Sayles gegenüber, ihrem Lebenspartner - »Freund« klang zu jung, »bessere Hälfte« zu alt. Sie teilten sich eine selbst gemachte Pizza mit Pesto, Tomaten und Ziegenkäse. Einige Scheiben Prosciutto locker darübergelegt und eine Elfdollarflasche Merlot rundeten die Sache ab. Der Fernseher war auf NY 1 gestellt - Matt wollte die Nachrichten sehen. Was Kelly betraf, so waren Rund-um-die-Uhr-Nachrichten die Pest.

»Tut mir leid«, sagte sie noch einmal.

Matt verzog den Mund zu einem Lächeln und deutete mit seinem Weinglas träge einen Kreis in der Luft an.

»Es ist natürlich nicht meine Schuld. Aber wir hatten geplant, dass wir dieses Wochenende nur für uns hätten ... «

Matt wischte sich den Mund an der Serviette ab, die er in den Hemdkragen gestopft hatte. »Er findet doch immer einen Weg, sich zwischen uns zu drängen.

Und ich rede jetzt nicht von Zack.«

Kelly sah auf den dritten, *leeren* Stuhl am Küchentisch.

Zweifellos hatte sich Matt auf das Wochenende ohne Zack gefreut; solange der Kampf um das Sorgerecht noch nicht entschieden war, verbrachte Zack einige Wochenenden bei Eph in dessen Wohnung in Lower Manhattan. Was für sie beide ein romantisches Abendessen zu Hause bedeutete, mit den üblichen sexuellen Erwartungen seitens Matt - die Kelly bedenkenlos erfüllte und die zwangsläufig das Extraglas Wein wert waren, das Kelly sich erlauben würde.

Aber gut, nicht heute. Und so leid es ihr für Matt tat, war sie selbst eigentlich eher froh darüber.

»Ich mache es wieder gut«, sagte sie und zwinkerte. Matt lächelte niedergeschlagen. »Abgemacht.«

Das war eines der Dinge, die das Leben mit Matt so angenehm machten. Nach Ephs Launenhaftigkeit, seinen Temperamentsausbrüchen, seiner stets fordernden Persönlichkeit, dem Quecksilber, das in seinen Adern pulsierte, brauchte sie einfach ein ruhigeres Fahrwasser. Sie hatte Eph viel zu jung



geheiratet, hatte auf viel zu viel verzichtet - ihre eigenen Bedürfnisse, Ambitionen, Wünsche -, während sie ihm geholfen hatte, seine Karriere voranzutreiben. Hätte sie den Mädels aus der vierten Klasse der Jackson-Heights-School, wo sie unterrichtete, einen guten Rat fürs Leben geben sollen, dann wäre das gewesen: Heiratet niemals ein Genie. Besonders kein gut aussehendes. Bei Matt fühlte sie sich wohl, ja genoss es sogar irgendwie, in ihrer Beziehung das Sagen zu haben. Jetzt war sie an der Reihe ...

Im Fernsehen flippten sie gerade wegen der Sonnenfinsternis aus, die am nächsten Tag stattfinden sollte. Ein Reporter probierte verschiedene Modelle von Sonnenbrillen aus und bewertete sie nach ihrem jeweiligen Schutz für die Augen. Im Hintergrund sah man einen T-Shirt-Stand im Central Park, dessen Verkaufsrenner verkündete: KÜSS MICH AUF D I E **EKLIPPS**EN! Die Moderatoren im Studio rührten die Werbetrommel für die »Komplette Liveübertragung« am morgigen Nachmittag.

»Das wird eine große Nummer«, sagte Matt. Offenbar wollte er Kelly mit diesem Kommentar

wissen lassen, dass er sich von seiner Enttäuschung nicht den Abend verderben ließ.

»Es ist ein bedeutendes Himmelsereignis«, erwiderte Kelly. »Und die tun so, als wär's nur ein weiterer Schneesturm.«

Es folgte eine »Aktuelle Sondersendung«. Normalerweise war das Kellys Stichwort, den Kanal zu wechseln, aber etwas an dem Bericht war so eigenartig, dass sie wie gebannt weiter zuschaute. Das aus größerer Entfernung aufgenommene Bild zeigte eine Passagiermaschine auf dem Rollfeld des JFK, die auf so dramatische Weise von starken Halogenscheinwerfern angestrahlt wurde und von so vielen Fahrzeugen und winzigen Menschen umgeben war, dass man hätte meinen können, in Queens sei ein UFO gelandet.

»Terroristen?«, murmelte Matt.

JFK lag nur ungefähr fünfzehn Kilometer entfernt. Der Reporter berichtete, das fragliche Flugzeug sei nach einer völlig unauffälligen Landung komplett »abgeschaltet« worden und es habe bisher noch keinen Kontakt gegeben - weder zur Crew noch zu den Passagieren. Vorsorglich würden alle ankommenden Flüge nach Newark und LaGuardia

umgeleitet.

In diesem Moment wusste KeHy: Das Flugzeug war der Grund dafür, weshalb Eph Zack nach Hause brachte. Und in diesem Moment wollte sie nichts anderes, als Zack wieder sicher unter ihrem eigenen Dach haben. KeHy gehörte zu den Menschen, die sich ständig über irgendetwas Sorgen machten, und zu Hause bedeutete Sicherheit - der einzige Ort auf dieser Welt, den sie kontrollieren konnte.

Sie stand auf, ging zum Fenster an der Spüle, dimmte das Licht und sah über das Dach ihres Nachbarn, dessen Garten an den ihren grenzte, in den Himmel hinauf. Sah, wie die Positionslichter der Flugzeuge über LaGuardia ihre Kreise zogen, sah sie herumwirbeln wie glitzernde Trümmerstücke, die in das trichterförmige Zentrum eines Sturms gesogen wurden. Sie war noch nie im Mittleren Westen gewesen, wo man Tornados auf einen zurasen sehen konnte, die noch kilometerweit entfernt waren. Doch genauso fühlte sich das hier an - wie etwas, das auf sie zukam und wogegen sie nicht das Geringste tun konnte.

Eph hielt mit seinem CDC-Dienstwagen am

Bordstein. Kelly besaß ein kleines Haus auf einem ordentlichen, quadratischen Fleckchen Land, eingefasst von hübschen, schnurgeraden Hecken. Sie kam ihm auf dem Gartenweg entgegen, als wollte sie ihm den Zugang zu ihrem Domizil versperren. Das würde ihn keineswegs überraschen, denn meistens behandelte sie ihn tatsächlich wie eine langwierige Erkältung, die sie endlich losgeworden war.

Sie war blonder und schlanker als früher. Und immer noch sehr hübsch, obwohl sie für ihn inzwischen eine völlig andere Frau war. So vieles hatte sich verändert. Irgendwo, vermutlich in einem Schuhkarton, vergraben in der hintersten Ecke des Schrankes, gab es diese Hochzeitsfotos einer unbekümmerten jungen Frau, die den Schleier nach hinten geworfen hatte und ihren jungen Ehemann im Smoking anstrahlte zwei glücklich ineinander verliebte Menschen.

Eph stieg aus dem Auto und trat durch das eiserne Gartentürchen. »Ich hatte mir das ganze Wochenende freigeschaufelt«, sagte er schnell, um gleich das erste Wort zu haben. »Es ist ein Notfall!.«

Matt Sayles trat hinter Kelly aus dem beleuchteten

Eingang und blieb an der Treppe stehen. Er hatte eine Serviette in sein Hemd gestopft, die das Se ars-Logo auf der Brusttasche verdeckte - das Logo jenes Geschäftes, das er im Einkaufszentrum in Rego Park leitete.

Eph nahm ihn gar nicht zur Kenntnis, sondern widmete seine ganze Aufmerksamkeit Kelly und Zack, der jetzt ebenfalls den Garten betrat. Kelly lächelte ihren Sohn an, und Eph konnte nicht anders, als sich zu fragen, ob sie das hier Eph, der Zack aus seinen Plänen streichen musste - einem Wochenende allein mit Matt vorzog.

Kelly legte Zack den Arm um die Schulter. »Alles in Ordnung, Z?« Zack nickte.

»Ich wette, du bist enttäuscht.« Er nickte wieder.

Sie sah den Karton und die Kabel in seiner Hand. »Was ist das?«

»Zacks neue Spielkonsole«, sagte Eph. »Er leiht sie sich übers Wochenende aus.« Er sah Zack an. Der Junge hatte den Kopf an seine Mutter gelehnt und starrte Löcher in die Luft. »Kumpel, wenn sich irgendeine Möglichkeit ergibt, dass ich mir freinehmen kann, morgen vielleicht - hoffentlich morgen ... also, falls es *überhaupt* eine Möglichkeit

gibt, dann komme ich wieder, und wir versuchen zu retten, was von diesem Wochenende noch zu retten ist. Okay? Ich mach's auf jeden Fall wieder gut.«

Zack nickte, den Blick immer noch irgendwo in der Ferne.

»Komm rein, Zack«, rief Matt vom Treppenabsatz. »Wir schauen mal, ob wir das Ding angeschlossen kriegen.«

Der zuverlässige, solide Matt - Kelly hatte ihn wirklich gut trainiert. Eph sah zu, wie sein Sohn an Matts Seite hineinging. Zack drehte sich noch ein letztes Mal um, dann war er im Haus verschwunden.

Und Eph und Kelly standen sich auf dem kleinen Flecken Rasen allein gegenüber. Hinter ihr, über dem Dach ihres Hauses, kreisten die Flugzeuge in ihren Warteschleifen. Ein ganzes Verkehrssystem, ganz zu schweigen von zahllosen Regierungs- und Polizei behörden warteten auf diesen Mann, der gerade einer Frau gegenüberstand, die gesagt hatte, sie liebe ihn nicht mehr.

»Es ist wegen dieses Flugzeugs, oder?«

Eph nickte. »Alle sind tot. Jeder Einzelne an Bord.«

»Alle tot?« Kellys Augen weiteten sich erschrocken.

»Wie?

Was könnte es sein?«

»Genau das muss ich herausfinden.« Eph merkte, wie sich in seinem Inneren allmählich die anstehende Aufgabe breiternachte. Er hatte es mit Zack vermasselt, doch daran war nichts mehr zu ändern - und jetzt musste er los. Er griff in die Tasche und gab Kelly einen Umschlag mit einem gestreiften Logo. »Für morgen Nachmittag. Falls ich es bis dahin nicht schaffe zurückzukommen.«

Kelly inspizierte die Tickets, zog beim Anblick des Preises die Augenbrauen hoch und schob sie zurück in den Umschlag.

Sie sah Eph mit einem Anflug von Sympathie an. »Sieh nur zu, dass du unser Treffen mit Dr. Kempner nicht vergisst.« Die Familientherapeutin - diejenige, die letzten Endes über das Sorgerecht für Zack entscheiden würde. »Kempner, richtig«, erwiderte er. »Ich werde da sein.«

»Und ... pass auf dich auf, hörst du!«

Eph nickte. Dann machte er sich auf den Weg.

**JFK International Airport**

Eine Menschenmenge hatte sich draußen vor dem Flughafen gebildet, Leute, die vom Unerklärlichen, Seltsamen, potenziell Tragischen - dem *Ereignis* - angezogen wurden. Für den Radiosender, den Eph während der Fahrt eingeschaltet hatte, schien es sich mit ziemlicher Sicherheit um den Versuch einer Entführung zu handeln, der Sprecher spekulierte bereits über eventuelle Verbindungen zu den Konflikten in Übersee.

Im Terminal fuhren zwei Elektrocart an ihm vorbei. In einem saß eine verweinte Mutter, zwei ängstlich aussehende Kinder an der Hand, in dem anderen ein älterer Schwarzer mit einem Bouquet roter Rosen auf dem Schoß. Schlagartig wurde Eph bewusst, dass der Zack eines anderen Menschen dort in dem Flugzeug saß. Die Kelly eines anderen Menschen. Darauf konzentrierte er sich.

Sein Team wartete vor einer verschlossenen Tür auf ihn, direkt an Gate 6. Jim Kent sprach gerade in das Mikrofon, das von seinem Ohr herabbaumelte; er war für die bürokratische und politische Seite der Seuchenschutzbehörde zuständig. Jim legte die Hand um das Mikrofon und sagte zur Begrüßung:



»Landesweit keine weitere Meldung über ähnliche Zwischenfälle.«

Eph kletterte in das Elektrocab und setzte sich neben Nora Martinez. Nora, eine ausgebildete Biochemikerin, war seine Nummer zwei in New York. Ihre Hände steckten bereits in Schutzhandschuhen, das Nylon so bleich, weich und schwermütig wie Lilien. Sie rückte ein Stück zur Seite. Er bedauerte die Unbeholfenheit, die zwischen ihnen herrschte.

Sie setzten sich in Bewegung. Eph roch die salzige Marschluft. »Wie lange war das Flugzeug schon am Boden, bevor alles dunkel wurde?«

»Sechs Minuten«, erwiderte Nora.

»Kein Funkkontakt? Der Pilot auch ausgeknockt?«

Jim drehte sich zu ihm um. »Wir nehmen es an, ist allerdings nicht bestätigt. Beamte der Port Authority waren in der Passagierkabine, haben sie voller Leichen vorgefunden und sind sofort wieder raus.«

»Die waren hoffentlich maskiert und trugen Handschuhe?«

»Positiv.«

Das Cab bog ab und gab den Blick auf das in einiger Entfernung stehende Flugzeug frei. Eine

riesige Maschine, von Hochleistungsscheinwerfern aus jedem nur erdenklichen Winkel taghell angestrahlt. Nebel aus der nahe liegenden Bucht erzeugte eine leuchtende Aura rund um den Flugzeugrumpf.

»Mein Gott«, murmelte Eph.

»Man nennt sie Triple-Seven«, erklärte Jim. »Das größte zweistrahlige Flugzeug der Welt. Modernstes Design, brandneue Maschine. Deswegen flippen die auch so aus. Sämtliche Geräte sind ausgefallen, praktisch die komplette Elektronik. Sie gehen von Sabotage aus.«

Sie fuhren näher heran. Eph sah nach oben - zur schmalen Öffnung über der linken Tragfläche.

»Sie haben es bereits auf Gas getestet«, sagte Jim. »Sie haben es auf alles getestet, was von Menschenhand kommen kann. Und haben keine Ahnung, was sie noch tun könnten, außer wieder ganz von vorne anzufangen, bei null«

Eph rieb sich die Augen. »Und null sind wir.«

Dieses »schlafende« Flugzeug war für HAZMAT, das Team für den Umgang mit Gefahrgut, so etwas wie der Knoten, den man eines Morgens beim Aufwachen am Rücken entdeckt. Ephs Team

wiederum war das Biopsie-Labor, das den Auftrag hatte, der Luftfahrtbehörde zu sagen, ob sie Krebs hatte oder nicht.

Sofort als das Cart anhielt, stürzten sich TSA-Beamte in blauen Blazern auf Eph und versuchten, ihm dieselbe Einweisung zu geben, die er bereits von Jim bekommen hatte. Dazu bombardierten sie ihn mit Fragen, quasselten wie Reporter wild durcheinander.

»Das alles dauert hier schon viel zu lange«, unterbrach sie Eph. »Wenn das nächste Mal etwas Ungewöhnliches passiert, verständigen Sie uns gleich als Zweites. Erst HAZMAT, dann wir. Alles klar?«

»Jawohl, Dr. Goodweather.«

»Sind die Leute von HAZMAT bereit?« »Auf Abruf.«

Vor dem CDC-Van verlangsamte sich Ephs Schritt. »Damit will ich sagen, dass das hier nicht wie eine spontane Infektion aussieht. Sechs Minuten am Boden? Die Zeitspanne ist zu knapp.«

»Es muss was Vorsätzliches sein«, sagte einer der TSABeamten.

Eph nickte. »Ja, vielleicht. Wie es im Moment

aussieht - im Hinblick darauf, was uns da drinnen erwartet -, praktizieren wir strikte Eindämmung.« Er öffnete Nora die rückwärtige Tür des Vans. »Wir werfen uns in Schale und schauen mal, was wir da haben.«

»Einer von uns ist da drin.« Die Stimme eines anderen TSA-Beamten.

Eph drehte sich um. »Einer von wem?«

»Ein Sky- Marshai, ein Flugsicherheitsbegleiter. Das ist Standard bei internationalen Flügen von US-Fluggesellschaften. «

»Bewaffnet? «

»Das ist wohl Sinn der Sache.«

»Und kein Anruf, keine Warnung von seiner Seite?«

»Rein gar nichts.«

»Es muss sie blitzartig überwältigt haben.« Eph sah in die besorgten Gesichter der Männer. »Geben Sie mir seine Sitznummer. Wir fangen bei ihm an.«

Eph und Nora verschwanden im CDC-Van, schlossen die hintere Doppeltür, sperrten die Unruhe und Beklemmung des Rollfeldes für einen kurzen Moment aus.

Sie nahmen die Level-A-Gefahrgut-Ausrüstung von

der Stange und zogen sich bis auf die Unterwäsche aus - Eph in Boxershorts und T-Shirt, Nora in schwarzem Sport-BH und lavendelfarbenem Slip -, wobei jeder versuchte, den Ellbogen und Knien des anderen in dem vollgestopften Chevy Platz zu machen. Noras Haar war voll, dunkel und ausgesprochen lang für eine Epidemiologin; sie band es gekonnt und schnell mit einem Haargummi hoch. Ihr Körper hatte anmutige Kurven, ihre Haut den warmen Farbton von leicht gebräuntem Toast.

Nachdem Ephs Trennung von Kelly in einen Dauerzustand übergegangen war, hatten er und Nora eine flüchtige Affäre gehabt. Eine Nacht, gefolgt von einem sehr peinlichen, unangenehmen Morgen danach, ein Gefühl, das sich über Monate hinzog - bis zu ihrem nächsten Techtelmechtel erst vor einigen Wochen, das, obwohl noch leidenschaftlicher als beim ersten Mal und sehr bemüht, all die Fallgruben zu vermeiden, in die sie damals geschlittert waren, zu langgezogenen, verkrampften Entspannungsbemühungen geführt hatte.

Letztlich arbeiteten er und Nora zu eng zusammen: Wären sie Berufen nachgegangen, die auch nur

an n ä h e r n d normalen Jobs, traditionellen Arbeitsplätzen glichen, wäre das Resultat vielleicht anders gewesen, leichter, ungezwungener. Aber das hier war praktisch »Liebe im Schützengraben«, und da sie sich beide so intensiv dem Canary-Projekt widmeten, blieb füreinander und den Rest der Welt wenig übrig. Es war kaum möglich, den anderen in einer ruhigen Minute zu fragen: Wie war dein Tag? - vor allem deshalb, weil es kaum eine ruhige Minute gab.

So wie jetzt. Sie zogen sich beinahe nackt voreinander aus, aber mit Erotik hatte das überhaupt nichts zu tun. In einen eng anliegenden Schutzanzug zu schlüpfen, ist das völlige Gegenteil von Sinnlichkeit, das Gegenteil von Verlockung es ist der Rückzug in absolute Sterilität.

Die erste Schicht war ein weißer Nomex-Overall, dessen Rückseite die Initialen CDC zierten. Der Reißverschluss ging vom Knie bis zum Kinn, Kragen und Bündchen schlossen weiche Klettverschlüsse ab, schwarze Springerstiefel reichten bis zum Schienbein.

Die zweite Schicht war ein weißer Wegwerfanzug aus dem papierähnlichen Material Tyvek. Sie zogen

sich Überschuhe über die Stiefel und Silver-Shield-Chemie-Schutzhandschuhe über die atmungsaktiven Nylon-Feinstrickhandschuhe und befestigten diese an Hand- und Fußgelenken mit Klebeband. Dann schnallten sie sich ein leichtes, umluftunabhängiges Atemschutzgerät auf den Rücken, bestehend aus Pressluftatmer mit einer Druckluftflasche aus Titan, Vollschutzmaske und persönlichem Alarmsystem, wie es bei der Feuerwehr eingesetzt wurde. Beide zögerten, bevor sie die Masken über das Gesicht zogen. Nora lächelte, legte eine Hand an Ephs Wange und küsste ihn. »Alles in Ordnung?«

»Jep.«

»Du siehst aber nicht so aus. Was war mit Zack?«

»Eingeschnappt. Sauer. Sein gutes Recht.«

»Ist nicht deine Schuld.«

»Und wenn schon? Unterm Strich ist das Wochenende mit meinem Sohn futsch, und ich werde es nie zurückbekommen.« Eph machte seine Maske fertig. »Weißt du, ich war in meinem Leben an einen Punkt gelangt, an dem ich mich gefragt habe, was wichtiger ist, Job oder Familie. Ich dachte, ich hätte die Familie gewählt. Aber scheinbar nicht

entschieden genug.«

Es gibt Momente, die kommen, wann sie wollen, ungebeten und meist zum ungünstigsten aller Zeitpunkte, wie zum Beispiel in einer Krise, wenn man jemanden ansieht und feststellt, dass es wehtun würde, ihn zu verlieren. Eph erkannte, wie unfair er Nora gegenüber gewesen war, weil er an Kelly festhielt - nein, noch nicht einmal an Kelly, sondern an der Vergangenheit, an seiner toten Ehe, an dem, was einmal gewesen war. Und all das Zack zuliebe. Nora mochte Zack. Und Zack mochte Nora, das war ganz offensichtlich.

Jetzt aber war nicht die Zeit dafür, sich solchen Gefühlen hinzugeben. Eph zog die Atemschutzmaske über und prüfte die Pressluftflasche.

Die äußerste Schicht bestand aus einem gelben - kanarienvogelgelben - Vollschutzanzug mit versiegeltem Helm, 210-Grad-Visier und angesetzten Handschuhen. Dies war der eigentliche Level-A-Sicherheitsanzug, der »KontaktAnzug« mit zwölf Lagen Stoff, der, einmal versiegelt, den Träger hundertprozentig von der Außenatmosphäre abschottete.

Nora kontrollierte seine Dichtung, er die ihre - in der



BioRisiko-Branche arbeitete man nach dem Kameradschaftsprinzip, ungefähr so wie Tiefsee-Taucher. Die Anzüge bauschten sich ein wenig in der zirkulierenden Luft. Krankheitserreger auszuschließen bedeutete gleichzeitig, Schweiß und Körperwärme festzuhalten - die Temperatur in ihren Anzügen konnte also durchaus bis zu fünfzehn Grad über der Raumtemperatur liegen.

»Sieht dicht aus«, sagte Eph über das stimmgesteuerte Mikrofon in seiner Maske.

Nora nickte und sah ihn an. Der Blick war eine Spur zu lang, als wollte sie noch etwas Wichtiges sagen. Doch dann fragte sie lediglich: » Bist du fertig?«

Eph nickte. » Dann woll'n wir maL«

Draußen auf dem Rollfeld aktivierte Jim sein fahrbares Einsatzsteuerpult, mit dem er die Bilder der beiden Kameras, die an den Masken montiert waren, auf zwei Bildschirmen auffing.

Die TSA-Beamten rauschten an und versuchten, weiter mit Eph zu reden, aber er simulierte Taubheit, schüttelte nur den Kopf und deutete auf seine Schutzhaube.

Während sie sich dem Flugzeug näherten, zeigte Jim Eph und Nora einen eingeschweißten Sitzplan,

dessen Nummerierung mit den Passagier- und Crewdaten auf der Rückseite korrespondierte. Er deutete auf einen roten Punkt. Sitz l8A. »Der Sky-Marshall«, sagte er in sein Mikrofon. »Nachname: Charpentier. Die Reihe am Notausgang, Fensterplatz.«

»Alles klar«, erwiderte Eph.

Ein zweiter roter Punkt. »Die TSA hat einen weiteren Passagier von Interesse ausgewiesen. Ein deutscher Diplomat, Rolf Hubermann. Erste Klasse, zweite Reihe, Platz F. In der Stadt, um im UN-Sicherheitsrat Gespräche über die Situation in Korea zu führen. Hat diese Diplomatenpost bei sich, die vom Zoll nicht kontrolliert wird. Möglich, dass es nichts weiter zu bedeuten hat, aber es ist bereits ein ziemliches Aufgebot an Deutschen auf dem Weg hierher, nur um diese Unterlagen abzuholen.«

»Okay.«

Am Rand des Scheinwerferkreises wünschte Jim den beiden noch alles Gute, dann ging er zu seinen Monitoren zurück.

Im Licht war es heller als hell. Sie warfen praktisch keine Schatten. Eph ging voran, die Feuerwehrleiter hoch, dann auf der breiter werdenden Tragfläche bis

zur offen stehenden Tür.

Langsam - ganz langsam - ging Eph hinein. Nora folgte.

Die Stille war geradezu greifbar. Schulter an Schulter standen sie am Kopfende der mittleren Kabine.

Vor ihnen Leichen. Reihen von Leichen. Der Schein von Ephs und Noras Taschenlampen spiegelte sich matt in den toten Juwelen zahlloser Augen wider.

Kein Nasenbluten. Keine hervorquellenden Augen. Keine gefleckte Haut. Kein Schaum oder Blut um den Mund. Alle saßen sie in ihren Sitzen ohne den geringsten Hinweis auf Panik oder Kampf. Die Arme hingen locker herunter oder lagen auf dem Schoß. Keine Anzeichen irgendwelcher Traumata.

Handys - auf Schößen, in Taschen, gedämpft im Handgepäck - fingen immer wieder an zu klingeln o d e r stießen Signaltöne für eingegangene Nachrichten aus. Das waren die einzigen Laute.

Nora deutete auf den Sky-Marshall auf seinem Fensterplatz direkt neben der Tür. Ein Mann um die vierzig, mit Geheimratsecken, einem Hemd in den Farben der New York Mets, dazu Jeans. Der Kopf war ihm auf die Brust gesackt, es sah aus, als

schliefe er mit offenen Augen.

Eph hatte in der Notausgang-Reihe genug Platz, um sich mit einem Bein hinzuknien. Er berührte die Stirn des Mannes und drückte den Kopf zurück, der sich normal bewegen ließ. Nora prüfte mit der Taschenlampe die Augenreflexe, doch Charpentiers Pupillen reagierten nicht. Eph zog an seinem Kinn, öffnete den Unterkiefer, leuchtete in den Mund. Die Zunge und der obere Teil des Rachens sahen rosa aus, keinerlei Verfärbung wie bei einer Vergiftung üblich.

Sie brauchten mehr Licht. Eph griff nach der Sonnenblende und schob sie nach oben. Das Scheinwerferlicht flutete herein wie ein greller weißer Schrei.

Kein Erbrochenes wie beim Einatmen von Gasen. Opfer von Kohlenmonoxid-Vergiftungen wiesen außerdem deutliche Bläschenbildung und Verfärbungen der Haut auf, was ihnen ein aufgedunsenes, lederartiges Erscheinungsbild verlieh. Nichts davon war hier zu erkennen. In Charpentiers Körperhaltung lag auch kein Unbehagen, es gab keine Anzeichen von Todesqualen. Neben ihm saß eine Frau mittleren

Alters in Urlaubskleidung, eine Lesebrille auf der Nase. Sie alle saßen so da, wie jeder normale Passagier sitzen würde, die Lehnen senkrecht gestellt, darauf wartend, dass die FASTEN -SEAT-BELTS- Zeichen erloschen.

Die Passagiere der vorderen Sitzreihe am Notausgang verstauten ihre persönliche Habe üblicherweise in einem Netzcontainer, der an die Kabinenwand vor ihnen geschraubt war. Eph zog eine weiche Virgin-Atlantic-Tasche aus dem Netz vor Charpentier und öffnete sie. Er holte ein NotreDame-Sweatshirt heraus, eine Handvoll Rätselhefte, einen Hörbuch-Krimi und einen nierenförmigen, schweren Nylonbeutel. Er machte den Reißverschluss des Beutels gerade so weit auf, dass eine schwarze, gummibeschichtete Handfeuerwaffe zum Vorschein kam.

»Seht ihr das?«, fragte er.

» Wir sehen es«, kam Jims Antwort über Funk. Jim, TSA und alle anderen, die ranghoch genug waren, um nahe an den Monitor heranzukommen, beobachteten alles über die Kamera, die auf Ephs Schulter montiert war.

» Was immer es gewesen ist - es hat die Leute hier

völlig überrumpelt. Einschließlich des Sky-Marshals.«

Eph schloss die Tasche wieder und ließ sie auf dem Boden liegen. Dann ging er weiter den Gang hinunter, sich dabei über die Passagiere beugend, um jede zweite oder dritte Sonnenblende hochzuschieben. Das harsche Licht warf seltsame Schatten, erzeugte ein scharfes Relief: Reisende, die zu nahe an die Sonne geflogen und dabei umgekommen waren.

Die Telefone sangen weiter, die Dissonanzen wurden schriller. Dutzende persönlicher Klingeltöne, die sich überlagerten. Eph versuchte, jeden Gedanken an die Anrufer auszublenden.

Nora untersuchte einen weiteren Passagier. »Überhaupt kein Trauma«, sagte sie.

Eph nickte. » Ja. Verdammt unheimlich.« Er blickte auf die Galerie der Leichen und dachte kurz nach. » Jim, informiere die WHO in Europa und das deutsche Gesundheitsministerium über die Angelegenheit. Die sollen die Krankenhäuser kontaktieren. Falls diese Sache hier ansteckend ist, sollten sie sie da drüben auch schon haben.«

»Bin schon dabei.«

In der vorderen Bordküche, zwischen Business- und Erster Klasse, saßen vier Flugbegleiter - drei Frauen, ein Mann angeschnallt auf ihren Notsitzen, die leblosen Körper nach vorne gebeugt, so wie alle anderen Passagiere. Während er an ihnen vorbeiging, schien es Eph einen Moment lang, als triebe er unter Wasser durch ein Schiffswrack.

Er hörte Noras Stimme. »Ich bin im hinteren Teil der Maschine. Dasselbe Bild. Komme jetzt zurück.«

»Okay.« Eph schob den Vorhang zu den breiten Sitzreihen der Ersten Klasse beiseite. Dort fand er den deutschen Diplomaten, Hubermann. Seine pummeligen Hände lagen gefaltet auf seinem Schoß, und eine Locke graublondes Haar war ihm über die geöffneten Augen gefallen.

Das Diplomatengepäck, von dem Jim gesprochen hatte, befand sich in einem Aktenkoffer unter Hubermanns Sitz. Es war blau, aus Vinyl, mit einem Reißverschluss am oberen Ende.

»Eph, du darfst das nicht öffnen«, sagte Nora, die den Gang herunterkam.

Er zog am Reißverschluss. Zum Vorschein kamen ein halb aufgegebener Toblerone-Riegel und ein Plastikbehälter voller blauer Pillen.

»Was ist das?«, fragte Nora.

»Viagra, vermute ich mal.« Eph packte den Inhalt wieder in den Beutel und den Beutel wieder in den Aktenkoffer.

Er richtete sich auf und ging eine Reihe weiter. Dort saß eine Mutter mit ihrer kleinen Tochter. Die Hand des Mädchens lag reglos in der ihrer Mutter. Beide wirkten ganz entspannt.

»Keine Panik, absolut nichts«, murmelte Eph. »Es ergibt keinen Sinn«, erwiderte Nora.

Viren erfordern Übertragung, und Übertragung braucht Zeit. Passagiere, die krank geworden oder in Ohnmacht gefallen wären, hätten für einige Aufregung gesorgt, egal, ob das FASTEN-SEAT-BELTS-Schild geleuchtet hätte oder nicht. Falls es sich hier um einen Virus handelte, war er anders als jeder Krankheitserreger, dem Eph in seinen Jahren als Epidemiologe je begegnet war. Vielmehr deutete alles auf einen hochtoxischen Wirkstoff, der in die hermetisch abgedichtete Umgebung der Flugzeugkabine eingeschleust worden war.

»Jim, ich will, dass noch einmal auf Gas getestet wird«, sagte er.



»Sie haben Luftproben genommen und auf Millionstel Teilchen untersucht«, kam es aus dem Funkgerät. »Da war nichts.«

»Ich weiß, aber ... es sieht aus, als wären die Menschen hier ohne jegliche Vorwarnung von irgendetwas überwältigt worden. Vielleicht hat sich die Substanz verflüchtigt, als die Tür geöffnet wurde. Wir müssen den Bodenbelag und andere poröse Oberflächen untersuchen. Und das Lungengewebe gründlich unter die Lupe nehmen, wenn wir diese Leute in der Autopsie haben.«

»Alles klar, Eph.«

Eph ging an den ledernen Sitzen der Ersten Klasse vorbei und näherte sich der Cockpittür. Sie war an jeder Ecke stahlverstärkt, über ihr eine Überwachungskamera. Zögerlich streckte er die Hand nach dem Türgriff aus.

Wieder Jims Stimme in seinem Helm. »Eph, sie sagen mir gerade, dass die Tür mit einem Zahlencode gesichert ist. Also wirst du gar nicht in der Lage sein ... «

Unter der leichten Berührung von Ephs Handschuh ging die Tür auf.

Er stand still in der Türöffnung. Die Lichter der

Rollbahn fielen durch die Scheibe des Cockpits, beleuchteten den Pilotenstand. Sämtliche Displays und Anzeigen waren dunkel. »Eph«, sagte Jim, »sie sagen, du sollst äußerst vorsichtig sein.«

»Bedank dich in meinem Namen für die wertvollen praktischen Ratschläge«, flüsterte Eph. Dann betrat er das Cockpit.

Gleich rechts von ihm saß ein Mann in Pilotenuniform zusammengesackt auf einem Notsitz. Zwei weitere - der Flugkapitän und sein Erster Offizier - saßen vorne vor den Bildschirmanzeigen. Die Hand des Ersten Offiziers lag eingerollt auf seinem Schoß, der Kopf war nach links gekippt, die Mütze noch aufgesetzt. Der Kapitän hielt mit einer Hand einen Kontrollhebel, während der rechte Arm über die Lehne hing, die Fingerknöchel den Teppichboden berührten. Der Kopf war nach vorn gebeugt, die Mütze lag auf seinem Schoß.

Eph beugte sich über die Konsole zwischen den beiden Sitzen und hob den Kopf des Kapitäns an. Er leuchtete in die offenen Augen, die Pupillen blieben starr und geweitet. Dann senkte er den Kopf vorsichtig wieder auf die Brust.

Und hielt inne.

Er spürte etwas. Eine *Präsenz*.

Er trat von der Konsole zurück und kontrollierte das gesamte Cockpit, indem er sich einmal komplett im Kreis drehte.

»Was ist los, Eph?«, fragte Jim.

Eph hatte genug mit Leichen zu tun gehabt, um nicht schreckhaft zu sein. Doch irgendetwas war hier ... irgendwo. Hier oder ganz in der Nähe.

Die seltsame Empfindung verschwand, wie ein kurzes Schwindelgefühl. Er blinzelte ins Licht. »Nichts. Vielleicht nur Klaustrophobie.«

Er wandte sich dem dritten Mann im Cockpit zu, dessen rechte Schulter an der Seitenwand lehnte. Die Notsitzgurte hingen herab.

»Warum ist er nicht angeschnallt?«, murmelte Eph. »Eph, bist du im Cockpit?« Noras Stimme. »Ich komme zu dir.«

Der Mann trug eine silberne Krawattennadel mit dem Regis-Air-Logo, auf dem Namensschild über seiner Brusttasche stand REDFERN. Eph kniete sich hin und drückte seine dick eingepackten Finger gegen Redferns Schläfen, um das Gesicht anzuheben. Die Augen waren - wie bei allen anderen

- offen und nach unten gerichtet. Eph kontrollierte die Pupillen. War da nicht etwas? Ein Schimmern? Er sah noch einmal nach - als Kapitän Redfern plötzlich erzitterte und ein Stöhnen ausstieß.

Eph zuckte zurück und fiel mit einem Poltern zwischen die beiden Pilotensitze, auf die Kontrollkonsole. Der Erste Offizier kippte gegen ihn, und für einen kurzen Moment schien es Eph, als würde ihn das Gewicht des toten, schlaffen Mannes erdrücken.

»Eph?« Jims Stimme.

»Eph, was ist los?« Noras Stimme.

Mit einem kräftigen Ruck schob Eph den Ersten Offizier wieder in seinen Sitz und rappelte sich auf.

»Ist alles in Ordnung?« Wieder Nora.

Eph sah Kapitän Redfern an, der jetzt auf dem Boden lag, der Blick immer noch starr. Aber sein Rachen arbeitete, zuckte, und sein Mund schien die Luft würgend einzusaugen.

»Wir haben hier einen Überlebenden«, sagte Eph in das Mikrofon.

»Was?«, rief Nora.

»Wir haben hier einen Mann, der lebt. Jim, wir

brauchen einen Transportisolator. Bringt das Ding direkt an die Tragfläche. Nora ... « Eph redete schnell, beobachtete dabei, wie der Pilot sich am Boden wand. » Wir müssen das ganze Flugzeug durchgehen. Passagier für Passagier.«

## ERSTES ZWISCHENSPIEL

### **Abraham Setrakian**

Der alte Mann stand im beengten Verkaufsraum seiner Pfandleihe an der East I 18th Street in Spanish Hader. Es war schon eine Stunde nach Ladenschluss, und sein Magen knurrte, doch es widerstrebte ihm, nach oben zu gehen. Die Gitter vor den Türen und Fenstern waren vorgezogen wie stählerne Augenlider. Draußen reklamierten die Menschen der Nacht die Straßen für sich. Nachts geht man nicht hinaus.

Der Mann trat hinter die Ladentheke zu der Schalterreihe mit den Dimmern und verdunkelte das Geschäft Lampe um Lampe. Er war in elegischer Stimmung. Er betrachtete die Vitrinen aus Chrom

und changierendem Glas, die auf Filz präsentierten Armbanduhren, das polierte Silber, das er einfach nicht loswurde, die vereinzelt Diamanten, das Gold. Der andere Kram: komplette Tee-Services, Lederjacken, Pelze, diese neuen Musik-Abspielgeräte, die schnell zu verkaufen waren, und die Radios und Fernseher, die er längst nicht mehr annahm. Und hier und da gab es sogar richtige Schätze: zwei wunderschöne alte Safes - mit Asbest ausgekleidet, aber man musste sie ja nicht essen -, ein koffergroßer Videorekorder aus Holz und Stahl, ein klassischer 16mm-Filmprojektor.

Aber alles in allem jede Menge Plunder mit geringer Umschlagfrequenz. Eine Pfandleihe ist eine Mischung aus Basar,

Museum und Reliquienschrein. Der Pfandleiher bietet eine Dienstleistung an, die niemand sonst anbietet: Er ist der Bankier des armen Mannes, jemand, bei dem sich die Leute fünfundzwanzig Dollar borgen können, ohne über Kreditwürdigkeit, Beschäftigungsverhältnis und Referenzen nachdenken zu müssen. Und in Zeiten einer Wirtschaftskrise sind fünfundzwanzig Dollar für viele Menschen echtes Geld. Fünfundzwanzig Dollar

können den entscheidenden Unterschied zwischen Obdach und Obdachlosigkeit ausmachen; fünfundzwanzig Dollar können lebensverlängernde Arzneien bedeuten. Solange er Sicherheiten bietet - etwas von Wert, das verpfändet werden kann -, kann jeder mit Bargeld in der Hand aus dieser Tür gehen. Wunderbar.

Der Mann trottete nach oben, schaltete unterwegs weitere Lampen aus. Er schätzte sich glücklich, dass das Gebäude ihm gehörte, erworben in den frühen 70er Jahren des letzten Jahrhunderts für sieben Dollar und ein paar Zerquetschte. Gut, vielleicht war es nicht ganz so wenig gewesen, aber auch nicht wahnsinnig viel; damals fackelte man in New York Häuser ab, um es warm zu haben. *Knickerbocker Loans and Curios* - den Namen hatte er mit dem Geschäft übernommen - war für Abraham Setrakian noch nie ein Mittel gewesen, um reich zu werden, sondern eine Brücke in den Schwarzmarkt der Stadt, ein Schnittpunkt zweier Welten für einen Mann, der sich für Werkzeuge, Artefakte, Kuriositäten und andere Arkana der Alten Welt interessierte.

Fünfunddreißig Jahre Feilscherei um billigen Schmuck tagsüber - während nachts Werkzeuge und

Waffen angehäuft wurden. Fünfunddreißig Jahre des Wartens, der Vorbereitung. Und jetzt lief ihm die Zeit davon.

An der Tür berührte er die Mesusa und küsste seine runzligen Fingerspitzen, bevor er den Flur betrat. Der alte Spiegel war so zerkratzt und stumpf, dass Setrakian den Hals recken musste, um noch eine Stelle zu finden, wo er sich sehen konnte. Sein schlohweißes Haar, das hoch auf der faltigen Stirn begann und dann über die Ohren bis zum Hals reichte, hatte schon lange einen Schnitt nötig. Sein Gesicht sank stetig weiter herab; Kinn, Ohrläppchen, Augen gaben der Tyrannin namens Schwerkraft nach. Seine Hände, vor Jahrzehnten zerschlagen und schlecht verheilt, hatten sich zu arthritischen Klauen gebogen, die er unter wollenen Handschuhen mit abgeschnittenen Fingerspitzen verbarg.

Und doch loderte es unter dieser zerbröckelnden Fassade von Mensch: ein Feuer. Eine Kraft.

Das Geheimnis dieser Quelle jugendlicher Energie? Ganz simpel: Rache.

Vor vielen Jahren, zunächst in Warschau und später in Budapest, gab es einen Mann namens Abraham



Setrakian, angesehener Professor für osteuropäische Literatur und Volkskunde. Ein Überlebender des Holocaust, der den Skandal überstand, eine Studentin zu heiraten, und dessen Forschungsgebiet ihn in einige der dunkelsten Ecken der Welt führte.

Heute war Abraham Setrakian ein gealterter Pfandleiher in Amerika. Und es gab etwas, das ihn verfolgte. Eine offene Rechnung.

Er hatte noch einen Rest guter Suppe, köstliche Hühnerbrühe mit Kreplach und Eiernudeln, die ihm ein Stammkunde den weiten Weg von *Liebman's Kosher Delicatessen* in der Bronx mitgebracht hatte. Er stellte die Schale in die Mikrowelle und nestelte mit seinen knotigen Fingern an seiner Krawatte. Nach dem Piepton trug er die heiße Schale zum Tisch hinüber, zog eine Leinenserviette - niemals Papier! - aus dem Halter und steckte diese ordentlich in seinen Kragen.

Er blies über die Suppe. Ein beruhigendes, tröstendes Ritual. Er erinnerte sich an seine Großmutter, seine *bubbe*, doch es war mehr als nur Erinnerung - es war eine *Empfindung*, ein *Gefühl*. Seine Großmutter, die für ihn über die heiße Suppe

pustete, als er noch ein kleiner Junge war, an dem wackligen Holztisch in der kalten Küche ihres Hauses in Rumänien. Vor all den Sorgen. Ihr Atem wehte ihm den aufsteigenden Dampf ins Gesicht, ein magischer Moment, als würde sie einem Kind Leben einhauchen ... Als er jetzt blies nun selbst ein alter Mann -, beobachtete er, wie sein Atem durch den Dampf Gestalt annahm, und fragte sich dabei, wie viele dieser Atemzüge ihm noch blieben.

Die verwachsenen Finger seiner linken Hand ergriffen den Löffel, einen aus einer Schublade voller origineller, nicht zueinanderpassender Gerätschaften. Dann pustete er auf den Löffel, kräuselte den winzigen Teich Brühe, bevor er ihn zum Mund führte. Geschmack kam und ging, die Knospen auf seiner Zunge starben wie alte Soldaten, Opfer vieler Jahrzehnte des Pfeiferauchens.

Er drückte die schmale Fernbedienung des alten Sony ein Küchenmodell mit weißem Gehäuse -, und der Bildschirm flammte auf, eine weitere Lichtquelle für den Raum. Dann erhob er sich und ging zur Vorratskammer, wobei er die Hände auf die Bücherstapel stützte, die den Flur verengten. Überall

waren Bücher, hoch aufgestapelt vor den Wänden, viele davon gelesen, von keinem einzigen konnte er sich trennen. Er hob den Deckel der Keksdose, um das letzte Stück Roggenbrot herauszunehmen, das er sich extra aufgehoben hatte. Den in Papier eingewickelten Laib trug er in die Küche zurück, ließ sich schwer auf den gepolsterten Stuhl fallen und machte sich daran, die kleinen Stellen Schimmel vom Brot zu zupfen, während er einen weiteren vorsichtigen Schluck der Brühe genoss.

Das Bild auf dem Fernseher erregte seine Aufmerksamkeit - ein großes Flugzeug stand irgendwo auf einer Rollbahn, beleuchtet wie ein Stück Elfenbein auf dem schwarzen Samt eines Juweliers. Setrakian setzte die Brille mit dem schwarzen Gestell auf, die vor seiner Brust hing, und kniff die Augen zusammen, um die Bildunterschrift entziffern zu können. Die Krise des Tages fand also auf der anderen Seite des Flusses statt, auf dem JFK Airport.

Der alte Professor sah zu, lauschte, konzentrierte sich auf das glänzende Flugzeug. Aus einer Minute wurden zwei, dann drei, während der Raum um ihn herum immer weiter verschwamm. Wie versteinert

saß er da - wie an einen anderen Ort versetzt, den Suppenlöffel reglos in der Hand, die nun auch nicht mehr zitterte.

Das Bild des Flugzeugs spiegelte sich in den Gläsern seiner Brille wie ein Blick in die Zukunft. Die Brühe in der Schale kühlte ab, ihr Dampf entschwand, das zerpfückte Stück Brot blieb ungegessen.

Er wusste es. *Pick-pick-pick.*

Der alte Mann *wusste es ... Pick-pick-pick.*

Seine deformierten Hände begannen zu schmerzen. Was er da sah, war kein Omen - es war die Tat selbst. Das, worauf er gewartet hatte. Worauf er sich vorbereitet hatte. Sein ganzes Leben lang. Bis jetzt.

Die Erleichterung, die er anfangs verspürt hatte - darüber, dass der Schrecken ihn nicht überlebt hatte, dass er noch eine allerletzte Chance auf Rache erhielt -, wurde von einer Welle reiner Angst weggespült. Worte verließen seinen Mund mit einem Schwall Dampf:

*Er ist hier ... Er ist hier ...*

# ***Die Ankunft***

## **Regis-Air-Wartungshangar**

Da für die Wiederaufnahme des normalen Flugbetriebs auf dem JFK die Rollbahn frei gemacht werden musste, wurde die 777, so, wie sie war, noch vor Tagesanbruch in den Regis-Air-Wartungshangar gezogen. Niemand sagte ein Wort, als die Maschine voll toter Passagiere wie ein riesiger weißer Sarg vorbeierollte.

Nachdem das Flugzeug gesichert und die Laufwerkskeile angebracht worden waren, wurde der fleckige Betonboden mit schwarzen Planen abgedeckt. Mit eigens aus einem Krankenhaus herbeigeschafften Trennwänden errichtete man einen Quarantänebereich zwischen der linken Tragfläche und dem Bug; wie eine Leiche in einem riesigen Anatomieraum wurde die Boeing in dem Hangar isoliert.

Auf Ephs Bitte hin schickte das Office of the Chief Medical Examiner, die New Yorker Gerichtsmedizin,

einige Ermittler aus Manhattan und Queens, die etliche Kartons mit Leichensäcken mitbrachten. Als weltweit größte gerichtsmedizinische Behörde hatte das OCME reichlich Erfahrung beim Management von Katastrophen mit einer hohen Zahl an Opfern und half bei der Ausarbeitung einer systematischen Vorgehensweise zur Bergung der Leichen.

HAZMAT-Beamte in Vollschutzanzügen brachten zuerst den Sky-Marshall heraus - die Männer salutierten mit ernster Miene, als der Leichensack in der Kabinentür auftauchte-, dann die Passagiere aus der ersten Reihe der Touristenklasse. Danach wurden die frei gewordenen Sitze ausgebaut, um in dem so gewonnenen Raum die Toten in die Säcke zu verpacken, bevor sie hinausgeschafft wurden. Jede Leiche wurde auf einer Bahre befestigt und von der Tragfläche herabgesenkt.

Ein so gut organisierter wie schauriger Vorgang. Etwa nach der dreißigsten Leiche löste sich plötzlich ein Beamter der Port Authority aus der Bergungsgruppe und versuchte, sich die Schutzhaube herunterzureißen. Als sich ihm zwei seiner Kollegen näherten, begann er, wie wild um sich zu schlagen. Er stieß die Männer gegen die

Trennwände und durchbrach damit den Quarantänebereich. Panisch wichen die Umstehenden dem womöglich infizierten Beamten aus, der stöhnend und an seinem Schutzanzug zerrend aus dem riesigen Hangar stolperte. Auf dem Vorfeld, wo es dem Mann im Licht der Morgensonne schließlich gelang, sich die Schutzhaube vom Kopf zu ziehen und sich aus dem Anzug zu schälen wie aus einer viel zu engen Gummihaut, holte Eph ihn ein. Er packte den Beamten, der daraufhin zu Boden sank und schwitzend, mit Tränen in den Augen sitzen blieb. »Diese Stadt!«, brach es aus ihm heraus. »Diese verfluchte Stadt!«

Später erfuhr Eph, dass der Mann in jenen höllischen ersten Wochen nach dem Fall der Twin Towers auf dem Schutthaufen von Ground Zero im Einsatz gewesen war, erst als Mitglied der Rettungsteams, später bei den Bergungsarbeiten. Das Gespenst des elften September schwebte noch immer über vielen dieser Männer, und das aktuelle, verwirrende Geschehen mit seiner hohen Zahl an Opfern machte das damalige Grauen wieder fühlbar.

Ein sogenanntes »Go Team« - Analytiker und Ermittler der Verkehrssicherheitsbehörde in

Washington - traf an Bord einer Gulfstream ein. Ihre Aufgabe war es, jeden zu vernehmen, der an dem »Zwischenfall« an Bord von Regis Air Flug 753 beteiligt war, die letzten Minuten, in denen die Boeing flugfähig gewesen war, zu dokumentieren und den Flugdatenschreiber sowie den Cockpit-Stimmenrekorder sicherzustellen. Das New Yorker Gesundheitsamt, das von der CDC beim Krisenmanagement übergeben worden war, wurde über die Angelegenheit informiert - auch wenn Eph dessen Anspruch auf Zuständigkeit zurückwies. Er musste die Kontrolle über die Schutzmaßnahmen behalten, wenn alles in seinem Sinne ablaufen sollte.

Die Vertreter von Boeing, die vom Firmensitz an der Westküste eingeflogen wurden, hatten unterdessen die Komplettabschaltung der 777 als »technisch unmöglich« bezeichnet, und einer der Vizepräsidenten von Regis Air, den man aus seinem Bett in Scarsdale geholt hatte, bestand darauf, dass ein Team von Regis-Air-Mechanikern als Erstes an Bord ging, sobald die medizinische Quarantäne aufgehoben war. Was die Todesursache der Flugzeuginsassen betraf, war ein Defekt im Luftumwälzungssystem die derzeit favorisierte



Theorie. Der deutsche Botschafter bei den Vereinten Nationen und sein Stab warteten im VIP-Bereich immer noch ungeduldig auf das Diplomatengepäck ihres Mitarbeiters. Der Sprecher des Bürgermeisters plante für den Nachmittag eine Pressekonferenz, und der Polizeipräsident traf mit dem Chef seiner Anti-Terror-Abteilung in der mobilen NYPD-Einsatzzentrale ein.

Am späten Vormittag befanden sich immer noch achtzig Leichen an Bord, doch dank Ausweis-Scans und der detaillierten Passagierliste ging zumindest der Identifikationsprozess schnell voran.

In einer Pause berieten sich Eph und Nora mit Jim außerhalb des Sicherheitsbereichs. Von dort, wo sie standen, konnten sie einen Großteil der 777 über die Trennwände hinausragen sehen. Weiter draußen starteten und landeten die Flugzeuge wieder; der an- und abschwellige Lärm ihrer Triebwerke war infernalisch, das Flirren der Atmosphäre, jede Verwirbelung der Luft war deutlich zu spüren.

»Wie viele Leichen kann die Gerichtsmedizin in Manhattan bewältigen?«, fragte Eph zwischen zwei Schlucken Mineralwasser.

»Das hier fällt zwar in die Zuständigkeit von Queens«, erwiderte Jim, »aber du hast Recht: Die Zentrale in Manhattan ist am besten ausgerüstet. Rein logistisch werden wir die Opfer trotzdem zwischen diesen beiden sowie Brooklyn und der Bronx aufteilen müssen. Das macht dann ungefähr jeweils fünfzig.«

»Wie transportieren wir sie?«

»Mit Kühltransportern. So haben sie damals laut Gerichtsmedizin auch die Leichen aus dem World Trade Center geholt. Die Wagen kommen vom Fulton Fish Market in der Bronx. Die sind dort bereits benachrichtigt.«

Wie so oft hatte Eph auch jetzt wieder dieses Fantasiebild vor Augen: Er stellte sich den Seuchenschutz wie eine Art Widerstandsbewegung in Kriegszeiten vor, wobei er und sein Team den guten, gerechten Kampf ausfochten, während der Rest der Welt versuchte, so gut es ging den Alltag im Schatten der Besatzung zu bewältigen - also der Viren und Bakterien, die sie heimsuchten. In dieser Vorstellung war Jim der Betreiber eines verbotenen Untergrundradios, der, bewandert in etlichen Sprachen, alles beschaffen konnte, von Butter über

Waffen bis zu einer sicheren Passage heraus aus Marseille.

Eph rieb sich die Augen und versuchte, sich auf seine Aufgabe zu konzentrieren. »Irgendwelche Neuigkeiten aus Deutschland? «

»Noch nicht, nein«, sagte Jim. »Sie haben den Flughafen in Berlin für zwei Stunden geschlossen und eine komplette Sicherheitsüberprüfung durchgeführt. Das Flughafenpersonal ist wohlauf, auch die Kliniken melden keinen plötzlichen Krankheitsausbruch in der Stadt.«

»Nichts ergibt hier einen Sinn«, meldete sich Nora zu Wort.

Sie vermittelte den Eindruck, als stünde sie unter Strom.

Eph nickte ihr zu. »Schieß los.«

»Wir haben ein Flugzeug voller Leichen. Wäre das durch irgendein Gas oder Aerosol verursacht worden, das ins Belüftungssystem geraten ist - ob zufällig oder nicht -, dann wären nicht alle so ... *friedlich* gestorben. Sie hätten gewürgt, um sich geschlagen, sich erbrochen, wären blau angelaufen. Außerdem wären die Leute nicht alle gleichzeitig

gestorben, sondern entsprechend ihrer gesundheitlichen Verfassung, und dann wäre unter den anderen ganz sicher Panik ausgebrochen. Wenn es sich hingegen um eine Infektion handelt, dann haben wir es hier mit einem völlig neuen, aberwitzig schnellen Erreger zu tun. Was darauf hindeutet, dass er in einem Labor entwickelt wurde. Und man darf nicht vergessen, dass nicht nur die Passagiere gestorben sind - das Flugzeug selbst ist mit ihnen gestorben. Als ob irgendetwas, eine Art lähmende Kraft, über die Maschine hergefallen ist und alles darin vernichtet hat, einschließlich der Insassen. Aber ganz so kann es auch nicht gewesen sein, oder? Denn - und ich glaube, das ist im Moment die wichtigste Frage überhaupt - wer hat die Tür geöffnet?« Noras Blick wanderte hektisch zwischen Eph und Jim hin und her. »Zugegeben, es *könnte* am Druckwechsel gelegen haben. Vielleicht war die Tür schon entriegelt, und der Druckabfall im Inneren des Flugzeugs hat sie dann einfach aufgedrückt. Uns wird garantiert noch eine schlaue Erklärung dafür einfallen, schließlich sind wir Wissenschaftler. Das ist unser Job.«

»Nicht zu vergessen die Blenden vor den

Fenstern«, sagte Jim. »Bei einer Landung wollen die Leute eigentlich immer aus dem Fenster sehen. Wer hat sie alle heruntergezogen?« Eph nickte. Er hatte sich den ganzen Morgen so sehr auf die medizinischen Details konzentriert, dass es ganz gut war, einen Schritt zurückzutreten und die bizarren Ereignisse mit einigem Abstand zu betrachten. Ein Flugzeug voller Leichen ... Nein, nicht alle waren Leichen. »Genau deshalb sind die vier Überlebenden der Schlüssel«, sagte er. »Wenn sie überhaupt etwas mitbekommen haben.«

»Oder sonst irgendwie damit zu tun haben«, murmelte Nora.

»Alle vier sind jetzt im Quarantäneflügel des Jamaica Hospital«, erklärte Jim. »Ihr Zustand ist kritisch, aber stabil. Kapitän Redfern, der dritte Pilot, zweiunddreißig Jahre. Eine Anwältin aus Westchester County, einundvierzig Jahre. Ein Informatiker aus Brooklyn, vierundvierzig. Und ein sechsunddreißigjähriger Musiker, ein Promi mit Wohnsitz in Manhattan und Miami Beach. Sein Name ist Dwight Moorshein.«

Eph zuckte mit den Achseln. »Nie von ihm gehört.« »Er tritt unter dem Namen Gabriel Bolivar auf.«

»Oh«, machte Eph.

»Oh«, machte Nora.

»Er saß inkognito in der Ersten Klasse, ohne Vogelscheuchen-Make-up, ohne diese irren Kontaktlinsen. Sobald die Medien das spitzkriegen, wird die Hölle los sein.«

»Gibt es irgendwelche Verbindungen zwischen den Überlebenden?«, fragte Eph.

»Bis jetzt keine zu erkennen. Vielleicht ergibt die medizinische Untersuchung etwas. Sie waren über die ganze Maschine verteilt. Der Informatiker flog Economy, die Anwältin Business, der Sänger Erste Klasse. Und Kapitän Redfern war natürlich im Cockpit.«

»Seltsam«, sagte Eph. »Aber das ist alles, was wir haben.

Das heißt, sofern sie überhaupt wieder zu Bewusstsein kommen. Und das lange genug, damit wir ein paar Antworten aus ihnen herauskitzeln können.«

Einer der Beamten der Port Authority kam zu ihnen hinüber. »Dr. Goodweather, Sie sollten besser kommen. Der Frachtraum. Sie haben da was

gefunden ... «

Man hatte bereits damit begonnen, die stählernen Gepäckcontainer durch die Frachtluke auf der Unterseite der 777 zu entladen, damit das HAZMAT-Team sie öffnen und überprüfen konnte. Eph und Nora gingen um die in der Maschine verbliebenen Container herum, die in einer Reihe auf in den Boden eingelassenen Führungsschienen befestigt waren, und betraten den Bauch des Flugzeugs.

Am hinteren Ende des Laderaums stand eine lange rechteckige Kiste. Sie war aus schwarzem Holz und ganz offensichtlich sehr schwer. Etwa einen Meter fünfundzwanzig breit, neunzig Zentimeter hoch und zweieinhalb Meter lang, erinnerte sie an einen auf dem Rücken liegenden großen Schrank aus stumpfem Ebenholz. Auf der Oberseite waren komplizierte Muster eingeschnitzt, die uralte - oder zumindest auf uralte gemachte - Schriftzeichen umrankten. Etliche der verschlungenen Figuren ähnelten menschlichen Gestalten - und, mit ein wenig Fantasie, schreienden Gesichtern.

»Die hat bislang noch niemand geöffnet?«, fragte Eph. Die Männer des HAZMAT-Teams schüttelten den Kopf. » Wir haben das Ding nicht angerührt«,

erwiderte einer von ihnen.

Eph warf einen Blick hinter die Kiste. Drei orangefarbene Gurte, deren stählerne Haken noch in den Halteösen steckten, lagen dort auf dem Boden. »Und die Gurte hier?«

» Die waren schon gelöst, als wir reinkamen «, sagte ein anderer.

Eph sah sich im Laderaum um. » Unmöglich. Wäre dieses Ding während des Fluges ungesichert gewesen, hätte es die Gepäckcontainer beschädigt, wenn nicht gar die Innenwände des Frachtraums.« Er inspizierte die Kiste genauer. » Wo ist das Kontrolletikett? Und was steht im Frachtverzeichnis? «

Einer der Beamten hielt mehrere laminierte, von einer Ringklammer zusammengehaltene Seiten hoch. » Nichts verzeichnet. «

Eph ging zu ihm. »Das kann nicht sein.«

»Das einzige etwas ungewöhnlichere Frachtstück, das hier erfasst ist, neben drei Sätzen Golfschlägern, ist ein Kajak. Und da ist es auch.« Der Mann deutete auf ein in Folie eingewickeltes Kajak, das mit Gepäckaufklebern bedeckt und mit den gleichen Spanngurten an der Wand befestigt war.



»Setzen Sie sich mit Berlin in Verbindung«, sagte Eph. »Die müssen doch Unterlagen haben. Irgendjemand kann sich bestimmt an dieses Ding erinnern, das wiegt doch locker zweihundert Kilo.«

»Haben wir schon getan. Auch dort keinerlei Unterlagen.

Sie lassen gerade die Leute kommen, die das Gepäck verladen haben, und befragen einen nach dem anderen.«

Eph wandte sich wieder der Kiste zu. Er ging in die Hocke, um sie näher zu untersuchen, fuhr mit der Hand über das Holz. An beiden Oberkanten waren jeweils drei Scharniere angebracht, und in der Mitte der Oberseite verlief ein Spalt - es war eine Art Doppeltür, die sich nach außen öffnete. Eph griff unter den überstehenden Rand und versuchte, die Flügel zu öffnen. Leichter gesagt als getan. »Könnte mir vielleicht mal jemand helfen?«

Einer der Männer trat vor und packte mit seinen behandschuhten Fingern den gegenüberliegenden Rand. Eph zählte bis drei, dann öffneten sie gleichzeitig die beiden schweren Flügel.

Verwesungsgestank stieg aus der Kiste, als wäre

sie hundert Jahre lang versiegelt gewesen. Sie wirkte leer - bis einer der Beamten seine Taschenlampe anknipste und den Strahl über das Innere wandern ließ. Da war etwas.

Eph streckte die Hand aus. Seine Finger versanken in ...

Erde. Schwerer, pechschwarzer Erde. Weich wie Kuchenteig. Sie füllte die unteren zwei Drittel der Kiste.

Nora trat einen Schritt zurück. »Sieht aus wie ein Sarg«, murmelte sie.

## **Jamaica Hospital Medical Center**

Eph zog die Finger wieder heraus. Er wandte sich Nora zu, wartete vergeblich auf ein Lächeln von ihr. »Bisschen groß für einen Sarg, findest du nicht?«

»Und wer verschickt eine alte Kiste voller Erde?«  
»Niemand. Da muss noch etwas anderes drin gewesen sein.«

»Unmöglich. Das Flugzeug steht unter strengster Quarantäne.«

Eph zuckte mit den Achseln. »Also noch ein Rätsel.

Mit Sicherheit kann ich im Moment nur sagen, dass wir hier einen unverschlossenen, nicht fixierten Behälter haben, für den es keinen Frachtschein gibt.« Er blickte in die Runde. »Wir müssen eine Probe davon nehmen. In Erde lassen sich selbst geringste Spuren fremder Substanzen nachweisen. Radioaktive Strahlung zum Beispiel.«

»Sie meinen, hier war das Zeug drin ...«, setzte einer der Beamten an.

»... mit dem die Passagiere ausgeschaltet wurden? Das ist jedenfalls das Plausibelste, was ich bisher dazu gehört habe.«

»Eph? Nora?«, rief Jim in diesem Moment von außen. »Was gibt's, Jim?«, erwiderte Eph.

»Eben hat die Isolierstation des Jamaica angerufen. Ihr solltet so schnell wie möglich rüberfahren.«

Das Jamaica Hospital lag nur zehn Minuten nördlich des JFK am Van-Wyck-Expressway. Es war eines der vier New Yorker Notfallzentren bei bioterroristischen Anschlägen und zentraler Bestandteil im System zur Erfassung unspezifischer Krankheitssymptome. Erst einen Monat zuvor hatte Eph dort einen Workshop zum Canary-Projekt abgehalten, daher wusste er, dass sich die

Isolierstation für Infektionen, die durch die Luft übertragen wurden, auf der vierten Etage befand.

Auf der metallenen Schwingtür prangte das orange leuchtende Symbol für Biogefährdung, das auf eine tatsächliche oder potenzielle Gefahr für Zellmaterial oder lebende Organismen hinwies. Darunter stand:

ISOLIERSTATION  
KONTAKTSCHUTZVORKEHRUNGEN  
OBLIGATORISCH  
ZUTRITT NUR FÜR BERECHTIGTE

Am Empfang zeigte Eph seine CDC-Papiere. Die leitende Ärztin erkannte ihn von früheren Seuchenmanagement-Übungen wieder und ließ ihn und Nora herein.

»Was gibt's denn?«, fragte er die Ärztin.

»Auch auf die Gefahr hin, allzu dramatisch zu klingen«, sagte sie, zog ihre Karte über den Scanner und öffnete damit die Türen zur Station, »das hier müssen Sie sich wirklich selbst ansehen.«

Sie betraten einen schmalen Flur und damit den

äußeren Ring des Quarantänebereichs. Eph folgte der Ärztin durch blaue Vorhänge zur Schwesternstation. Hier standen Tablett mit verschiedenen Schutzüberzügen - Kittel, Brillen, Handschuhe, Überschuhe, Atemschutzgeräte - sowie ein großer, rollbarer Abfallbehälter, der mit einem roten Müllsack für biologisch gefährliches Material ausgekleidet war. Bei den Atemschutzgeräten handelte es sich um N95-Halbmasken, die fünfundneunzig Prozent aller Partikel ab einer Größe von 0,3 Mikrometer filtern konnten und damit Schutz gegen die meisten luftübertragenen Viren und Bakterien boten, jedoch nicht gegen chemische Schadstoffe oder Gase.

Im Vergleich zu dem Vollschutzanzug, den er auf dem Flughafen getragen hatte, fühlte Eph sich mit Krankenhausmaske, Chirurgenhaube, Schutzbrille, Kittel und Überschuhen regelrecht nackt. Die Ärztin, die eine ähnliche Montur angelegt hatte, betätigte einen Druckknopf, der eine Reihe von Türen öffnete. Eph spürte einen vakuumähnlichen Sog, ausgelöst durch ein Unterdrucksystem, das die Luft in den Quarantänebereich saugte, so dass keine Partikel nach außen entweichen konnten.

Sie gingen einen Korridor hinunter, der rechts zum zentralen Materiallager führte. Dieses Lager war mit einem Rollwagen voller Medikamente und Erste-Hilfe-Gerätschaften, einem mit Plastikfolie ummantelten Laptop, einer Gegensprechanlage sowie weiterer Schutzkleidung ausgestattet.

Der Patientenbereich auf der linken Seite - die eigentliche Isolierstation - bestand aus acht kleinen Abteilen. Acht Abteile für einen Stadtbezirk mit weit über zwei Millionen Einwohnern. »Flexible Kapazitätssteigerung im Krisenfall« war das Motto des Katastrophenschutzes, um bei einer Epidemie den Anforderungen der öffentlichen Gesundheitsfürsorge zu genügen. Die Zahl der verfügbaren Krankenhausbetten im Staat New York lag bei etwa sechzigtausend, Tendenz fallend; allein in New York City lebten jedoch acht Millionen Menschen, Tendenz steigend. Mit dem Canary-Projekt war die Hoffnung verbunden, diese quantitativen Defizite zu kompensieren, eine Art Lückenbüßer. Die CDC nannte diese politisch motivierte Herangehensweise »optimistisch«; Eph bevorzugte den Ausdruck »Wunschdenken«.

Er folgte der Ärztin in das erste Abteil - das die

Anforderungen an die höchste Sicherheitsstufe eines biologischen Isolierraums in keinsten Weise erfüllte. Es gab weder Luftschleusen noch Stahltüren; das hier war lediglich die standardmäßige Versorgung in einem abgetrennten Bereich. Der Boden des Raumes war gefliest, an der Decke brannten Leuchtstoffröhren. Eph bemerkte den an der Wand abgestellten Transportisolator, ein transparentes, sargähnliches Gehäuse mit langen, nach innen gestülpten Handschuhen an den Seiten, die den Zugang zum Patienten ermöglichten, austauschbaren Sauerstoffflaschen, einem Partikelfilter und einer Unterdruckpumpe. Neben dem Isolator lag die Kleidung des Patienten: Jacke, Hemd, Hose; sie war mit einer chirurgischen Schere entfernt worden. Auf der verkehrt herum liegenden Pilotenmütze konnte man das Logo von Regis Air, die geflügelte Krone, erkennen.

Das Krankenhausbett in der Mitte des Raumes war mit transparenten Plastikvorhängen abgeschirmt. Davor standen Überwachungsgeräte und eine mit unterschiedlichen Beuteln versehene Infusionspumpe. Das Bett hatte seitliche Schutzgitter, grüne Laken und große weiße Kissen; das Kopfteil

war hochgestellt.

Dort saß Kapitän Doyle Redfern, die Hände auf dem Schoß. Er trug ein OP-Hemd und wirkte verunsichert. Mit der Kanüle im Arm und dem ausgezehrten Gesicht - Eph schien es, als habe der Mann zehn Pfund abgenommen, seit er ihn im Cockpit gefunden hatte -, unterschied sich Redfern nicht groß von anderen Patienten, die auf ihre ärztliche Untersuchung warten.

Als Eph sich näherte, blickte der Pilot auf. »Sind Sie von der Fluggesellschaft?«, fragte er.

Eph schüttelte den Kopf. Verwirrt. Noch letzte Nacht hatte dieser Mann im Cockpit von Flug 753 nach Luft gerungen, hatte die Augen grotesk verdreht, war dem Tode nahe gewesen.

Der Pilot verlagerte sein Gewicht, die dünne Matratze quietschte. Er verzog das Gesicht, als wäre er völlig steif vom Liegen. »Was ist in der Maschine passiert?«

Eph räusperte sich. »Eigentlich hatte ich gehofft, dass Sie mir das sagen würden.«

Kurz darauf stand Eph vor Gabriel Bolivar, dem Rockstar, der wie ein schwarzhaariger Gargoyle im OP-Hemd auf der Bettkante kauerte. Ohne das



Vogelscheuchen-Make-up - sein Markenzeichen - war er mit den strähnigen Haaren und den Furchen im Gesicht überraschend attraktiv.

Bolivar stöhnte. »Die Mutter aller Kater, Mann.« »Irgendwelche anderen Beschwerden?«, fragte Eph. »Jede Menge.« Bolivar strich sich mit der Hand durch das lange, schwarze Haar. »Flieg niemals Linie. Das ist die Moral von der Geschicht.«

»Mr. Bolivar, können Sie mir sagen, woran Sie sich als Letztes erinnern? Was geschah bei der Landung?«

»Welche Landung? Hey, keine Ahnung. Während des Flugs hab ich einen Wodka Tonic nach dem anderen gekippt - ich bin ziemlich sicher, dass ich bei der Landung geschlafen habe.« Bolivar sah auf, blinzelte ins Licht. »Wie wär's mit ein paar Demerol, hm? Gibt's hier keinen Zimmerservice? Was läuft hier überhaupt?«

Eph sah die Narben kreuz und quer über Bolivars Armen und erinnerte sich, dass es zu dessen Bühnenshow gehörte, sich mit einem Messer zu bearbeiten. »Wir sind gerade dabei, die einzelnen Gepäckstücke im Flugzeug den Passagieren zuzuordnen. «

»Bei mir kein Problem, Mann. Ich hatte nichts dabei. Kein Gepäck, nur das Telefon. Meine eigene Maschine ist ausgefallen. Ich bin in der allerletzten Minute umgestiegen. Hat Ihnen mein Manager das nicht gesagt?«

»Ich habe noch nicht mit ihm gesprochen. Was das Gepäck betrifft - besonders interessiert mich eine große Kiste.« Bolivar starrte Eph an. »Ist das hier so was wie ein Test auf Zurechnungsfähigkeit?«

»Im Frachtraum. Ein ziemlich altes Ding, teilweise mit Erde gefüllt.«

»Keine Ahnung, wovon Sie reden.«

»Sie haben sie nicht vielleicht zufällig aus Deutschland mitgenommen? Sie sehen so aus, als würden Sie solche Dinger sammeln.«

»Ach, das ist doch alles nur Show, Mann. Eine beschissene Nummer, mehr nicht. Ein Spektakel. Gruftischminke und Hardcore-Texte. Googeln Sie mich mal - mein Vater war methodistischer Priester, und das Einzige, was ich sammle, sind Muschis. Apropos, wann zum Teufel kann ich eigentlich wieder gehen?«

»Wir müssen noch einige Tests machen. Wir wollen sicher sein, dass Sie kerngesund sind, bevor wir Sie

entlassen.«

» Und wann krieg ich mein Telefon wieder?«

»Bald«, erwiderte Eph und verließ den Raum.

Die leitende Ärztin der Isolierstation war an der Zugangsschleuse in eine heftige Diskussion mit drei Männern verwickelt, von denen zwei Eph weit überragten. Offenbar Bolivars Leibwächter. Der Dritte war kleiner und trug eine Aktentasche - was nach Anwalt roch.

»Gentlemen«, sagte Eph, »dieser Bereich ist gesperrt.« »Ich bin hier, um die Entlassung meines Mandanten Gabriel Bolivar zu erwirken«, erklärte der untersetzte Mann. Also eindeutig Anwalt.

»Mr. Bolivar wird derzeit verschiedenen Tests unterzogen und baldmöglichst entlassen.«

»Und wann ist das?«

Eph zuckte mit den Achseln. »In zwei, vielleicht drei Tagen. Wenn alles gut verläuft.«

»Mr. Bolivar ersucht, in die Obhut seines Hausarztes entlassen zu werden. Ich habe die rechtliche Vollmacht für den Fall, dass er, aus welchem Grund auch immer, nicht in der Lage sein sollte, selbst Entscheidungen zu treffen.«

»Niemand außer mir darf zu ihm.« Eph wandte sich der leitenden Ärztin zu. »Postieren Sie bitte umgehend jemanden vom Sicherheitsdienst vor seiner Tür.«

Der Anwalt trat näher. »Hören Sie zu, Doktor. Ich bin kein Experte, was die gesetzlichen Bestimmungen bezüglich einer Quarantäne angeht, aber ich bin ziemlich sicher, dass eine Verfügung des Präsidenten erforderlich ist, um jemanden gegen seinen Willen in medizinischer Isolation zu halten. Dürfte ich diese Verfügung sehen?«

Eph verzog den Mund. »Mr. Bolivar ist momentan sowohl mein Patient als auch Überlebender eines Unglücks mit zahlreichen Todesopfern. Wenn Sie Ihre Telefonnummer in der Schwesternstation hinterlassen, werde ich Sie nach Möglichkeit über die Fortschritte seiner Genesung auf dem Laufenden halten - natürlich nur mit Mr. Bolivars Zustimmung.«

»Na schön, Doc.« Der Anwalt legte Eph die Hand in einer Weise auf die Schulter, die dieser überhaupt nicht leiden konnte. »Wissen Sie, wie ich die ganze Sache auch ohne gerichtliche Anordnung beschleunigen kann? Ich mobilisiere einfach die Fangemeinde meines Mandanten.« Er sah die Ärztin

an. »Wollen Sie wirklich, dass Hunderte Gruftmäuschen und alle möglichen anderen Freaks vor Ihrem Krankenhaus Protestmärsche veranstalten oder gar hier drin den Aufstand proben, nur um ihn zu sehen?«

Eph starrte so lange auf die Hand des Anwalts, bis dieser sie wieder von seiner Schulter nahm. »Für diesen ganzen Unsinn habe ich jetzt wirklich keine Zeit. Wir haben andere Dinge zu klären. Etwa: Leidet Ihr Mandant an einer Geschlechtskrankheit, von der ich wissen sollte? Nimmt er Betäubungsmittel, oder hat er in der Vergangenheit welche genommen? Ich frage vorsichtshalber, denn wenn ich mir wirklich seine gesamten medizinischen Unterlagen ansehen muss, könnte es sein, dass sie in die falschen Hände geraten. So etwas passiert ja immer wieder. Und Sie werden wohl kaum wollen, dass Mr. Bolivars Krankenakte an die Presse durchsickert, richtig?«

Der Anwalt machte große Augen. »Das sind vertrauliche Informationen. Sie zu veröffentlichen wäre strafbar.«

»Und überaus peinlich«, ergänzte Eph, wobei er dem Anwalt eine weitere Sekunde fest in die Augen sah, um seiner Bemerkung den nötigen Nachdruck

zu verleihen. »Stellen Sie sich mal vor, jemand würde *Ihre* komplette Krankenakte ins Internet stellen.«

Der Anwalt stand mit offenem Mund da, während sich Eph an den zwei Leibwächtern vorbeidrückte.

Joan Luss - Teilhaberin einer großen Anwaltskanzlei, Mutter zweier Kinder, Swarthmore-Absolventin, wohnhaft in Bronxville, einer der wohlhabendsten Gemeinden der Vereinigten Staaten, sowie Mitglied der renommierten Junior League - saß in diesem lächerlichen OP-Kittel auf der Schaumstoffmatratze ihres Krankenhausbetts. Sie machte sich Notizen auf die Hülle einer Matratzenauflage. Sie schrieb und wartete und wackelte dabei mit den Zehen. Nach wie vor wollte man ihr das Telefon nicht zurückgeben; einiges Zureden und Drohen waren erforderlich gewesen, um zumindest einen Bleistift zu erhalten.

Sie wollte gerade noch einmal auf den Summer drücken, als endlich die Schwester kam. Joan setzte ihr Ich-will-Ergebnisse-sehen-Lächeln auf. »Ah, da sind Sie ja. Hören Sie, wie hieß noch gleich der Arzt, der eben bei mir war?«

»Er gehört nicht zur Klinik.«

»Das ist mir schon klar. Ich habe nach seinem Namen gefragt.«

»Dr. Goodweather.«

»Goodweather.« Joan notierte sich das. »Hat er auch einen Vornamen?«

»Doktor.« Die Schwester lächelte gezwungen. »Für mich haben die alle den gleichen Vornamen - Doktor.«

Joan kniff die Augen zusammen, als hätte sie nicht richtig gehört, und rutschte auf den steifen Laken hin und her. »Und er kommt von der Seuchenschutzbehörde?«

»Ich glaube ja. Er hat eine Reihe Tests angeordnet, die in diese Richtung ... «

»Wie viele weitere Überlebende gab es bei dem Absturz?« »Also ... es gab keinen Absturz.«

Joan grinste. Um sich verständlich zu machen, war es zuweilen hilfreich, wenn man sich vorstellte, dass Englisch nicht die Muttersprache des Gegenübers war. »Was ich meine, Schätzchen, ist: Wie viele weitere Personen an Bord des Fluges 753 von Berlin nach New York sind nicht ums Leben gekommen?«

»Auf unserer Station befinden sich außer Ihnen noch drei weitere Patienten. So, Dr. Goodweather möchte, dass ich Ihnen jetzt Blut abnehme und ... «

An diesem Punkt blendete Joan die Schwester einfach aus.

Der einzige Grund, weshalb sie überhaupt noch in diesem Krankenhaus war, war, dass sie mehr in Erfahrung bringen konnte, wenn sie eine Weile mitspielte. Diese Strategie stieß nun allerdings an ihre Grenzen. Joan Luss war eine auf Schadensersatzrecht spezialisierte Anwältin. Sämtliche Passagiere eines Flugzeuges bis auf vier sterben - und darunter ist ausgerechnet eine Schadensersatzanwältin.

Arme Regis Air! Aus Sicht der Fluglinie hatte die Falsche überlebt.

»Ich hätte gerne eine Kopie meiner Krankenakte«, sagte sie, »nebst einer vollständigen Auflistung aller durchgeführten Laboruntersuchungen sowie deren Ergebnissen ... « Ihre Stimme versagte.

»Mrs. Luss? Alles in Ordnung?«

Joan hatte für einen kurzen Augenblick das Bewusstsein verloren. Sicher nur eine Nachwirkung dessen, was ihr während dieses schrecklichen



Fluges widerfahren war. Sie lächelte und schüttelte energisch den Kopf. Die Wut würde ihr Energie für die nächsten tausend voll abrechenbaren Stunden geben, die sie damit verbringen würde, diese Katastrophe unter die Lupe zu nehmen und die mehr als fahrlässig handelnde Fluggesellschaft vor Gericht zu zerren.

»0 ja«, erwiderte sie. »Bald wird alles in bester Ordnung sein.«

## **Regis- Air- Wartungshangar**

»Keine Fliegen«, sagte Eph. »Wie bitte?«, fragte Nora.

Sie standen vor den Leichensäcken, die neben dem Flugzeug aufgereiht waren. Die vier Kühllastwagen waren inzwischen in den Hangar gefahren; ihre Fischmarktbeschriftung war aus Respekt mit schwarzer Plane abgedeckt worden. Mitarbeiter der New Yorker Gerichtsmedizin hatten alle Leichen identifiziert und jeder ein mit einem Barcode versehenes Schild um den großen Zeh gebunden. Im Behördenjargon wurde eine derartige Katastrophe

als »Typ geschlossenes Universum« bezeichnet, mit einer klar eingrenzbaren Anzahl von Opfern - also das genaue Gegenteil jener Situation, die beim Einsturz der Twin Towers vorgelegen hatte. Dank eingescannter Pässe, der Passagierliste und der Tatsache, dass die Leichen unversehrt waren, war die Identifikation der Verstorbenen eine unkomplizierte Angelegenheit. Die eigentliche Herausforderung würde die Ermittlung der Todesursache werden.

Die Plane auf dem Boden wellte sich unter den schweren Stiefeln des HAZMAT-Teams, das die blauen Vinylsäcke einen nach dem anderen schweigend, mit reglosen Mienen auf die Lastwagen verlud.

»Eigentlich müsste es hier Fliegen geben«, wiederholte Eph. Im Licht der überall im Hangar aufgestellten Strahler war zu erkennen, dass bis auf die eine oder andere träge Motte keine Insekten über den Leichen schwebten. »Warum gibt es hier keine Fliegen?«

Nach dem Tod eines Menschen müssen die Bakterien im Verdauungstrakt, die zu Lebzeiten mit dem gesunden Wirt in perfekter Symbiose existieren,

für sich selbst sorgen. Zuerst machen sie sich über das Innere des Darms her, fressen sich dann durch die Bauchhöhle und verzehren schließlich die Organe. Fliegen können die Ausdünstungen eines verwesenden Körpers bis auf mehrere Kilometer wahrnehmen.

Und hier, in diesem Hangar, waren zweihundertundsechs Mahlzeiten für sie angerichtet. Es hätte vor Ungeziefer nur so wimmeln müssen.

Eph ging auf zwei HAZMAT-Beamte zu, die gerade einen Leichensack versiegelten. »Warten Sie einen Moment«, sagte er zu ihnen. Die Männer richteten sich auf und traten einen Schritt zurück, während Eph in die Hocke ging und den Reißverschluss öffnete.

Es war das kleine Mädchen, das an der Hand seiner Mutter gestorben war. Unbewusst hatte sich Eph gemerkt, wo sie lag. Die Kinder vergisst man nie.

Das blonde Haar war plattgedrückt. Ein Anhänger, eine lächelnde Sonne an einer schwarzen Schnur, ruhte in ihrer Halskuhle. Das weiße Kleid ließ sie fast wie eine Braut aussehen.

Während die Beamten den nächsten Leichensack

versiegelt und aufhoben, ging Nora zu Eph hinüber und beobachtete, wie er behutsam den Kopf des Mädchens anhub und hin und her drehte.

Der Rigor Mortis, die Leichenstarre, setzt etwa zwölf Stunden nach Eintritt des Todes ein und hält dann für circa zwölf bis sechsunddreißig Stunden an - in dieser Zeitspanne befanden sie sich jetzt -, bis die Kalziumverbindungen in den Muskeln aufbrechen und der Körper wieder beweglich wird.

»Kein Rigor«, sagte Eph.

Er umfasste Schulter und Hüfte des Mädchens, drehte sie auf den Bauch, knöpfte ihr Kleid auf, entblößte das Rückgrat, die kleinen knollenförmigen Verdickungen der Wirbelsäule. Ihre Haut war bleich und mit Sommersprossen übersät. Keine größeren Flecken.

Nach einem Herzstillstand sackt das Blut in den Gefäßen nach unten. Die gerade mal eine Zelle starken Kapillarwände geben diesem Druck nach und zerreißen. Das Blut dringt in das umliegende Gewebe ein, sinkt dann weiter bis zur je nach Lage tiefsten Körperregion, wo es schnell gerinnt. Diese ersten Leichenflecke zeigen sich nach etwa sechzehn Stunden.

Sie hatten diesen Zeitpunkt inzwischen längst überschritten.

Da die Passagiere in sitzender Position gestorben und anschließend auf ebener Fläche aufgebahrt worden waren, hätte das gerinnende, dickflüssige Blut die Haut um das Steißbein des Mädchens herum tiefrot färben müssen.

Eph ließ den Blick über die Leichensäcke wandern. »Warum verwesen diese Körper nicht so, wie sie es eigentlich sollten?«

Er drehte das Mädchen wieder auf den Rücken und schob dann mit geübter Hand das Lid des rechten Auges zurück. Erwartungsgemäß war die Hornhaut getrübt und die Sklera, die schützende Lederhaut des Auges, eingetrocknet. Eph inspizierte die Fingerspitzen der rechten Hand - jener Hand, mit der das Mädchen ihre Mutter festgehalten hatte. Sie war durch die Verdunstung der Körperflüssigkeiten leicht gerunzelt, was ebenfalls dem normalen Verlauf entsprach.

Verwirrt von den uneinheitlichen Befunden, wandte sich Eph wieder dem Gesicht des Mädchens zu und schob die behandschuhten Daumen zwischen die Lippen des Mädchens. Das Geräusch, das aus dem

auseinandergedrückten Kiefer kam und in etwa so klang, als würde die Kleine nach Luft schnappen, war ganz natürlich: Folge des Entweichens von Gasen aus dem Körper. Der Mundinnenraum war völlig unauffällig. Eph schob einen weiteren Finger hinein, um die Zunge nach unten zu drücken und zu kontrollieren, ob die Haut auch hier trocken war.

Gaumensegel und Zunge waren völlig weiß, wie aus Elfenbein geschnitzt. Die Zunge fühlte sich merkwürdig an. Eph schob sie zur Seite und legte so die Mundhöhle frei.

*Ausgeblutet*, schoss es ihm durch den Kopf. *Diese Leichen sind vollständig ausgeblutet, bis zum letzten Tropfen.* Was wie aus einer billigen Horrorserie klang: »Lieutenant! Die Leichen, sie haben ... kein Blut mehr! Kein Blut mehr!« Einsatz dramatische Orgelmusik ...

Offenbar ließ der Schlafmangel seine Fantasie mit ihm durchgehen. Er hielt die steife Zunge zwischen Daumen und Zeigefinger und blickte mithilfe einer kleinen Taschenlampe tief in den Rachen des Mädchens.

Plötzlich bewegte sich die Zunge.

Eph zuckte zurück, zog die Finger heraus. »Mein

Gott!« Nora starrte ihn an. »Was ist?«

Er wischte sich die Finger an der Hose ab. Das Gesicht des Mädchens war jetzt wieder eine friedliche Totenmaske, die Lippen leicht geöffnet. »Nur ein Reflex«, murmelte er und stand auf. Nachdenklich betrachtete er den toten Körper, bis er nicht mehr hinsehen konnte. Dann schloss er den Leichensack wieder.

»Irgendetwas scheint die Zersetzung des Gewebes zu hemmen«, sagte Nora. »Diese Leute sind tot ... «

» ... in jeder Hinsicht. Abgesehen von der Verwesung.« Eph schüttelte den Kopf. »Wir können den Abtransport nicht länger aufhalten. Diese Leichen müssen in die Autopsie. Schneiden wir sie auf, sehen wir uns die ganze Sache von Innen an.«

Noras Blick wanderte zu der verzierten, mit Erde gefüllten Kiste, die in einiger Entfernung zum übrigen Gepäck auf dem Hangarboden stand. »Irgendetwas ist hier absolut nicht in Ordnung.«

Eph sah in die andere Richtung, zum Flugzeug. Er musste wieder an Bord! Sie hatten irgendetwas übersehen. ja, die Antwort war irgendwo in dieser Maschine.

In diesem Moment betrat Jim Kent mit dem Direktor der CDC den Hangar. Dr. Everett Barnes war einundsechzig Jahre alt und wirkte immer noch wie der Landarzt aus den Südstaaten, als der er seine Karriere begonnen hatte. Der US Public Health Service, zu dem unter anderem die CDC gehörte, war ursprünglich Teil der US-Marine gewesen, und so trugen viele ranghohe Beamte der CDC noch heute Uniformen, auch wenn diese nicht mehr zwingend als Dienstkleidung vorgeschrieben waren. So auch Everett Barnes. Was in seinem Fall dazu führte, dass man einen sympathischen, bodenständigen Gentleman mit weißem Spitzbart vor sich stehen hatte, der sich wie ein pensionierter Admiral in Khaki-Felduniform nebst reichlich Brustlametta kleidete. Barnes hätte so eins zu eins im Fernsehen auftreten und für Kentucky Fried Chicken Werbung machen können.

Nach etwas Vorgeplänkel und der oberflächlichen Untersuchung einer der Leichen erkundigte sich der Direktor nach den vier Überlebenden.

»Keiner von ihnen kann sich erinnern, was geschehen ist«, sagte Eph.

»Symptome?«



»Teilweise sehr starke Kopfschmerzen. Muskelschmerzen. Klingeln in den Ohren. Orientierungsverlust. Trockener Mund. Gleichgewichtsstörungen.«

»Also letztlich nicht viel schlimmer als die üblichen Beschwerden nach einem Transatlantikflug.«

»Das Ganze ist trotzdem ausgesprochen seltsam, Everett.

Nora und ich waren die Ersten an Bord der Maschine. Die Passagiere - und zwar alle, ohne Ausnahme - waren klinisch tot. Keine Atmung. Nach vier Minuten ohne Sauerstoff tritt eine dauerhafte Gehirnschädigung ein. Die vier Überlebenden sind über eine Stunde ohne Sauerstoff ausgekommen.«

»Was natürlich unmöglich ist. Und sie konnten Ihnen wirklich *gar nichts* sagen?«

»Sie hatten mehr Fragen an mich als ich an sie.«  
»Irgendwelche Verbindungen zwischen den vieren?«  
»Das überprüfe ich gerade. Ich wollte Sie um Ihre Unterstützung bitten, damit wir sie so lange isolieren können, bis wir unsere Arbeit getan haben.«

»Unterstützung? «

»Wir sind darauf angewiesen, dass diese vier

Patienten kooperieren. «

»Aber sie kooperieren doch.«

»Im Moment noch, ja. Ich wollte nur ... Nun, wir dürfen kein Risiko eingehen.«

Barnes strich sich über den gepflegten weißen Bart. »Ich bin überzeugt, dass wir ihnen mit wohlgesetzten Worten verdeutlichen können, wie dankbar sie sein sollten, dass ihnen das tragische Schicksal ihrer Mitreisenden erspart geblieben ist, um sie so zu weiterer Kooperation zu bewegen.« Er lächelte und entblößte dabei die obere Reihe seines überkronten Gebisses.

»Wir könnten die Gesetze zum Zivil- und Katastrophenschutz zur Anwendung bringen ... «

»Ephraim, Sie wissen doch selbst, dass ein gewaltiger Unterschied zwischen der Isolierung einiger weniger Passagiere im Rahmen einer freiwilligen, prophylaktischen Behandlung und ihrer zwangsweisen Quarantäne besteht. Außerdem sind da noch andere Aspekte zu berücksichtigen - Aspekte der Öffentlichkeitsarbeit etwa.«

»Bei allem gebührenden Respekt, Everett, ich ... «

Die schmale Hand des Direktors senkte sich sanft

auf Ephs Schulter. »Vergeuden wir nicht unsere Zeit, Ephraim.« Barnes' Südstaatenakzent wurde noch breiter, wohl um das, was er zu sagen hatte, freundlicher klingen zu lassen. »Wenn wir die Sache einmal objektiv betrachten, haben wir diesen tragischen Zwischenfall jetzt doch unter Kontrolle. Mit Glück oder auch Gottes Hilfe. Es gab in den nunmehr achtzehn Stunden seit der Landung der Maschine keine weiteren Todesfälle, und rund um den Globus wurden keinerlei Erkrankungen in irgendeinem anderen Flugzeug oder auf irgendeinem Flughafen gemeldet. Das sind eindeutig gute Nachrichten, und die müssen wir deutlich als solche herausstellen. Wir müssen der Öffentlichkeit eine klare Botschaft vermitteln, das Vertrauen in den internationalen Luftverkehr aufrechterhalten. Ich bin überzeugt, dass es ausreicht, an das Ehrgefühl der vier glücklichen Überlebenden zu appellieren, um sie zur Kooperation zu bewegen.« Der Direktor zog die Hand zurück und lächelte Eph an wie ein alter Soldat, der gute Miene zur pazifistischen Einstellung seines Sohnes macht. »Davon abgesehen sieht das für mich nach einem verfluchten Gasaustritt aus. Was sonst könnte derart viele Leute so schlagartig handlungsunfähig machen? I n einem

abgeschlossenen Raum? Und wieso haben sich die Überlebenden so schnell erholt, nachdem man sie aus der Maschine geborgen hat?«

Nora räusperte sich. »Das Dumme ist nur, dass die Klimaanlage mit der Stromversorgung ausgefallen ist. Und zwar unmittelbar nach der Landung.«

Barnes sah sie an und verschränkte nachdenklich die Hände. »Nun, da gibt es noch viel Klärungsbedarf, gar keine Frage. Aber sehen Sie es doch mal so - das war eine ausgezeichnete Übung für Ihr Team. Sie haben Ihre Sache sehr gut gemacht. Und wenn sich jetzt alles langsam wieder beruhigt, können Sie dem Problem gewissenhaft auf den Grund gehen. Sobald diese verfluchte Pressekonferenz vorbei ist.«

»Wie bitte?«, sagte Eph.

»Der Bürgermeister und der Gouverneur haben mit den Vertretern der Fluggesellschaft, der Port Authority und so weiter eine Pressekonferenz angesetzt. Sie und ich werden dabei die Gesundheitsbehörde vertreten.«

»0 nein! Dafür habe ich keine Zeit. Das kann Jim übernehmen ... «

»Jim *könnte* das übernehmen, aber heute werden Sie es machen, Ephraim. Wie ich schon sagte, es wird Zeit, dass Sie in dieser Angelegenheit Führungsstärke zeigen. Sie sind der Chef des Canary-Projekts, und ich will mit jemandem vor die Presse treten, der unmittelbar mit den Opfern zu tun hatte. Wir müssen unserer aufopferungsvollen Arbeit ein Gesicht geben.«

Deshalb also Barnes' Weigerung, die Quarantäne zu verhängen. Es ging ihm um mehr als nur dieses Unglück. »Aber im Augenblick weiß ich doch noch gar nichts«, protestierte Eph. »Warum jetzt schon?«

Barnes lächelte, zeigte dabei wieder jede Menge Keramik. »Der wichtigste Grundsatz eines Arztes ist: Richte keinen Schaden an. Der wichtigste Grundsatz eines Politikers ist:

Tritt vor die Kameras. Außerdem spielt der Zeitfaktor eine gewisse Rolle. Ob Sie es glauben oder nicht, wir müssen das Ganze noch vor dieser verfluchten Sonnenfinsternis über die Bühne bringen, damit die Ausstrahlung nicht gestört wird. Die Sonnenflecken beeinflussen offenbar die Funkwellen.«

»Sonnenfinsternis?« Eph runzelte die Stirn. Richtig,

für diesen Nachmittag gegen halb vier war eine totale Sonnenfinsternis angekündigt - das erste Ereignis dieser Art im Umkreis von New York City seit über vierhundert Jahren. »Gott, daran hab ich gar nicht mehr gedacht ... «

»Also, Eph, wir werden den Menschen in diesem Land eine einfache Botschaft übermitteln: Eine furchtbare Katastrophe hat sich ereignet, aber wir haben die Situation unter Kontrolle. Die CDC hat eine umfassende Untersuchung eingeleitet. Anscheinend handelt es sich um ein singuläres Ereignis. Von daher besteht nicht der geringste Anlass zur Beunruhigung. «

Eph verbarg seinen Blick vor dem Direktor. Er wurde also gezwungen, sich vor die Kameras zu stellen und zu behaupten, alles sei in bester Ordnung ... Zornig verließ er den Schutzbereich und schob sich durch den schmalen Spalt zwischen den Hangartüren hinaus in das schwindende Tageslicht. In Gedanken suchte er nach einer Möglichkeit, sich aus der Affäre zu ziehen, als er den Vibrationsalarm des Handys in seiner Hosentasche spürte. Er holte es heraus. Auf dem Display erschien das Symbol eines sich langsam drehenden Briefumschlags. Eine

SMS, gesendet von Matts Handy. Eph öffnete sie:

Yanks 4 Sux 2.  
super plätze.  
hätt dich gern hier. Z

Eph starrte auf die Nachricht seines Sohnes, bis sie vor seinen Augen verschwamm. Er blickte auf und sah seinen Schatten auf dem Rollfeld des Flughafens. Seinen Schatten, der - sofern er nicht schon unter Halluzinationen litt - langsam anfang, sich aufzulösen.

# ***Verfinsterung***

## **Nahende Schatten**

Die Spannung unter den Zuschauern stieg, als aus dem kleinen dunklen Fleck an der Westseite der Sonne - astronomisch ausgedrückt der »erste Kontakt« des Mondes - eine langsam anwachsende Schwärze wurde, die nach und nach die Nachmittagssonne verzehrte. Zunächst war kein Unterschied in Qualität oder Quantität des Lichts zu erkennen; nur dieser schwarze Bogen, der die für gewöhnlich so zuverlässige Sonne verdeckte, machte den Tag einzigartig.

Tatsächlich ist der Ausdruck »Sonnenfinsternis« keine ganz korrekte Bezeichnung. Eine Finsternis liegt dann vor, wenn ein Himmelskörper in den Schatten eines anderen Himmelskörpers tritt. Bei einer Sonnenfinsternis schiebt sich der Mond jedoch *zwischen* Sonne und Erde, verdeckt die Sonne, *verursacht* so erst den Schatten. Der richtige Ausdruck ist daher »Okkultation«: Der Mond



»bedeckt« die Sonne, er steht direkt vor ihr und wirft dabei einen kleinen Schatten auf die Erdoberfläche. Keine »Sonnenfinsternis« eine »Erdfinsternis «.

Der Abstand zwischen Erde und Sonne ist etwa vierhundertmal so groß wie der Abstand des Mondes zur Erde. Es ist ein interessanter Zufall, dass der Durchmesser der Sonne ebenfalls etwa vierhundertmal so groß ist wie der Durchmesser des Mondes. Deshalb scheinen, von der Erde aus betrachtet, die Fläche des Mondes und die Photosphäre der Sonne - ihre leuchtende Scheibe - ungefähr gleich groß zu sein.

Eine vollständige Okkultation ist nur während der Neumondphase möglich. Außerdem muss sich der Mond im Perigäum befinden, an jenem Punkt seiner Umlaufbahn, der der Erde am nächsten kommt. Die Dauer dieser »Totalität« hängt von der Mondumlaufbahn ab, ist jedoch nie länger als sieben Minuten und vierzig Sekunden. Die nun bevorstehende Okkultation würde exakt vier Minuten und siebenundfünfzig Sekunden dauern. Beinahe fünf Minuten finstere Nacht mitten an einem wunderschönen frühherbstlichen New Yorker Nachmittag.

Die Sonne war inzwischen zur Hälfte vom Neumond verdeckt, und am immer noch hellen Himmel dämmerte es: ein Sonnenuntergang ohne warme Farbtöne. Das fahle Licht wirkte diffus, gefiltert; die Schatten verloren ihre klaren Konturen; es war, als würde jemand an einem riesigen Dimmer drehen.

Und während die Sonnensichel hinter der Mondscheibe immer schmaler wurde, loderte ihr Glanz wie in Panik auf.

In weiten Teilen Kanadas und der USA sollte es bei einer partiellen Finsternis bleiben; die Totalitätszone, die Bahn des Kernschattens, der auf die Erde geworfen wurde, war nur etwa sechzehntausend Kilometer lang und einhundertsechzig Kilometer breit. Diese von West nach Ost verlaufende völlige Finsternis begann am Horn von Afrika, krümmte sich dann den Atlantik hinauf und endete westlich des Lake Michigan. Der Kernschatten bewegte sich mit einer Geschwindigkeit von mehr als tausendsechshundert Stundenkilometern über die Erdoberfläche.

Jetzt schlug die Farbe des Himmels in ein fahles Violett um.

Die Dunkelheit im Westen nahm an Intensität zu - wie ein lautloser Sturm, der auf die geschwächte Sonne zuwanderte, wie ein riesiger Organismus, der von innen heraus verfaulte.

Eigenartige Schatten huschten über den Boden, hervorgerufen durch die Lichtbrechung in der Erdatmosphäre. Ein gespenstisches Phänomen - wie ein über den Boden eines Swimmingpools wandernder Lichtstrahl-, das den Zuschauern die Nackenhaare aufstellte.

Dann ging es sehr schnell. Die hauchdünne Sonnensichel glühte auf, eine grelle Narbe am Himmel, die zu weißen Perlen zerfiel- die letzten Sonnenstrahlen, die durch die tiefsten Täler des Mondes wanderten. Diese Perlen verschwanden in rascher Folge wie eine Kerzenflamme, die von ihrem eigenen Wachs erstickt wird. Das purpurfarbene Band der Chromosphäre, der dünnen obersten Masseschicht der Sonne, loderte für einige kostbare letzte Sekunden auf. Dann war die Sonne verschwunden.

Totalität.

**Kelton Street, Woodside, Queens**

Kelly Goodweather konnte kaum glauben, wie schnell sich der Himmel verdunkelte. Gemeinsam mit ihren Nachbarn stand sie auf dem Bürgersteig - dort, wo zu dieser Tageszeit normalerweise die Sonnenseite der Straße war - und starrte durch diese lächerliche Brille mit dem Kartonrahmen, eine Gratis-Beigabe zu den Zweiliterflaschen »Sonnenfinsternis-Limo«, nach oben. Rein verstandesmäßig war ihr klar, was geschah: ein Stück Himmelsmechanik, die mathematisch fixierbare Ausrichtung dreier Körper im All. Trotzdem empfand sie ein an Panik grenzendes Schwindelgefühl. Und den Impuls, wegzulaufen und sich zu verstecken. Als würde der Schatten des Mondes etwas tief in ihrem Inneren berühren. Das Tier, das die Nacht fürchtete

...

Empfanden die anderen ähnlich? Im Augenblick der totalen Sonnenfinsternis waren alle auf der Straße verstummt. Dieses seltsame Licht. Diese Schatten, die sich auf dem Rasen schlängelten und wie wirbelnde Geister die Häuser hinaufkrochen.

Es war, als würde ein eisiger Wind die Straße

hinabgehen, der nicht ein Haar zerzauste, sie aber im Inneren frösteln ließ.

Dann erblickte Kelly die Korona. Eine schwarze, gesichtslose, ins Gegenteil verkehrte Sonne mit Haar aus weißem Licht, die um das Nichts des Mondes herum auf die Erde hinabstarrte. Ein Totenkopf.

Bonnie und Donna von nebenan hatten die Arme umeinander gelegt. »Wahnsinn, oder?«, rief Bonnie lächelnd über die Schulter.

Kelly konnte nichts erwidern. Für sie war das hier keine Sehenswürdigkeit, keine nachmittägliche Unterhaltungsshow; für sie war es eine Art Omen. Und warum auch nicht? Zum Teufel mit allen astronomischen Erklärungen und rationalen Betrachtungen! Gut, vielleicht besaß es keine Bedeutung *per se*, schließlich ging es nur um eine simple Konvergenz der Umlaufbahnen. Aber jedes fühlende Wesen musste doch darin eine wie auch immer geartete Bedeutung erkennen, ob positiv oder negativ, religiös oder psychologisch. Nur weil wir wissen, wie etwas funktioniert, heißt das noch lange nicht, dass wir es auch *verstehen* ...

Die Nachbarn riefen Kelly, die allein vor ihrem Haus

stand, zu, dass man die Brillen jetzt absetzen konnte.  
»Das wirst du dir doch nicht entgehen lassen!«

Doch Kelly dachte gar nicht daran, die Brille abzusetzen.

Selbst wenn sie im Fernsehen behaupteten, während der sogenannten »Totalität« bestehe keine Gefahr für die Augen. Im Fernsehen wurde einem ja auch weisgemacht, man werde nicht altern, wenn man teure Cremes und Pillen kaufte.

Die ganze Straße entlang ertönten Aaahs und Ooohs. Ein wahres Gemeinschaftserlebnis. Die Leute genossen diesen seltenen Moment. Alle bis auf Kelly.

*Was ist nur mit mir los?*

Zum Teil lag es wohl daran, dass sie gerade Eph im Fernsehen gesehen hatte. Er hatte auf dieser Pressekonferenz nicht viel gesagt, aber Kelly hatte an seinem Blick und seinem Tonfall erkannt, dass etwas nicht stimmte, allen Beteuerungen des Gouverneurs und des Bürgermeisters zum Trotz. Irgendetwas war geschehen - etwas, das weit über den plötzlichen, rätselhaften Tod von zweihundertsechs Passagieren eines Transatlantikflugs hinausging.

Ein Virus? Ein Terrorangriff? Massenselbstmord?  
Und jetzt auch noch das. Diese Finsternis.

Kelly wünschte, Zack und Matt wären zu Hause. Bei ihr.

Sie wünschte, diese Finsternis wäre endlich vorüber. Es war eine Erfahrung, die sie mit Sicherheit kein zweites Mal machen wollte. Durch die Brille blickte sie hinauf zum Mond, der im Zenit seines Triumphes stand, und hatte Angst, die Sonne niemals wiederzusehen.

## **Yankee Stadium, Bronx**

Zack stand auf seinem Sitz. Neben ihm Matt, der die Augen zugekniffen hatte wie ein Autofahrer im Scheinwerferlicht des Gegenverkehrs. Über fünfzigtausend Yankee-Fans mit Yankee-Sonnenfinsternisbrillen - echte Sammlerstücke - auf der Nase waren aufgestanden, hatten die Gesichter zum Himmel gewandt und blickten jetzt zum Mond auf, der das Firmament an diesem für ein Baseballspiel perfekten Nachmittag verdunkelte.

Alle bis auf Zack Goodweather. Klar, die

Sonnenfinsternis war cool, aber jetzt hatte er sie gesehen und richtete daher seine Aufmerksamkeit auf die Spielerbank, versuchte, die einzelnen Spieler der Yankees auszumachen. Dort drüben war Jeter, der die gleiche Brille trug wie sie alle, die Hände auf den Knien, als erwartete er, jeden Moment aufgerufen zu werden. Werfer und Fänger standen gemeinsam in der Aufwärmzone und verfolgten das Schauspiel.

»Ladies und Gentlemen«, ertönte die Stimme des Stadionsprechers Bob Sheppard über die Lautsprecheranlage, »Jungs und Mädchen, Sie können jetzt die Schutzbrille abnehmen.«

Fünzigtausend Menschen folgten dieser Aufforderung nahezu gleichzeitig. Nach einem dankbaren kollektiven Aufatmen brandete spärlicher Applaus auf, der schließlich in ein inbrünstiges Jubelgeschrei mündete.

In der Schule hatte Zack gelernt, dass die Sonne ein sechstausend Grad Kelvin heißer thermonuklearer Schmelzofen ist und die Korona - der äußere, aus Wasserstoff bestehende und von der Erde ausschließlich während einer Totalität sichtbare Rand - *noch* heißer ist, ja dass sie sogar



Temperaturen von bis zu zwei Millionen Grad Kelvin erreicht.

Was er sah, als er die Brille absetzte, war eine perfekte schwarze Scheibe, eingefasst von einem schmalen, blutroten Saum, der wiederum von einem zarten Kranz weißen Lichts umgeben war. Wie ein Auge: der Mond die riesige schwarze Pupille; die Korona das Weiße; das Rot des Saums - tatsächlich erhitztes Gas, das vom Rand der Sonne in den Weltraum hinausgeschleudert wurde - die geplatzten Äderchen. Ein Zombieauge.

Cool.

*Zombiehimmel*. Nein, besser: *Zombies der Eklipse*. *Zombies der Okkultation*. *Okkulte Zombies vom Planeten Mond*. Moment - der Mond war gar kein Planet. *Zombiemond*. Das war *die* Idee für den Film, den er in diesem Winter mit seinen Freunden drehen wollte. Während einer totalen Sonnenfinsternis verwandeln Mondstrahlen die Spieler der New York Yankees in geirnschlabbernde Zombies - genau! Und sein Kumpel Ron sah fast so aus wie Jorge Posada in jüngeren Jahren. »Hey, Jorge Posada, kann ich mal ein Autogramm haben ... Moment, was machst du? Hey, das ist mein ... Was ist denn los mit

deinen Augen? Nein ... NEIIIIIN!!!«

In diesem Moment setzte Orgelmusik ein, und ein paar betrunkene Zuschauer verwandelten sich in Dirigenten, die mit fuchtelnden Armen ihren Tribünenabschnitt aufforderten, in das Lied *I'm Being Followed by a Moon Shadow* einzustimmen. Baseballfans brauchten keinen großen Anlass, um drauflos zu krakeelen, die Leute hier hätten auch noch gejoht, wenn die Okkultation ein Asteroid gewesen wäre, der auf sie zugerast kam.

Wow! Zack wurde bewusst, dass sein Dad genau so etwas gesagt hätte, wäre er jetzt hier gewesen.

Matt, der neben ihm gerade seine Gratisbrille bewunderte, stieß Zack in die Rippen. »Tolles Souvenir, oder? Jede Wette, morgen wird eBay mit den Dingen hier überschwemmt.«

Ein Betrunkener rempelte gegen Matts Schulter, verschüttete Bier über seine Schuhe. Matt runzelte die Stirn, sah Zack an und verdrehte die Augen. Doch er sagte nichts und unternahm auch nichts. Er drehte sich nicht mal nach dem Kerl um. Matt hatte in Zacks Anwesenheit noch nie Bier getrunken, nur Weißwein oder Rotwein abends zusammen mit Mom. Zack wurde klar, dass Matt trotz all seiner

Begeisterung für Baseball im Grunde Angst vor den Fans hatte.

Und nun wünschte er sich wirklich, sein Dad wäre hier. Er zog Matts Handy aus der Jeans und überprüfte erneut, ob er eine Antwort auf seine SMS erhalten hatte.

NETZSUCHE stand auf dem Display. Kein Empfang.

Sonneneruptionen und elektromagnetische Störungen beeinträchtigen Funkwellen und die Satelliten in der Erdumlaufbahn - hatten sie nicht gesagt, dass so etwas passieren könnte? Zack steckte das Handy wieder weg, reckte den Hals Richtung Spielfeld und hielt erneut nach Jeter Ausschau.

## **Internationale Raumstation ISS**

Dreihundertfünfzig Kilometer über der Erde schwebte die Astronautin Thalia Charles - eine amerikanische Flugingenieurin, die gemeinsam mit einem russischen Kommandanten und einem französischen Ingenieur der Expedition 18 angehörte

- schwerelos durch den Verbindungsgang zwischen dem *Unity-Modul* und dem Heckschott des Labormoduls *Destiny*. Die ISS umrundete die Erde bei einer Geschwindigkeit von etwa achtundzwanzigtausend Stundenkilometern sechzehnmal pro Tag, also ungefähr alle anderthalb Stunden. Okkultationen waren in niedriger Erdumlaufbahn kein besonderes Ereignis: Wenn man an einem Fenster der Raumstation einen runden Gegenstand vor die Sonne hielt, bekam man sofort die spektakuläre Sonnenkorona zu sehen. Thalias Interesse galt daher auch nicht der relativen Ausrichtung von Mond und Sonne zueinander - aus ihrer sich schnell bewegend Position bekam sie die Okkultation ohnehin nicht mit -, sondern der Wirkung dieses Phänomens auf die langsam rotierende Erde.

*Destiny*, das Hauptlabor der ISS, maß neun auf vier Meter, der tatsächlich nutzbare Arbeitsraum dieses zylindrischen Moduls war allerdings wegen der zahlreichen Geräte und Instrumente deutlich kleiner. Jeder Kabelschacht, jedes Rohr, jede Drahtverbindung war direkt zugänglich und daher auch sichtbar, so dass die vier Wände des *Destiny*-

*Labors* wie die Rückseite eines wandgroßen Motherboards wirkten. Es gab Momente, in denen sich Thalia wie ein winziger Mikroprozessor vorkam, der brav und pflichtbewusst seine Berechnungen im Inneren eines riesigen Weltraumcomputers durchführte.

Ihre Hände glitten den Nadir entlang, den »Boden« von *Destiny* - im Weltraum gibt es kein Oben oder Unten -, bis sie einen breiten, linsenförmigen, mit Bolzen besetzten Ring erreichte. Dieser Verschluss sollte das Modul bei Zusammenstößen mit Mikrometeoriten oder Orbitalmüll schützen. Mit ihren in Socken steckenden Füßen zog Thalia an einem Griff und öffnete damit den Verschluss.

Dahinter ein Glasfenster von einem halben Meter Durchmesser.

Und dahinter der blauweiße Erdball.

Thalias Aufgabe bestand darin, mit einer an der Hülle angebrachten Hasselblad-Kamera Fotos von der Erde zu schießen. Doch als sie nun von ihrem ungewöhnlichen Aussichtspunkt aus einen Blick auf den Planeten warf, erschauerte sie. Der Schatten des Mondes wirkte wie eine tote Stelle, wie ein dunkler, bedrohlicher Fleck auf dem sonst gesunden

blauen Globus. Und innerhalb dieses Schattens war ... nichts, absolut nichts. Eine einzige schwarze Leere. Ihr war, als würde sie das Satellitenbild einer Katastrophe betrachten - Aufnahmen einer gewaltigen Feuersbrunst, die New York City vernichtet hatte und sich nun in einem breiten Streifen die Ostküste hinauffraß.

## **Manhattan**

Wie bei einem der berühmten Sommerkonzerte versammelte sich fast ganz New York auf dem zweiundzwanzig Hektar großen Great Lawn im Central Park. Wer frühmorgens Decken ausgelegt und Gartenstühle aufgestellt hatte, war jetzt genau wie alle anderen auf den Beinen; Kinder saßen auf den Schultern ihrer Väter, Babys lagen in den Armen ihrer Mütter. Grauviolett und überschattet von den Hochhäusern auf der Ost- und Westseite, ragte das Belvedere Castle über dem Park auf und gab der idyllischen Rasenfläche eine altertümliche, leicht gespenstische Note.

Die große Metropole hielt inne, es herrschte eine Atmosphäre wie bei einem Stromausfall: Die

Menschen waren ängstlich und besorgt, aber es war auch ein einzigartiges Gemeinschaftserlebnis. Unter der nicht vorhandenen Sonne waren für fünf Minuten alle gleich.

Überall auf der Wiese dudelten Radios, und als auf Z100 Bonnie Tylers *Total Eclipse of the Heart* gespielt wurde, sangen die Leute mit.

Auf zahlreichen Dächern fanden frühe Cocktailpartys statt, und auf den Brücken entlang der East Side, die Manhattan mit dem Rest der Welt verbanden, standen die Menschen neben ihren Fahrzeugen oder saßen auf den Kühlerhauben, während Fotografen von den Fußgängerwegen aus mit Spezialfiltern Schnappschüsse machten.

Der riesige Panasonic-Astrovision-Bildschirm auf dem Times Square zeigte eine Liveübertragung der Okkultation, die in die ganze Welt ausgestrahlt wurde. Die gespenstische Korona schimmerte auf dem Schirm wie eine Warnung aus einem weit entfernten Abschnitt der Galaxis; die Übertragung wurde immer wieder von Flimmern und Flackern unterbrochen.

Bei den Notrufzentralen ging eine Lawine von Anrufen ein. Darunter etliche von schwangeren

Frauen, die über vorzeitige Wehen aufgrund der Sonnenfinsternis klagten. Routinemäßig wurden Notarztwagen losgeschickt, auch wenn der Verkehr auf der gesamten Insel praktisch vollständig zum Erliegen gekommen war.

Das Personal der beiden psychiatrischen Einrichtungen auf Randall's Island im nordöstlichen East River sperrte die latent gewalttätigen Patienten vorsorglich in ihre Zimmer und ließ sämtliche Jalousien herunter. Nicht aggressive Patienten wurden gebeten, sich in den abgedunkelten Cafeterien einzufinden, wo Filme - Komödien - gezeigt wurden; dennoch wurde während der Totalität eine bemerkenswerte Anzahl von ihnen unruhig und wollte unbedingt den Raum verlassen, wofür sie jedoch keinen Grund artikulieren konnten. In der Psychiatrie des Bellevue Hospitals hatte man bereits am frühen Morgen eine ungewöhnliche Zunahme von Neuaufnahmen registriert.

Zwischen dem Bellevue und dem New York University Medical Center, zwei der weltgrößten Krankenhäuser, lag das vielleicht hässlichste Gebäude Manhattans: der Hauptsitz der New Yorker Gerichtsmedizin, ein unförmiges Rechteck in



widerwärtigem Türkisgrün. Während die Leichen aus den Kühllastern entladen und auf Bahren entweder direkt in den Obduktionssaal oder in die Kühlräume im Keller geschoben wurden, ging Dr. Gossett Bennett, einer der vierzehn Mediziner der Dienststelle, kurz vor die Tür. Vom kleinen Park hinter dem Krankenhaus aus konnte man leider weder Mond noch Sonne erkennen - das hohe Gebäude verdeckte die Sicht -, also beobachtete er stattdessen die Beobachter. Den gesamten FDR Drive entlang standen Menschen zwischen stillstehenden Autos. Der East River dahinter war schwarz, ein Fluss aus Teer, in dem sich der tote Himmel spiegelte, und am anderen Ufer war ganz Queens in Dunkelheit gehüllt, bis auf den Widerschein der Korona in einigen nach Westen zeigenden Fenstern. Blitze in der Nacht ...

*Genau so wird der Anfang vom Ende der Welt aussehen*, dachte Gossett Bennett und kehrte in das Gebäude zurück, um bei der Erfassung der Leichen zu helfen.

**JFK International Airport**

Die Familien der ums Leben gekommenen Passagiere und Besatzungsmitglieder von Flug 753 wurden angehalten, eine Pause von den Formalitäten und dem Rot-Kreuz-Kaffee zu machen und aufs Rollfeld in den abgesperrten Bereich hinter Terminal 3 zu gehen. Und so drängten sich die hohläugigen Trauernden zusammen und betrachteten Arm in Arm die Finsternis - manche lehnten sich in geteiltem Schmerz aneinander, andere weil sie so erschöpft waren, dass sie tatsächlich gestützt werden mussten. In diesem Moment wussten sie noch nicht, dass man sie schon bald in vier Gruppen aufteilen und mit Schulbussen zu den jeweiligen gerichtsmedizinischen Einrichtungen fahren würde. Dort würde man eine Familie nach der anderen in einen Raum führen, ihr ein Foto des Verstorbenen zeigen und sie bitten, den oder die Verwandten anhand der Aufnahme offiziell zu identifizieren. Falls sie ausdrücklich darauf bestanden, die sterblichen Überreste zu sehen, sollte ihnen das ermöglicht werden. Anschließend würde man ihnen Hotelgutscheine für das Airport Sheraton aushändigen, wo ein kostenloses Abendessen auf sie wartete. Die ganze Nacht und am Folgetag würden ihnen Psychologen zur

Verfügung stehen, die speziell für derartige Katastrophenfälle geschult waren.

Doch in diesem Moment starrten sie alle zu der schwarzen Scheibe hinauf, die das Licht aus der Welt zu saugen schien für sie ein Sinnbild ihres Verlusts. Sie empfanden die Finsternis in keinsten Weise als außergewöhnlich. Dass der Himmel und ihr Gott von ihrer Verzweiflung kündeten, kam ihnen nur angemessen vor.

Nora stand etwas abseits der anderen Ermittler vor dem Regis-Air-Wartungshangar und wartete darauf, dass Eph und Jim von der Pressekonferenz zurückkamen. Ihre Augen waren auf das schwarze Loch am Himmel gerichtet, doch in Wirklichkeit erfassten sie nichts Bestimmtes. Sie fühlte sich, wie nie zuvor in ihrem Leben, in etwas verstrickt, das sie nicht begriff. Als hätte ein unbekannter neuer Spieler die Bühne betreten. Der tote Mond verdunkelte die lebendige Sonne, Nacht verdrängte den Tag.

Plötzlich nahm sie aus den Augenwinkeln heraus einen vorbeihuschenden Schatten wahr - jenen ähnlich, die sich unmittelbar vor der Totalität über die Rollbahn geschlängelt

hatten. Etwas am äußersten Rand ihres

Wahrnehmungsvermögens. Etwas, das dem Wartungshangar wie ein böser Geist entfloh. Etwas, das sie *spürte*.

Doch in dem Sekundenbruchteil, den ihre Pupillen benötigten, um diesem Etwas zu folgen, war es auch schon wieder verschwunden.

Unterdessen musste Lorenza Ruiz, die Fahrerin des mobilen Flughafen-Gepäckbandes, die sich als Erste dem »toten« Flugzeug genähert hatte, feststellen, dass sie dieses Erlebnis nicht mehr losließ. Sie hatte die ganze Nacht nicht schlafen können, sich unruhig hin und her gewälzt, war schließlich aufgestanden und durch die Wohnung getigert. Selbst ein großes Glas Weißwein konnte sie nicht beruhigen; sie bekam diese Geschichte einfach nicht aus dem Kopf. Als schließlich die Sonne aufging, bemerkte sie, dass sie die ganze Zeit über auf die Uhr gestarrt hatte - sie konnte es kaum erwarten, wieder zur Arbeit zu gehen, wieder zum Flughafen zu fahren. Nicht aus morbider Neugier, sondern weil sich das Bild dieses Flugzeugs in ihren Kopf eingebrannt hatte - so scharf wie ein greller Lichtstrahl, der direkt in die Augen fällt. Sie *musste* dorthin zurück ...

Jetzt diese Sonnenfinsternis. Zum zweiten Mal

innerhalb von vierundzwanzig Stunden wurde der Flughafen gesperrt. Diese Sperrung allerdings war seit Monaten vorbereitet worden; die FAA hatte allen Flughäfen, die innerhalb des Kernschattens lagen, eine fünfzehnminütige Betriebsunterbrechung auferlegt, schließlich konnten die Piloten bei den Starts und Landungen ja schlecht eine dunkle Brille tragen. Trotzdem stellte Lorenza eine so bedrückende wie simple Gleichung auf:

Totes Flugzeug + Sonnenfinsternis = gar nicht gut.

Und tatsächlich: Als der Mond die Sonne auslöschte wie eine Hand, die einen Schrei erstickt, empfand sie die gleiche elektrisierende Panik wie in jenem Moment, als sie unter dem Bauch der 777 gestanden hatte. Den gleichen Drang zur Flucht - nur diesmal gepaart mit dem Wissen, dass es keinen Ort gab, an den man fliehen konnte.

Und sie hörte etwas. Ein Geräusch, das sie seit Beginn ihrer Schicht hörte, jetzt aber konstanter und lauter. Ein Summen. Merkwürdigerweise immer in derselben Stärke, ob sie nun Ohrenschützer trug oder nicht. So wie Kopfschmerzen schien es von innen zu kommen - und doch war es mit dem

Flughafen verbunden.

Sie beschloss, sich während der fünfzehn Minuten Betriebsstillstand zu Fuß auf die Suche nach der Quelle dieses Geräuschs zu machen, und es überraschte sie nicht besonders, als sie sich schließlich vor dem abgesperrten Wartungshangar wiederfand, in den die 777 geschleppt worden war.

Das Geräusch in ihrem Kopf klang mechanisch, aber sie konnte es keiner ihr bekannten Maschine zuordnen. Es klang wie das Gluckern einer Flüssigkeit, die geschüttelt wird. Es klang wie das Flüstern Dutzender, ja Hunderter verschiedener Stimmen, die verzweifelt versuchten, etwas Sinnvolles zu artikulieren ...

Vor dem Hangar stand eine Gruppe von Beamten, die zur Sonnenfinsternis aufsaßen. Es war niemand unter ihnen, der wie Lorenza von einem Summen geplagt durch die Gegend schlich. Also hielt sie sich bedeckt. Trotzdem erschien es ihr aus irgendeinem Grund sehr wichtig, in diesem Moment hier zu sein und einen weiteren Blick auf das Flugzeug im Hangar zu werfen. Als würde dies das Summen in ihrem Kopf zum Schweigen bringen.

Plötzlich spürte Lorenza eine Veränderung in der

Luft, als hätte eine Brise ihre Richtung gewechselt, und es kam ihr so vor, als hätte sich auch die Geräuschquelle verlagert. Wie merkwürdig. Im fahlen Licht des glühenden Mondes, Kopfhörer und Schutzbrille in der Hand, stolperte sie auf eine Reihe Frachtcontainer zu. Dahinter Gestrüpp und einige windgepeitschte Kiefern, in deren Ästen sich Abfall verfangen hatte. Und dahinter, jenseits des Maschendrahtzauns, Hunderte Morgen unbebautes Land.

Die Stimmen. Sie versuchten, zu einer einzigen zu verschmelzen, zu einem Wort ...

Bei den Containern angekommen, ließ ein unvermitteltes Rascheln in den Bäumen Lorenza erschrocken innehalten. Graue Möwen, durch die Sonnenfinsternis offenbar verwirrt, schossen wie Glassplitter aus einem zerspringenden Fenster aus den Bäumen heraus und flatterten in alle Richtungen davon.

Das Dröhnen der Stimmen hatte inzwischen eine geradezu schmerzhaft lautstärke angenommen. Sie riefen nach ihr. Die Kakophonie schwoll von einem Flüstern zum lauten Gebrüll eines höllischen Chors an, der versuchte, ein einziges Wort zu

artikulieren. Lorenza lauschte. Es klang wie:

» ... *hrrrhrrrhrrrhrrhrrHIER.*«

Sie legte die Ohrenschützer am Rand des Rollfelds ab, behielt die getönte Brille jedoch bei sich. Wenn die Finsternis endete, würde sie die Gläser brauchen.

Gleich darauf ging sie zwischen zwei mannshohen Containern hindurch, wich einem zerfetzten Flugzeugreifen aus und gelangte zu einer Reihe weiterer Container, die etwas älter und hellgrün waren. Jetzt spürte sie es ganz deutlich, hörte das rhythmische Dröhnen nicht nur, sondern *spürte* es, eine Vielzahl von Stimmen, die in ihrem Kopf und ihrer Brust vibrierten. Ihr zuriefen. Doch als sie die Hand auf einen der Container legte, fühlte sie keine Vibration. Sie ging weiter, blieb am Ende des Containers stehen, lugte um die Ecke.

Auf dem ungemähten, verdorrten Gras, zwischen dem verwehten Müll, stand eine große, offenbar sehr alte schwarze Holzkiste, die, soweit sie es im fahlen Licht erkennen konnte, kunstvoll verziert war. Langsam ging sie darauf zu und fragte sich dabei, weshalb eine so gut erhaltene Antiquität hier achtlos abgestellt worden war. Diebstahl - ob aus



Gelegenheit oder organisiert - war auf dem Flughafen an der Tagesordnung; vielleicht hatten die Diebe das Ding hier nur zwischengelagert, um es später abzuholen.

In diesem Moment bemerkte sie die Katzen. Das Flughafengelände wimmelte nur so von wilden Katzen. Viele davon ehemalige Haustiere, die irgendwann aus ihren Transportboxen entkommen waren. Einige waren auch von Einheimischen ausgesetzt worden, die ihre Tiere loswerden wollten. Und es gab welche, die auf dem Flughafen zurückgelassen worden waren, weil ihre Besitzer die hohen Transportkosten nicht bezahlen wollten. Hauskatzen hatten keine Ahnung, wie sie sich auf eigene Faust durchschlagen konnten; diejenigen, die es schafften, nicht als Beute größerer Tiere zu enden, schlossen sich deshalb der Kolonie wilder Katzen an, die über das Hunderte Hektar große Brachland rund um den Flughafen streunten.

Und hier waren sie, saßen vor dieser seltsamen Kiste und starrten sie an. Zunächst entdeckte Lorenza nur ein paar Dutzend der dünnen, schmutzigen Tiere - bis sie zu den mit Abfällen übersäten Bäumen und dem Maschendrahtzaun

blickte. Horden von Katzen, hundert mindestens, saßen dort und starrten auf die Holzkiste.

Vernahmen die Katzen auch dieses Summen? Kam es vielleicht aus der Kiste? Nein, die Quelle musste woanders sein ...

Dann geschah etwas. Die Katzen erstarrten, ihr Fell sträubte sich - bei allen gleichzeitig. Und alle wandten sie ihre schorfigen Köpfe Lorenza zu. Einhundert Paar Katzenaugen starrten sie im dämmrigen Licht an. Lorenza hielt inne, Panik stieg in ihr auf. Und dann hüllte Dunkelheit sie wie eine zweite Sonnenfinsternis ein.

Die Katzen stoben auseinander, ergriffen die Flucht, krallten sich am Maschendrahtzaun fest oder zwängten sich durch die Löcher.

Lorenza war wie gelähmt. Sie spürte einen Hitzeschwall hinter sich, als hätte jemand eine Ofentür geöffnet. Etwas war dort ... Als sie versuchte, sich umzudrehen, verschmolzen die Geräusche in ihrem Kopf zu einer einzigen, furchtbaren Stimme.

»*HIER.*«

Und dann wurde sie vom Boden gehoben.

Als die Katzen zurückkehrten, entdeckten sie Lorenzas Körper wie Abfall in den Zaun gedrückt. Ihr Kopf war zerschmettert. Die Möwen waren zuerst da gewesen, doch die Katzen verscheuchten die Vögel und machten sich ans Werk, zerfetzten gierig Lorenzas Kleidung, um an den Festschmaus darunter zu gelangen.

## **Knickerbocker Loans and Curios, East I 18th Street, Spanish Haderu**

Der alte Mann saß vor den drei eng nebeneinander liegenden Fenstern auf der Westseite seiner Wohnung und starrte zur ausgelöschten Sonne hinauf.

Fünf Minuten Nacht am helllichten Tag. Das bedeutendste astronomische Ereignis seit vierhundert Jahren.

Das konnte kein Zufall sein. *Aber zu welchem Zweck?*

Zu welchem Zweck auch immer, er musste etwas tun. Er hatte das Geschäft heute erst gar nicht geöffnet, sondern die Stunden seit dem

Morgengrauen damit verbracht, verschiedene Dinge aus seiner Kellerwerkstatt zu holen.

Antiquitäten und Raritäten, die er über die Jahre erworben hatte. Werkzeuge, deren Funktion vergessen war. Seltene Geräte unbestimmter Herkunft. Waffen ungewissen Ursprungs.

Nun war er erschöpft, und seine knotigen Hände schmerzten. Niemand außer ihm wusste, was kommen würde. Nein, was bereits eingetreten war.

Niemand würde ihm glauben.

*Goodfellow*. Oder *Goodwilling*. Oder wie auch immer

## **Stoneheart Group, Manhattan**

der Name des Mannes gelautet hatte, der auf dieser lächerlichen Pressekonferenz im Fernsehen neben dem Arzt in Marineuniform gestanden und nur wenige Worte verloren hatte. Alle anderen hatten einen vorsichtigen Optimismus zur Schau gestellt, immer wieder die vier Überlebenden hervorgehoben und behauptet, die endgültige Zahl der Opfer nicht zu kennen. »Wir möchten der Öffentlichkeit

versichern, dass wir diese Angelegenheit vollständig unter Kontrolle haben.« Nur jemand, der um seine Wiederwahl fürchten musste, würde es wagen, eine solche Angelegenheit für ungefährlich und beendet zu erklären ...

*Goodwater?*

Jedenfalls war dieser Mann der Einzige unter den sogenannten Experten hinter den Mikrofonen, der zu ahnen schien, dass mehr hinter der »Angelegenheit« steckte als ein defektes Flugzeug voll toter Passagiere.

Er war von dieser Seuchenschutzbehörde in Atlanta. Abraham Setrakian war sich nicht hundertprozentig sicher, aber er hatte das Gefühl, dass dieser Mann seine größte Chance verkörperte. Vielleicht sogar seine einzige.

*Vier Überlebende.* Wenn sie nur wüssten ...

Wieder sah er zu der leuchtenden schwarzen Scheibe am Himmel auf. Als würde man in ein vom grauen Star getrübtes Auge blicken.

Als würde man in die Zukunft blicken.

Der Hubschrauber landete auf dem Helipad der StoneheartGroup-Firmenzentrale, einem Gebäude

aus schwarzem Stahl und Glas im Herzen von Wall Street. Die obersten drei Etagen waren Eldritch Palmers New Yorker Privatwohnung, ein mit Onyxböden ausgelegtes Penthouse voller Brancusi-Skulpturen auf den Tischen und Gemälden von Francis Bacon an den Wänden.

Palmer saß allein im Fernsehzimmer. Sämtliche Jalousien waren heruntergelassen, der von einem lodernden Kranz umgebene Augapfel starrte ihn aus einem 72-Zoll-Bildschirm an. Die Temperatur in diesem Raum lag bei exakt  $16,6^{\circ}\text{Celsius}$ , genau wie in seinem Haus in Dark Harbor und in der Kabine seines Privathubschraubers, der mit jeder Menge medizinischen Geräten ausgestattet war. Draußen war es zwar kühl genug für seine Bedürfnisse - er hätte sich ohne Weiteres aufs Dach transportieren lassen können, um von dort aus die Sonnenfinsternis zu verfolgen -, doch die moderne Technik brachte ihn deutlich näher an das eigentliche Ereignis heran: das Bild der vom Mond besieigten Sonne, die Ouvertüre für das, was nun beginnen würde.

Außerdem wollte er sich nur so kurz wie möglich in Manhattan aufhalten. New York City würde schon bald kein besonders gastlicher Ort mehr sein.

Über eine sichere Leitung tätigte er einige Anrufe. Die Fracht war tatsächlich wie geplant eingetroffen.

Lächelnd erhob er sich aus seinem Sessel und ging auf den riesigen Bildschirm zu, als wäre dieser ein Portal, durch das man eine andere Welt betreten konnte. Er streckte die Hand aus und berührte den Schirm, berührte das Bild der schwarzen leuchtenden Scheibe. Die Flüssigkristalle unter seinen Fingerkuppen zitterten, als wären sie lebendig, als könnte er durch sie hindurchgreifen, um dieses tote Auge zu berühren.

Diese Okkultation, wie sie es nannten, war eine Perversion des Himmels, eine Vergewaltigung der natürlichen Ordnung. Kalter toter Fels siegte über einen glühenden, lebendigen Stern. Für Eldritch Palmer war dies der Beweis, dass alles, wirklich *alles* möglich war - selbst der Bruch der Naturgesetze.

Von allen Menschen auf der Welt, die an diesem Tag die Sonnenfinsternis beobachteten, war er womöglich der Einzige, der auf der Seite des Mondes stand.

**Fliehende Schatten**

## **JFK International: Kontrollturm**

Diejenigen, die sich achtundneunzig Meter über dem Boden im Kontrollraum des Towers befanden, erhaschten einen Blick auf die sonnenuntergangsähnliche Dämmerung im Westen, weit außerhalb des Kernschattens. Erleuchtet von der lodernden Photosphäre der Sonne, hatte der hellere Halbschatten den Horizont gelb und orange gefärbt, so dass er an einen heilenden Wundrand erinnerte.

Und diese Lichtwand näherte sich nun New York City, der seit exakt vier Minuten und dreißig Sekunden in Dunkelheit liegenden Metropole.

»Brillen auf!«, rief jemand. Jim Kent folgte der Anweisung, er wünschte sich nichts sehnlicher als die Rückkehr des Sonnenlichts. Dann sah er sich nach Eph um - alle Teilnehmer der Pressekonferenz einschließlich des Gouverneurs und des Bürgermeistermeisters waren in den Tower gebeten worden, um gemeinsam das Himmelsereignis zu betrachten -, doch da er ihn nirgendwo entdecken konnte, nahm er an, dass er sich wieder in den Flugzeughangar



verzogen hatte.

Tatsächlich hatte Eph die erzwungene Auszeit so gut es eben ging genutzt. Kaum war die Sonne verschwunden, hatte er sich einen Stuhl geschnappt und war einen Stapel Konstruktionszeichnungen durchgegangen: die schematischen Darstellungen der Boeing 777. Die Okkultation hatte ihn nicht im Geringsten interessiert.

Das Ende der Totalität wurde durch ein außergewöhnliches Phänomen eingeleitet. Grelle Protuberanzen tauchten am westlichen Rand des Mondes auf und vereinten sich zu einer Perle aus gleißendem Sonnenlicht. Ein Spalt in der Dunkelheit, ein glitzernder Diamant auf dem silbernen Ring des Mondes. Der Preis dieses wunderschönen Anblicks war allerdings, dass trotz einer intensiven Informationskampagne der Behörden in der Stadt über zweihundertsiebzig Menschen, darunter dreiundneunzig Kinder, auf Dauer erblindeten, weil sie die dramatische Rückkehr der Sonne ohne ausreichenden Schutz verfolgt hatten. Die Netzhaut besitzt keine Schmerzrezeptoren, so waren sich die Betroffenen überhaupt nicht bewusst, dass sie ihren

Augen irreversible Schäden zufügten.

Der Diamant wuchs langsam an, wurde zu einem Bund aus Edelsteinen - den sogenannten »Baily'schen Perlen« -, die schließlich zur wiedergeborenen Sonnensichel verschmolzen und den Mond von sich schoben.

Wie zuvor huschten Schatten über den Boden, geisterhafte Boten, die den Übergang von einer Form der Existenz in eine andere ankündigten.

Als das gewohnte Tageslicht endlich zurückkehrte, brachen überall in der Stadt Jubel und spontaner Applaus aus. Es gab Hupkonzerte, und aus den Lautsprechern des Yankee Stadium ertönte Kate Smiths *God Bless America*.

Neunzig Minuten später hatte sich der Mond vollständig von der Sonne entfernt. Die Okkultation war vorüber. Es schien, als wäre bis auf die wenigen Minuten, in denen eine nachmittägliche Dunkelheit über den Nordosten der Vereinigten Staaten gewandert war, überhaupt nichts geschehen:

Der Himmel sah genauso aus wie zuvor. Auch in New York, dem Zentrum der Finsternis, packten die Leute ihre Sachen zusammen. Wer nicht zu Hause war, dem graute nicht mehr vor dem Verschwinden

der Sonne, sondern vor dem Verkehrschaos. Ein astronomisches Phänomen hatte für einen Augenblick bei den Menschen in der ganzen Stadt ehrfürchtiges Staunen und Beklommenheit hervorgerufen. Doch das war New York, und wenn hier etwas vorbei war - war es vorbei.

# ***Erwachen***

## **Regis-Air-Wartungshangar**

Die Trennwände unter der Tragfläche der 777 waren beiseitegeschoben, die Planen aufgerollt. An den vorderen und hinteren Kabinentüren waren Leitern angebracht, und Beamte der Verkehrssicherheitsbehörde machten sich in der Nähe der Frachtluke zu schaffen. Das Flugzeug war nun offiziell ein Tatort.

Nora trug eine Papierhaube auf dem hochgesteckten Haar, einen Tyvek-Overall sowie Latexhandschuhe, also einfache Schutzkleidung, wie sie bei der kriminalistischen Spurensicherung üblich war, die jedoch keinesfalls höheren Sicherheitsanforderungen genügte.

»Das war schon ziemlich beeindruckend, findest du nicht?«, sagte sie zu Eph.

»Ja«, erwiderte er, den Stapel Konstruktionszeichnungen unter dem Arm. »Das

gibt's nur einmal im Leben.« Auf einem Tisch stand Kaffee bereit, doch Eph nahm sich nur eine Milchtüte aus einer mit Eis gefüllten Schale, riss sie auf und leerte sie in wenigen Zügen. Seit er keinen Alkohol mehr trank, lechzte er wie ein Säugling nach Milch. »Irgendetwas Neues?«

Nora schüttelte den Kopf. »Sie bauen gerade den Stimmenrekorder und den Flugdatenschreiber aus. Ich weiß nicht, wie sie darauf kommen, dass ausgerechnet die Flugschreiber noch funktioniert haben sollen, wenn sämtliche anderen Bordsysteme komplett ausgefallen sind, aber wenn sie meinen. Bis jetzt hat uns die moderne Technik jedenfalls keinen Schritt weitergebracht. Wir sind mittlerweile seit zwanzig Stunden mit dieser Sache beschäftigt, und nach wie vor ist nichts geklärt.«

Nora war der einzige Mensch, den Eph kannte, der unter emotionaler Anspannung besser und effizienter arbeitete als sonst. »Hat sich jemand das Innere der Maschine vorgenommen, nachdem die Leichen geborgen wurden?«

»Nein, ich glaube nicht. Noch nicht.«

Sie stiegen die mobile Gangway hinauf und betraten ein weiteres Mal- diesmal allerdings ohne

hermetisch abgedichtete Schutzkleidung - das Flugzeug. Die Sitze waren leer, die normale Innenbeleuchtung eingeschaltet.

»Riechst du das?«, fragte Eph. Nora nickte. »Was ist das?« »Ammoniak. Und ... «

»Phosphor?« Nora zuckte zusammen. »Hat sie das umgebracht?«

»Nein. Gas scheidet als Ursache aus. Aber ... « Eph sah sich um, suchte nach etwas. »Könntest du die Luma-Lampen holen?«

Während Nora seiner Bitte nachkam, stapfte Eph den Kabinengang hinunter und ließ an jedem Fenster die Sonnenblenden herunter, damit das Flugzeuginnere so wie in der letzten Nacht abgedunkelt war.

Kurz darauf kehrte Nora mit zwei Luma-Stäben zurück, jenen Stäben, die Schwarzlicht abgaben und Weißes geisterhaft leuchten ließen. Eph erinnerte sich an die Party zu Zacks neuntem Geburtstag, die sie auf einer »kosmischen Bowlingbahn« mit ebendiesem Schwarzlicht gefeiert hatten. Bei jedem Lächeln hatten die Zähne des Jungen strahlend weiß geschimmert.

Sobald sie die Lampen eingeschaltet hatten,

verwandelte sich die dunkle Kabine in einen aberwitzig leuchtenden Farbenstrudel, der sich über Wände und Sitze ergoss.

»Mein Gott«, flüsterte Nora.

Etwas von der fluoreszierenden Substanz war sogar bis zur Decke gespritzt, ja der hintere Teil der Maschine ähnelte einem Gemälde von Jackson Pollock.

»Es ist kein Blut«, sagte Eph. »Aber es ist definitiv etwas Organisches.«

»Was immer es ist, es ist überall. Als wäre irgendwo etwas explodiert. Nur wo?«

»Hier. Genau hier, wo wir stehen.« Eph ging in die Hocke und inspizierte den Teppichboden; hier war der Geruch noch intensiver. »Wir müssen eine Probe nehmen.«

»Glaubst du ... « Noras Stimme brach ab.

»Sieh dir das an!« Eph stand wieder auf, faltete den Konstruktionsplan auseinander und zeigte ihr jene Stelle, an der sich die Rettungskräfte im Notfall Zugang zum Inneren einer Boeing 777 verschaffen konnten. »Siehst du dieses schraffierte Modul vorne im Bug?«

Sie nickte. »Sieht wie eine Treppe aus.«

»Ja. Und zwar unmittelbar hinter dem Cockpit.«

»Was bedeutet OFCRA?«

Eph ging zum Servicebereich vor dem Eingang zum Cockpit und zeigte auf ein Schild an der Wand.

»*Overhead Flight Crew Rest Area*. Der Ruheraum für die Besatzung. Das ist Standard bei diesen Langstreckenfliegern. «

Nora sah ihn an. »Und hat da oben schon jemand nachgesehen?«

»Wir jedenfalls noch nicht.«

Eph drehte an einem in der Wand eingelassenen Griff und zog die Wandverkleidung auf. Dahinter kam e i n e schmale, geschwungene Treppe zum Vorschein, die nach oben führte. In die Dunkelheit.

»0 Mann!«, sagte Nora.

»Das heißt dann wohl, dass ich als Erster gehen soll.« Eph leuchtete mit der Luma-Lampe die Stufen hinauf.

»Warte, lass uns die anderen holen.«

»Nein. Die wissen doch sowieso nicht, wonach sie suchen sollen.«

»Wissen wir das denn?«



Eph tat so, als hätte er diese Bemerkung nicht gehört, und 'stieg die gewundene Treppe hinauf.

Der Ruhebereich war schmal und niedrig. Es gab keine Fenster. Eph und Nora mussten feststellen, dass sich die Luma-Lampen besser für forensische Untersuchungen eigneten als zum Ausleuchten von Räumen.

Im ersten Abschnitt befanden sich zwei eng nebeneinanderstehende, ausgeklappte Business-Class-Sitze. Dahinter zwei winzige Kojen, beide leer.

Auch hier stießen sie auf die merkwürdige Substanz - auf dem Boden, auf den Sitzen, sogar in einer der Kojen. Doch hier war sie nicht in Form von Spritzern verteilt, sondern wie dickflüssige Farbe verschmiert.

»Was zum Teufel ...«, flüsterte Nora.

So wie unten roch es auch hier penetrant nach Ammoniak - und noch nach etwas anderem. Ein beißender Gestank.

Nora hielt sich den Handrücken vor die Nase. »Was ist das?«

Eph, der aufgrund der niedrigen Decke nur gebückt stehen konnte, dachte kurz nach, suchte nach dem richtigen Wort. »Regenwürmer«, sagte er dann. »Die

habe ich als kleiner Junge immer ausgegraben, in der Mitte durchgeschnitten und dann beobachtet, wie beide Teile sich wegschlängelten. Sie rochen genau so - nach der kalten Erde, in der sie leben.«

Eph fuhr mit dem Leuchtstab an den Wänden und am Boden entlang - als er plötzlich hinter Noras Füßen etwas bemerkte.

»Nicht bewegen«, sagte er.

Nora erstarrte, als könnte sie jeden Augenblick eine Mine auslösen. Eph beugte sich seitlich vor, um den Teppichboden hinter ihr besser in Augenschein nehmen zu können.

Ein kleines Klümpchen Erde lag dort. Nicht mehr als ein paar Gramm. Schwarze Erde.

»Ist es das, was ich vermute?«, sagte Nora. Eph nickte. »Die Kiste.«

Sie verließen das Flugzeug und gingen zu jenem Bereich des Hangars hinüber, in dem das Gepäck und die sonstige Ladung abgestellt worden waren. Gerade wurde der Servierwagen geöffnet und untersucht. Eph und Nora ließen ihre Blicke über die Kofferstapel, die Golftaschen, das Kajak wandern.

Die schwarze Holzkiste hatte am Rand der Plane

gestanden. Jetzt war sie verschwunden.

»Jemand muss sie weggeschafft haben.« Eph sah sich im Hangar um. »Aber weit kann er damit nicht gekommen sein.«

»Die haben doch gerade erst angefangen, die Sachen hier durchzusehen«, sagte Nora. »Bislang ist noch gar nichts abtransportiert worden.«

»Diese Kiste offenbar schon.«

»Der Bereich hier ist abgeriegelt und wird überwacht. Wie groß war dieses Ding? Bestimmt zweivierzig auf einzwanzig. Und sicher ein paar hundert Pfund schwer. Um das wegzutragen, sind mindestens vier Mann nötig.«

»Richtig. Also muss irgendjemand mitbekommen haben, wo es abgeblieben ist.«

Sie gingen zu dem diensthabenden Beamten an der Eingangstür, der genau Protokoll darüber führte, wer den Hangar wann betrat und verließ. Der junge Mann warf einen Blick auf seine Liste. »Ich habe hier nichts verzeichnet«, erklärte er.

Eph spürte, wie Nora protestieren wollte, und kam ihr zuvor. »Seit wann stehen Sie hier?«

»Ungefähr seit zwölf, Sir.«

»Keine Pause? Auch nicht während der Sonnenfinsternis?« »Da habe ich da vorn gestanden.« Der Beamte deutete auf eine Stelle, die ein paar Meter von der Tür entfernt war. »An mir ist niemand unbemerkt vorbei gekommen.«

Nora sah den Mann durchdringend an. »Was zum Teufel geht hier vor? Hat denn hier niemand einen großen, schwarzen Sarg gesehen?«

Bei dem Wort »Sarg« runzelte Eph die Stirn. Sein Blick wanderte hinauf zu den Überwachungskameras, die unter dem Hangardach angebracht waren. Er deutete auf sie. »Die da auf jeden Fall.«

Gemeinsam mit dem ranghöchsten Beamten der Port Authority stiegen Eph und Nora die lange Stahltreppe zum Kontrollraum hinauf. Unten waren die Mechaniker gerade dabei, die Nase des Flugzeugs zu entfernen, um einen Blick auf die Elektronik werfen zu können.

Vier ferngesteuerte Kameras zeichneten rund um die Uhr sämtliche Aktivitäten im Hangar auf: Eine überwachte die Treppe zum Kontrollraum; eine andere war auf die Hangartore gerichtet; eine - die, die Eph entdeckt hatte - befand sich unter dem

Dach; und schließlich gab es noch eine in dem Raum, in dem sie nun standen. Alle Aufnahmen liefen auf einem in vier Abschnitte geteilten Bildschirm zusammen.

»Warum ist auch in diesem Raum eine Kamera installiert?«, fragte Eph den Techniker, der auf einem ramponierten alten Bürostuhl - die Armlehnen waren mit Klebeband umwickelt -, vor dem Monitor saß.

Der Mann zuckte gelangweilt mit den Schultern. »Hier steht die Portokasse. « Er betätigte die Tastatur und vergrößerte das Bild der Kamera, die unter dem Dach angebracht war, bis es den ganzen Bildschirm ausfüllte. Dann ließ er die Aufnahme zurücklaufen. Die Videoanlage war zwar digital, hatte aber bereits einige Jahre auf dem Buckel, daher war das Bild im Schnellrücklauf zu verzerrt, um irgendetwas deutlich zu erkennen.

Nach ein paar Sekunden drückte der Techniker auf Stopp.

Auf dem Monitor war nun die Kiste zu sehen - an der Stelle, an der sie die ganze Zeit gestanden hatte: neben den entladenen Gepäckstücken.

»Da ist sie ja«, sagte Eph.

Der Port-Authority-Beamte nickte. »Okay. Dann

wollen wir mal sehen, wo sie abgeblieben ist.«

Der Techniker schaltete auf langsamen Vorlauf. Der Hangar verdunkelte sich - die Minuten der Okkultation -, und als es wieder hell wurde, war die Kiste verschwunden. »Stopp«, rief Eph. »Nochmal zurück, bitte!«

Der Techniker ließ die Aufzeichnung ein Stück zurücklaufen und drückte dann erneut auf Wiedergabe. Am Timecode, eingeblendet am unteren Bildrand, konnten sie erkennen, dass sie dem Geschehen jetzt in Zeitlupe folgten.

Der Hangar wurde dunkel ... und plötzlich war die Kiste verschwunden.

»Was zum Teufel?« Der Techniker hielt die Aufnahme an. »Fahren Sie nochmal ein kurzes Stück zurück«, bat Eph.

Jetzt ließ der Techniker die Aufzeichnung wieder in Echtzeit ablaufen. Sie alle fixierten den Bildschirm. Und da war es: **In** einem Augenblick stand die Kiste noch da - im nächsten war sie weg.

»Wow!«, entfuhr es dem Port-Authority-Beamten.

Der Techniker hielt die Aufzeichnung an und fuhr sich durch das spärliche Haar. »So was hatten wir

hier noch nie.«

»Da ist eine Lücke in der Aufnahme, ein Schnitt«, sagte Eph.

»Unmöglich. Sie haben den Timecode doch selbst gesehen.«

»Dann fahren Sie nochmal ein Stück zurück. Noch mehr ... Genau da ... Und jetzt wieder vor.« Die Aufzeichnung lief erneut ab.

Und wieder verschwand die Kiste.

»Houdini hätt's nicht besser hingekriegt«, knurrte der Techniker.

Eph und Nora sahen sich an.

»Das Ding kann doch nicht einfach so *verschwinden*.« Der Port-Authority-Beamte deutete auf die anderen Gepäckstücke. »Alles andere ist völlig unverändert.«

»Fahren Sie nochmal zurück«, sagte Eph.

Und wieder verschwand die Kiste. Doch diesmal ...

»Moment«, rief Eph. »Gehen Sie nochmal langsam zurück, ganz langsam.«

Das Bild lief wieder ab. »Da«, sagte Eph.

»Mein Gott!« Der Techniker sprang beinahe aus

seinem quietschenden Stuhl. »Ich hab's gesehen.«

»Was gesehen?«, fragten Nora und der Port-AuthorityBeamte praktisch gleichzeitig.

Nun war der Techniker voll bei der Sache. Erneut ging er Bild für Bild zurück.

»Gleich ... «, murmelte Eph. »Gleich ... «

Der Techniker hielt seine Hand so angespannt über die Tastatur als wäre er der Teilnehmer einer Quizshow, der gleich auf den Buzzer drücken will.

»Jetzt! «

Die Kiste war wieder fort. Nora ging ganz dicht an den Monitor heran. »Was ... «

Eph deutete auf das Bild. »Genau da.« Am äußersten rechten Bildrand war ein schwarzer Fleck zu erkennen. »Da ist etwas blitzschnell an der Kamera vorbeigerast. «

»Unter dem Dach?« Nora runzelte die Stirn. »Was soll denn das gewesen sein? Ein Vogel?«

»Viel zu groß für einen Vogel.«

»Es ist ein Schatten«, sagte der Port-Authority-Beamte, der sich ebenfalls zum Monitor vorgebeugt hatte.

»Ja.« Eph trat einen Schritt zurück. »Nur: Ein



Schatten wovon?«

Der Beamte richtete sich wieder auf. »Können Sie die Stelle nochmal durchlaufen lassen? Bild für Bild.«

Der Techniker betätigte die Tastatur, und die Kiste verschwand erneut - *gleichzeitig* mit dem Erscheinen des verschwommenen Schattens unter den Dachträgern. »Mehr ist mit diesem Ding nicht drin.«

Der Port-Authority-Beamte starrte auf den Bildschirm. »Reiner Zufall. Nichts kann sich so schnell bewegen.« »Können Sie ranzoomen?«, fragte Eph.

Der Techniker verdrehte die Augen. »Wir sind hier doch nicht bei der CSI - unser Kram kommt vom Discounter.« »Na gut, sie ist also weg.« Nora wandte sich Eph zu. »Aber warum? Und wie?«

Eph legte eine Hand in den Nacken. »Die Erde aus der Kiste ... Das muss dieselbe sein wie die, die wir gerade gefunden haben. Was bedeutet ... «

»Entwerfen wir hier gerade die Theorie«, unterbrach ihn Nora, »dass jemand aus dem Frachtraum hinauf in den Ruhebereich der Crew gestieft ist?«

Eph musste an das Gefühl denken, das er im Cockpit hatte. Kurz bevor er entdeckte, dass Redfern noch lebte. Das Gefühl einer Präsenz. Ganz in der Nähe ...

Er zog Nora etwas zur Seite. »Ja. Und er hat dieses Zeug hinterlassen. Was immer dieser biologische Stoff ist, der überall in der Kabine verteilt wurde.«

Noras Blick fiel erneut auf den Bildschirm. *Der schwarze Fleck unter dem Dach.*

»Ich glaube«, fuhr Eph fort, »jemand hat sich oben in diesem Raum versteckt, als wir das Flugzeug zum ersten Mal betreten haben.«

»Okay ... « Auf Noras Gesicht war deutlich zu erkennen, dass sie versuchte, mit dieser abenteuerlichen These klarzukommen. »Und ... wo ist er jetzt?«

»Dort, wo auch die Kiste ist.«

## **Gus**

Im Langzeitparkhaus des JFK schlenderte Gus die Wagenreihen entlang. Auf den Ausfahrtrampen kreischten die Reifen der Autos, die das Parkhaus

verließen; ihr Echo hörte sich an wie die Schreie in einem Irrenhaus. Gus zog eine gefaltete Karteikarte aus der Hemdtasche und kontrollierte noch einmal die Abschnittsnummer, die jemand von Hand darauf notiert hatte. Dann vergewisserte er sich, dass auch wirklich niemand in der Nähe war.

Der Van, den er suchte - ein dreckiger, ramponierter weißer Econoline ohne Rückfenster -, stand zur Hälfte in einer mit Plastikkegeln abgesperrten Baustelle am Ende der Reihe. Eine Plane flatterte über den zerbrochenen Steinen, die aus der rissigen Deckenkonstruktion herausgebrochen waren.

Gus überprüfte den Griff der Fahrertür, wobei er einen kleinen Lappen benutzte. Wie angekündigt war sie nicht abgeschlossen. Er trat einige Schritte zurück und sah sich in diesem etwas abgelegenen Bereich des Parkhauses um. Bis auf das gruselige Quietschen der Reifen in der Ferne war es völlig still. *Eine Falle*, schoss es ihm durch den Kopf. In jedem der geparkten Autos konnte eine Kamera installiert sein, mit der sie ihn beobachteten. Er kannte das aus dem Fernsehen - in der Serie *Cops* hatten die Bullen in Cleveland Kameras in Kleintransportern versteckt und die dann irgendwo in einer

Seitenstraße abgestellt. So hatten sie bequem zusehen können, wie irgendwelche Kids oder andere Trottel eingestiegen waren und eine Spritztour zum nächsten Schrottplatz unternommen hatten, wo sie die Karre zerlegen und die Einzelteile verticken wollten. Nein, sich erwischen zu lassen war übel genug, aber dabei gefilmt zu werden, zur besten Sendezeit - das war echt hart. Da hätte sich Gus lieber in der Unterhose erschießen lassen, als sich so zum Affen zu machen.

Doch leider hatte er die fünfzig Mäuse angenommen, die ihm der Typ für diese Sache geboten hatte. Leicht verdientes Geld. Gus hatte es unter das Band seines Filzhuts gesteckt, um es notfalls als Beweis vorzeigen zu können, falls er hier aufliegen sollte.

*Der Typ hatte direkt hinter ihm in der Schlange vor der Kasse gestanden. Gus hatte sich nur eine Sprite geholt und war bereits einen halben Block weitergegangen, als er hörte, wie sich von hinten jemand näherte. Blitzschnell drehte er sich um - und da stand der Typ, die Hände erhoben, um ihm zu zeigen, dass er unbewaffnet war. Ob Gus Bock habe, sich auf die Schnelle ein paar Mäuse zu*

verdienen?

Ein Weißbrot, feiner Anzug, bestimmt nicht aus dieser Gegend. Er sah nicht aus wie ein Bulle, aber auch nicht wie eine Schwuchtel. Eher ein Zeuge Jehovas oder so was.

»Du holst einen Van vom Flughafenparkplatz ab, fährst ihn rüber nach Manhattan, stellst ihn dort ab und verziehst dich.«

»Einen Van.« »Einen Van.«

»Und was is da drin?«

Der Typ schüttelte nur den Kopf und gab Gus eine gefaltete Karteikarte, in der fünf Zehndollarnoten steckten. »Kleine Anzahlung. «

Gus zog die Scheine heraus wie Wurst aus einem Sandwich. »Nur für den Fall, dass Sie 'n Bulle sind: Das is Anstiftung zu 'ner Straftat.«

»Auf der Karte steht, wann du den Van abholen sollst. Sei pünktlich. «

Gus ließ die Zehner durch seine Finger gleiten, was dem Typ nicht entging. Und er sah auch die drei kleinen Kreise, die zwischen Daumen und Zeigefinger auf Gus' Handrücken tätowiert waren:

das Zeichen der mexikanischen Gangs für einen Dieb. Aber woher sollte der Typ das wissen? War er deshalb im Supermarkt auf ihn aufmerksam geworden? Hatte er ihn deshalb angesprochen?

»Die Schlüssel und weitere Anweisungen liegen im Handschuhfach. «

Der Typ drehte sich um und ging.

» Yo«, rief Gus ihm nach. » Wer hat gesagt, dass ich einverstanden bin?«

Gus zog die Tür auf und wartete. Keine Alarmanlage. Er stieg ein. Er konnte keine Kameras entdecken - aber wie auch, wenn sie versteckt waren. Hinter den Vordersitzen befand sich eine Trennwand aus Metall, offenbar nachträglich eingebaut. Vielleicht würde er ja gleich eine Karre voller Bullen durch die Gegend fahren.

Doch im Van war alles ruhig. Mit dem Lappen öffnete Gus das Handschuhfach. Ganz vorsichtig, als könne ihm irgendetwas ins Gesicht springen. Im schwachen Schein der Innenbeleuchtung sah er den Zündschlüssel und den Parkschein, den er brauchte, um rausfahren zu können.

Und ein braunes Kuvert.

Er schnappte es sich und warf einen Blick hinein. Fünf nagelneue Hundertdollarscheine - was ihn sowohl freute als auch mächtig anpisste. Es war mehr als erwartet, aber so ohne Weiteres würde ihm wohl niemand einen Hunderter kleinmachen, jedenfalls nicht in seinem Viertel. Sogar eine Bank würde diese Scheine genau unter die Lupe nehmen, wenn sie aus der Tasche eines achtzehnjährigen, bis über beide Ohren tätowierten Mexikaners stammten.

Um die Scheine war eine weitere Karteikarte gefaltet. Darauf stand die Adresse, wo die Karre hinsollte, und der Zugangscode zu einer Garage - NUR ZUM EINMALIGEN GEBRAUCH.

Er hielt die Karteikarten nebeneinander. Dieselbe Handschrift.

Seine Nervosität wich Euphorie. Was für ein Idiot! Vertraute ihm einfach so seinen Schlitten an. Aus dem Stand fielen Gus drei »Werkstätten« in der South Bronx ein, wo er dieses Baby hinbringen konnte - zur *Überholung*. So würde er auch erfahren, was er da eigentlich spazieren fuhr.

Dann jedoch fand er in dem Kuvert noch einen kleineren Briefumschlag. Er zog mehrere Blatt Papier daraus hervor und faltete sie auseinander. Und ein

Schauer fuhr ihm über den Rücken.

AUGUSTIN ELIZALDE stand oben auf dem ersten Blatt.

Es war sein Vorstrafenregister, eine Auflistung all seiner Jugendstrafen bis zur Verurteilung wegen Totschlags; er war vor gerade mal drei Wochen entlassen worden, um, wie es hieß, an seinem achtzehnten Geburtstag »einen neuen Anfang machen zu können«.

Das zweite Blatt war eine Kopie seines Führerscheins.

Und des Führerscheins seiner *Mutter* mit derselben Adresse:

East I 15th Street. Und dann war da noch ein Foto der Eingangstür zu dem Haus, in dem sie wohnten.

Gus starrte die Blätter eine gefühlte Ewigkeit lang an. Seine Gedanken rasten zwischen dem Anzugtypen - wie viel wusste er? - und seiner *madre* - in welche Scheiße war er da hineingeschlittert? - hin und her.

Er reagierte empfindlich auf Drohungen, besonders wenn sie gegen seine *madre* gerichtet waren - sie hatte mit ihm schon mehr als genug durchgemacht.



Auf dem dritten Blatt stand in derselben Handschrift wie auf den beiden Karteikarten: KEINE ZWISCHENSTOPPS.

Gus saß am Fenster des *Insurgentes*, aß Spiegeleier mit reichlich Tabasco und starrte den weißen Van an, den er in zweiter Reihe auf dem Queens Boulevard geparkt hatte.

Seit er aus dem Knast war, hatte er noch kein einziges Frühstück ausgelassen; er liebte es zu frühstücken und bestellte sich nur das Beste: extra knusprigen Speck, den Toast fast schwarz.

KEINE ZWISCHENSTOPPS ... Die konnten ihn mal! Er beobachtete den Van, überlegte, was er als Nächstes tun sollte, wartete, dass irgendetwas passierte. Wurde er beobachtet? Falls ja, wie nah waren sie an ihm dran? Und wenn sie ihn beobachteten - warum fuhren sie den verdammten Van dann nicht einfach selbst?

Was war in diesem Van?

Einige *cabrones* näherten sich neugierig dem Wagen, verpissten sich aber schleunigst, als Gus das Lokal verließ. Sein Flanellhemd blähte sich in

der spätnachmittäglichen Brise, schwarze Tattoos mit roten Akzenten bedeckten seine nackten Unterarme - der Ruf der Latin Sultans reichte weit über Spanish Harlem hinaus, im Norden und Osten bis in die Bronx, im Süden bis runter nach Queens. Sie hatten zwar nicht besonders viele Mitglieder, warfen aber einen langen Schatten. Wenn man sich mit einem von ihnen anlegte, hatte man früher oder später einen Krieg am Hals.

Gus startete den Wagen und fuhr weiter nach Westen Richtung Manhattan, wobei er nach möglichen Verfolgern Ausschau hielt. Als der Van über ein paar Schlaglöcher holperte, lauschte er konzentriert, aber von hinten war nichts zu hören. Trotzdem drückte irgendetwas Schweres auf die Federung.

Er bekam wieder Durst und hielt ein weiteres Mal an, vor einem kleinen Supermarkt, wo er sich zwei Dosen Tecate-Bier holte. Er steckte eine davon in den Becherhalter und fuhr weiter. Auf der anderen Seite des Flusses tauchte die Skyline von Manhattan auf, während hinter ihm die Sonne unterging. Die Nacht brach herein, was ihn an seinen älteren Bruder Crispin denken ließ, diesen beschissenen

kleinen Junkie, der genau in dem Moment aufgekreuzt war, als Gus sich gerade alle Mühe gegeben hatte, mal nett zu seiner *madre* zu sein. Der Kerl schwitzte gerade auf dem Sofa im Wohnzimmer die Scheißchemie aus seinem Körper. Am liebsten hätte ihm Gus eine rostige alte Klinge zwischen die Rippen gejagt. Trug seine Scheißkrankheit in ihr Heim! Crispin war ein verdammter Zombie, aber seine Mutter wollte ihn einfach nicht vor die Tür setzen. Stattdessen ließ sie ihn gewähren, redete sich ein, dass er in ihrem Badezimmer *kein* H drückte, und wartete darauf, dass er mit etlichen ihrer Sachen wieder verschwand.

Gus entschied, einen Teil des *dinero sucio* für seine *madre* beiseitezulegen. Um ihn ihr zu geben, *nachdem* Crispin sich wieder verpisst hatte. Ihr eine Freude machen. Einmal in seinem Leben das Richtige tun ...

Vor dem Tunnel zückte er sein Handy und wählte.  
»Yo,

Felix. Hol mich ab, Mann.«

»Wo steckst du, Bruder?«

»Unten beim Battery Park.« »Battery Park? So weit

draußen?«

»Fahr rüber zur 9th, dann einfach geradeaus. Wir machen einen drauf. Party, Mann! Und wegen der Kohle, die ich dir noch schulde - ich hab heute 'n bisschen Cash gemacht. Ach ja, und bring mir 'n Jackett mit, Mann. Und saubere Schuhe. Damit sie mich in die Clubs lassen.«

»Scheiße, Mann. Sonst noch was?«

»Nimm einfach die Finger aus der *concha* deiner Schwester und hol mich ab. *Comprendes?*«

Gus fuhr aus dem Tunnel und durchquerte fast ganz Manhattan, bevor er nach Süden abbog. Sobald er auf der Church Street südlich der Canal war, begann er, auf die Straßenschilder zu achten.

Die Adresse, die auf der Karteikarte stand, war ein von Baugerüsten umstelltes Loftgebäude in einem ruhigen Wohnviertel. Die Fenster waren mit Baugenehmigungen geradezu vollgepflastert, doch weit und breit waren keine Baufahrzeuge zu sehen. D e r Zugangscode öffnete die Stahltür der Tiefgarage. Der Van passte gerade so durch, dann ging es eine Rampe hinunter.

Gus parkte den Wagen und blieb einen Moment

sitzen, lauschte. Die Garage war schäbig und schlecht beleuchtet und kam ihm wie eine erstklassige Falle vor. Staub wirbelte im dämmrigen Licht, das durch die offene Einfahrt fiel. Gus' Instinkt riet ihm, so schnell wie möglich abzuhausen, aber er musste sichergehen, dass er sauber aus der Sache rauskam. Er wartete, während sich das Garagentor schloss.

Dann faltete er die Blätter und den Umschlag zusammen, stopfte sie sich in die Tasche, trank das Bier aus, zerdrückte die Dose und verließ den Van. Nach kurzem Überlegen stieg er nochmal ein und wischte mit dem Lappen über das Lenkrad, die Radioknöpfe, das Handschuhfach, die Türgriffe und alles andere, was er womöglich berührt hatte.

Er stieg aus und sah sich in der Garage um. Durch einen Abluftventilator kam das einzige Licht; Staub trieb wie Nebel in den schwachen Strahlen. Gus wischte den Zündschlüssel ab und umrundete den Van. Rüttelte dabei zaghaft an den Griffen der Seitentüren. Abgeschlossen.

Er zögerte einen Moment lang, dann übermannte ihn doch die Neugier. Er versuchte es mit dem Zündschlüssel, aber der passte nicht. Irgendwie war

er erleichtert.

*Terroristen, dachte er. Gut möglich, dass ich jetzt auch ein beschissener Terrorist bin, wenn ich 'ne Karre mit 'ner Bombe durch die Gegend kutschiere.*

Er könnte den Van einfach wieder rausfahren, vor dem nächsten Polizeirevier abstellen und einen Zettel an die Windschutzscheibe stecken. Sollten die sich doch darum kümmern.

Aber diese Typen kannten seine Adresse. Und die seiner *madre*. Was waren das für Leute?

Wut stieg in ihm auf, und er schlug mit dem Handballen kräftig gegen die Seite des Vans. Ein befriedigender metallischer Knall durchbrach die Stille. Er warf den Schlüssel auf den Vordersitz und knallte die Fahrertür mit dem Ellbogen zu - ein weiterer befriedigender Knall.

Und dann hörte er etwas. Meinte zumindest, etwas zu hören - im Van. Er ging zu den Hecktüren, lehnte sich vor, berührte mit dem Ohr fast den Wagen.

Ja, er hörte etwas. Es klang wie ... ein knurrender Magen, ein leerer, hungriger Magen.

*Ach, scheiß drauf!* Er trat einen Schritt zurück. *Der Job ist erledigt. Und wenn eine Bombe unter der*

*110th* hochgeht was interessiert's mich?

In diesem Moment kam ein dumpfes, aber deutliches *Bang* aus dem Inneren des Wagens. Gus ließ die Tüte mit dem zweiten *cerveza* fallen, die Dose platzte auf, Bier spritzte über den Beton.

Panisch bückte er sich, um die Dose aufzuheben, verharrte dann aber kauern, eine Hand auf der völlig durchnässten Tüte.

Der Van neigte sich eine Winzigkeit zur Seite. Das Fahrgestell gab ein vereinzelter *Ping* von sich.

Etwas hatte sich in dem Wagen bewegt. Oder war zur Seite gerollt.

Gus ließ die geplatzte Bierdose liegen und wich zurück.

Seine Schuhe glitten über den staubigen Boden. Nach ein paar Schritten zwang er sich dazu, sich zu beruhigen. Dafür hatte er einen einfachen Trick: Er stellte sich vor, jemand beobachte ihn dabei, wie er die Nerven verlor. Er drehte sich um und ging - ganz langsam, ohne jede Eile - zur Garagentür.

Aus dem Van kam ein quietschendes Geräusch.

*Ganz ruhig.* Gus erreichte den roten Schalter neben der Garagentür und schlug mit dem Handballen

darauf. Nichts geschah.

Er schlug weitere Male darauf, zuerst langsam und sachte, dann schnell und hart. Vielleicht klemmte er ja nur.

Wieder ein Geräusch aus dem Van.

Das Garagentor bestand aus flachem Stahl. Kein Griff oder sonst irgendeine Armatur, an der man hätte ziehen können. Gus trat dagegen. Das verdammte Ding bewegte sich kaum.

Ein weiteres *Bang* aus dem Inneren des Vans - beinahe wie eine Antwort auf seinen Tritt -, gefolgt von einem lauten Quietschen der Federung. Gus lief zurück zum Schalter und schlug erneut schnell hintereinander darauf ein. Endlich surrte eine Seilrolle, ein Elektromotor klickte ... und die Kette setzte sich in Bewegung.

Das Garagentor hob sich.

Sekunden später hatte Gus die Garage verlassen. Wie ein Krebs rannte er seitwärts zum Bürgersteig hinauf. Oben angekommen, atmete er schnell und tief durch. Er drehte sich um. Wartete. Beobachtete, wie sich das Tor ganz öffnete, dann eine Weile so blieb und sich schließlich wieder schloss.



Vergewisserte sich, dass nichts darunter hindurchschlüpfte.

Dann blickte er sich um, schüttelte seine Angst ab, checkte den Sitz seines Filzhutes - und eilte zur nächsten Straßenecke. Nichts wie weg von hier! Nachdem er die Vesey Street überquert hatte, fand er sich vor den Betonbarrieren und Bauzäunen wieder, die das riesige Areal umgaben, auf dem einmal das World Trade Center gestanden hatte. Ground Zero. Die Ausschachtarbeiten waren abgeschlossen, und die von Kränen und Lastwagen umgebene Baugrube wirkte wie ein klaffendes Loch in mitten des Straßenlabyrinths von Lower Manhattan.

Gus klappte sein Handy auf. »Felix! Wo steckst du, *amigo*?«

»Auf der 9th Richtung Downtown. Was läuft?«

»Nichts. Komm einfach her, und zwar *pronto*. Ich hab was getan, das ich schnell wieder vergessen will  
«

**Jamaica Hospital Medical Center:  
Isolierstation**

Schäumend vor Wut, traf Eph im Jamaica Hospital ein. »Was soll das heißen, sie sind weg?«

Die leitende Ärztin sah ihn an wie eine Lehrerin ihren Schüler. »Wir konnten sie nicht zwingen hierzubleiben, das wissen Sie doch.«

»Aber ich habe Ihnen doch gesagt, dass Sie einen Wachmann vor der Tür postieren sollen, um diesen Anwalt von Bolivar fernzuhalten. «

»Das haben wir auch getan, sogar einen richtigen Polizisten. Aber der hat sich nur die richterliche Anordnung angesehen und uns gesagt, dass man da nichts machen könne. Nur dass nicht der Anwalt von diesem Rockstar aufgekreuzt ist, sondern Mrs. Luss. Sie ist selbst Anwältin. Ihre Kanzlei hat mich übergangen und sich direkt an den Verwaltungsrat des Krankenhauses gewandt.«

»Und warum hat man mir das nicht gesagt?«

»Wir haben versucht, Sie zu erreichen. Wir haben Ihren Kontakt angerufen.«

Eph wandte sich Jim Kent - seinem »Kontakt« - zu, der hinter ihm neben Nora stand. Eilig zog Jim sein Handy heraus und blätterte durch die Anrufliste. »Ich

sehe hier nichts.« Er sah bedauernd auf. »Vielleicht lag es ja an den Sonnenflecken während der Finsternis. Ich jedenfalls finde keine Anrufe.«

»Ich habe aber auf Ihre Mailbox gesprochen«, protestierte die Ärztin.

Jim überprüfte noch einmal die Liste. »Moment, da sind ein paar Anrufe, die ich womöglich überhört habe.« Er sah Eph an. »Es war so viel los - ich fürchte, ich hab den Überblick verloren.«

»Verdammt!«, rief Eph. Es war überhaupt nicht Jims Art, Fehler zu machen, vor allem nicht in einem so kritischen Moment. »Die vier einzigen Chancen, die ich hatte, um dieses verfluchte Rätsel zu lösen, sind einfach so durch die Tür da rausspaziert.«

»Nicht alle vier«, sagte die leitende Ärztin hinter ihm. »Nur drei.«

Eph drehte sich zu ihr um. »Wie meinen Sie das?«

In der Isolierstation saß Kapitän Doyle Redfern auf seinem Bett unter einem Plastikzelt. Sein Gesicht wirkte ausgemergelt; die blassen Arme lagen auf einem Kissen in seinem Schoß. Laut Schwester hatte er bisher jede Mahlzeit abgelehnt, behauptete, nicht richtig schlucken zu können. Außerdem klagte er über ständige Übelkeit und verweigerte selbst

winzige Schlucke Wasser; einzig die Kanüle in seinem Arm sorgte dafür, dass er nicht dehydrierte.

Eph und Nora standen mit Gesichtsmasken und Handschuhen vor ihm, auf den Ganzkörperschutz hatten sie diesmal verzichtet.

»Meine Gewerkschaft will, dass ich so schnell wie möglich von hier verschwinde«, sagte Redfern. »Wissen Sie, in der Flugbranche gilt: Schuld ist immer der Pilot. Nie die Airline, nie die zu knapp bemessenen Zeitpläne oder Kürzungen im Wartungsbudget. Wegen dieser Sache werden die hundertprozentig über Kapitän Moldes herfallen. Und vielleicht auch über mich. Aber ... irgendwas stimmt mit mir nicht.«

Eph sah den Piloten besänftigend an. »Wir sind dringend auf Ihre Kooperation angewiesen. Ich kann Ihnen gar nicht genug dafür danken, dass Sie geblieben sind. Wir werden alles in unserer Macht Stehende tun, damit Sie bald wieder gesund sind.«

Redfern nickte. Eph bemerkte, dass der Kapitän offenbar einen steifen Hals hatte. Er streckte die Hand aus und tastete die Lymphknoten des Mannes ab. Sie waren stark angeschwollen; der Organismus kämpfte eindeutig gegen etwas an. Etwas, das im

Zusammenhang mit den Ereignissen stand? Oder nur eine ganz normale Krankheit, die er sich auf seinen Reisen geholt hatte?

»Die Maschine war brandneu«, sagte Redfern. »Ein wahres Prachtstück. Unmöglich, dass sie sich einfach von selbst komplett abgeschaltet hat. Da muss jemand dran gedreht haben.«

»Wir haben die Sauerstoffmischung und die Wassertanks untersucht. Beides in Ordnung. Kein Hinweis darauf, warum die Leute an Bord gestorben sind oder weshalb sich die Maschine abgeschaltet hat.« Eph strich über die Achselhöhlen des Piloten und entdeckte dort weitere geschwollene Lymphknoten, groß wie Geleebohnen. »Sie können sich immer noch nicht an die Landung erinnern?«

»Nein. Überhaupt nicht. Das macht mich wahnsinnig!« »Können Sie sich einen Grund vorstellen, warum die Tür zum Cockpit nicht abgeschlossen war?«

»Nein. Das verstößt gegen jede Vorschrift.«

»Waren Sie während des Flugs oben im Ruheraum?«, fragte Nora.

»Sie meinen in der Koje? Ja, war ich. Hab über dem Atlantik ein Nickerchen gemacht.«

»Erinnern Sie sich, dass Sie die Rückenlehnen der Sitze abgesenkt haben?«

»Die waren bereits unten. Sonst hat man keine Beinfreiheit, um sich auszustrecken. Warum?«

»Ist Ihnen dort sonst etwas Ungewöhnliches aufgefallen?« »Da oben? Nein, nichts. Was soll da schon sein?«

Eph trat einen Schritt zurück. »Wissen Sie irgendetwas über eine schwarze Kiste im Frachtraum, etwa so groß wie ein Schrank?«

Redfern schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Aber klingt ganz so, als hätten Sie eine Spur. «

»Nicht unbedingt. Im Grunde sind wir noch genauso ratlos wie Sie.« Eph verschränkte die Arme, während Nora ihre Luma-Lampe anknipste und das Licht über Redferns Arme wandern ließ. »Deshalb ist Ihre Einwilligung hierzubleiben so wichtig. Ich würde gerne eine vollständige Testreihe durchführen. «

Redfern beobachtete das indigoblaue Licht auf seiner Haut. »Wenn es hilft herauszufinden, was hier passiert ist, mache ich gern das Versuchskaninchen.«

Eph nickte dankbar.

»Wann haben Sie sich die Narbe hier zugezogen?«, fragte Nora.

»Welche Narbe?«

Nora betrachtete die Vorderseite von Redferns Hals. Er legte den Kopf zurück, so dass sie die feine Linie berühren konnte, die im UV-Licht tiefblau leuchtete. »Sieht beinahe aus wie ein chirurgischer Einschnitt.«

Redfern legte eine Hand auf seinen Hals. »Da ist nichts.« Und tatsächlich: Als Nora die Lampe ausschaltete, war der dünne Strich nicht mehr zu sehen. Sie knipste das Licht wieder an, damit Eph die Narbe untersuchen konnte. Sie war etwa eineinhalb Zentimeter lang und einen, höchstens zwei Millimeter breit. Die Haut darüber schien ziemlich frisch zu sein.

»Wir führen später eine Kernspintomographie durch«, sagte Eph. »Die wird uns mehr zeigen.«

Nora schaltete den Lichtstab wieder aus, und Redfern rieb sich die Augen. »Wissen Sie ... « Er zögerte. »Da ist noch etwas anderes. Ich erinnere mich an etwas, aber Sie müssen mir versprechen, mich nicht für verrückt zu halten ... «

Eph nickte. »Wir sind für alles dankbar, was Sie uns

mitteilen können.«

»Also gut, als ich ohnmächtig wurde ... da habe ich geträumt.« Redfern hielt inne, sah sich peinlich berührt um, dann fuhr er mit leiser Stimme fort. »Wissen Sie, als kleiner Junge wohnte ich bei meiner Großmutter und habe in diesem riesigen Bett geschlafen. Und jede Nacht, Punkt zwölf, wenn die Glocken der nahe gelegenen Kirche läuteten, kam hinter dem großen alten Kleiderschrank ein *Ding* hervor. Jede Nacht, ohne Ausnahme. Ein Ding mit schwarzem Kopf, langen Armen und knöchigen Schultern. Es kam hinter dem Schrank hervor und starrte mich an.«

»Starrte Sie an?«

»Es hatte einen schartigen Mund mit schmalen, schwarzen Lippen. Es starrte mich an und ... lächelte einfach nur.« Eph und Nora hörten wie gebannt zu.

»Dann fing ich an zu schreien, bis meine Großmutter das Licht einschaltete und mich mit in ihr Bett nahm. Das ging über ein Jahr so. Ich nannte ihn Mr. Leeeh. Weil seine Haut ... diese schwarze Haut, sie hat genauso ausgesehen wie die dicken Blutegel, die wir in einem Bach in der Nähe gesammelt haben. Die Kinderpsychiater nahmen



mich unter die Lupe. Sie nannten Mr. Leech einen >Nachtschreck< und zählten mir etliche Gründe auf, warum es ihn nicht gab. Aber ... er kam trotzdem jede Nacht wieder. Jede Nacht versteckte ich mich unter der Bettdecke, doch es war zwecklos. Ich wusste, dass er dort war, in diesem Zimmer ... « Redfern verzog das Gesicht. »Schließlich zogen wir um, meine Großmutter verkaufte den alten Kleiderschrank, und ich habe Mr. Leech nie wiedergesehen. Habe auch nie wieder von ihm geträumt.«

Eph räusperte sich. »Verzeihen Sie, Kapitän, aber was hat das alles hiermit zu tun?«

»Nun, das Einzige, woran ich mich zwischen dem Landeanflug und dem Moment, als ich hier aufgewacht bin, erinnere, ist ... dass er wieder da ist. Ich habe Mr. Leech wiedergesehen. I n meinen Träumen. Und er hat gelächelt.«

## **ZWEITES ZWISCHENSPIEL**

### **Das brennende Loch**

Der Alptraum war immer der gleiche: Abraham - mal alt, mal jung -, nackt und vor der riesigen Grube

knien, die brennenden Leichen unter sich, während ein Nazi-Offizier die Reihe der Häftlinge abschrift und einen nach dem anderen durch Genickschuss tötete. Das brennende Loch lag hinter der Krankenstation des Lagers. Häftlinge, die für die Arbeit zu krank oder zu alt waren, wurden durch die weiß getünchten Baracken mit dem roten Kreuz an den Wänden geführt - und ins Loch gestoßen. Der junge Abraham sah dort viele sterben, er selbst jedoch kam dem Loch nur ein einziges Mal nahe.

Er gab sich alle Mühe, keine Aufmerksamkeit zu erregen, arbeitete schweigend, blieb für sich. Jeden Morgen stach er sich in den Finger und verschmierte einen Tropfen Blut auf bei den Wangen, um beim Appell so gesund wie nur möglich auszusehen.

Das Loch sah er zum ersten Mal, als er in der Krankenstation ein Regal reparierte. Da war Abraham Setrakian sechzehn Jahre alt und ein Sklave mit einer handwerklichen Begabung, die ihm in einem Lager wie diesem das Überleben sicherte; für den Nazi-Hauptmann, der ihn ohne Erbarmen, ohne Respekt und ohne Unterbrechung ausnutzte, besaß er einen gewissen Wert. Abraham errichtete Stacheldrahtzäune, zimmerte Bücherregale,

reparierte Eisenbahnschienen. Zum Weihnachtsfest 1942 schnitzte er dem ukrainischen Wachtposten einige kunstvolle Pfeifen.

Seine geschickten Hände bewahrten Abraham vor dem Loch, dessen grauenvolles Licht er in der Dämmerung sehen konnte und dessen Geruch von Fleisch und Benzin und Sägespänen in seine Werkstatt wehte.

Bis zum heutigen Tag spürte er dieses Loch in sich. Immer, wenn er Angst hatte - wenn er eine dunkle Straße überquerte, abends sein Geschäft abschloss oder nachts von Alpträumen geweckt wurde -, lebte die Erinnerung daran wieder auf. Wie er vor dem Loch kniete, nackt, betend. In seinen Träumen spürte er die Mündung der Waffe, die man ihm ins Genick drückte.

Das Töten war der einzige Zweck des Lagers. Es wurde mit Plakaten, Fahrplänen und in den Stacheldraht geflochtenem Laub als gewöhnlicher Bahnhof getarnt. Abraham traf im September 1942 ein und arbeitete die ganze Zeit, die er dort verbrachte. »Sich seinen Atem verdienen«, nannte er das. Er war schweigsam, aber gut erzogen, weise und voller Mitgefühl. Er half so vielen Häftlingen, wie er nur

konnte, und betete im Stillen für sie. Trotz all der Grausamkeiten, deren Zeuge er tagtäglich wurde, glaubte er fest daran, dass Gott über alle Menschen wachte.

Doch dann sah Abraham Setrakian in einer Winternacht den Teufel. Und verstand, dass der Lauf der Welt ganz anders war, als er es immer gedacht hatte.

Es war nach Mitternacht. Das Lager war so still wie nie, das Rauschen des Waldes nahezu verstummt, und die kalte Luft fuhr ihm durch Mark und Bein. Er drehte sich leise auf seiner Pritsche herum und starrte in die Dunkelheit. Es war nichts zu erkennen. Doch er hörte etwas.

*Pick-pick-pick.*

Es hörte sich ganz genau so an, wie seine *bubbe* es erzählt hatte. Was es nur noch schrecklicher machte ...

Er hielt den Atem an; in seinem Herzen spürte er das brennende Loch. Dann, in einer Ecke der Baracke, rührte sich die Dunkelheit ... und eine riesige, ausgemergelte Gestalt löste sich aus der Schwärze und glitt über Abrahams schlafende Mitgefangenen hinweg.

*Pick-pick-pick.*

Sardu. Oder das, was früher einmal Sardu gewesen war.

Seine Haut war so runzlig und so dunkel, dass sie mit den Falten seiner weiten schwarzen Gewänder verschmolz. Wie ein sich bewegender Tintenfleck. Und er bewegte sich mühelos, als würde er nichts wiegen. Seine klauenartigen Zehennägel kratzten fast unhörbar über das Holz des Bodens.

Aber ... das war unmöglich. Die Welt war wirklich, das Böse war wirklich - es war ja überall um ihn herum -, aber das hier war nicht wirklich, konnte es nicht sein. Das hier war eine *bubbe meise*, eine ...

*Pick-pick-pick.*

Das furchtbare Wesen erreichte die gegenüberliegende Pritsche. Abraham konnte es jetzt riechen: trockenes Laub, Erde, Fäulnis. Und er konnte den Umriss seines dunklen Gesichts erkennen. Das Wesen beugte sich vor, um den Hals von Zadawski zu beschnupern, einem jungen Polen und fleißigen Arbeiter. Es atmete schwer und hohl. Dann glitt es zur nächsten Pritsche weiter. Kurz wurde sein Gesicht vom Licht, das durch ein nahes

Fenster fiel, erhellt, die bräunliche Haut so durchscheinend wie eine Scheibe Trockenfleisch, das man vor eine Glühbirne hält, völlig ausgedörrt und matt. Bis auf die Augen: zwei schimmernde Kugeln, die wie Kohlebrocken in unregelmäßigen Abständen aufglühten. Die rissigen Lippen zogen sich zurück und legten fleckiges Zahnfleisch und zwei Reihen kleiner, vergilbter, unfassbar scharfer Zähne frei.

Nun verharrte das Wesen über der dünnen Gestalt des alten Ladizlav Zajak aus Grodno, einem an Tuberkulose leidenden Neuzugang. Abraham hatte ihn seit seiner Ankunft unterstützt, hatte ihn mit allem vertraut gemacht und verhindert, dass er genauer untersucht wurde. Seine Krankheit allein war schon Grund genug für die sofortige Hinrichtung doch Setrakian hatte ihn als Mitarbeiter angefordert, um ihn in kritischen Augenblicken von den 55-Aufsehern und den ukrainischen Wachmannschaften fernzuhalten. Trotzdem ging es mit ihm zu Ende; seine Lungen machten nicht mehr mit, und, was noch schlimmer war, er hatte seinen Lebenswillen verloren, zog sich immer mehr zurück, sprach nur selten, weinte still vor sich hin. So wurde er zur

Bedrohung für Abrahams eigenes Überleben, doch all sein Flehen half nichts - immer öfter hörte er, wie der alte Mann von lautlosen Hustenanfällen geschüttelt wurde und bis zum Tagesanbruch leise vor sich hin weinte.

Das Wesen ragte jetzt hoch über Zajak auf und betrachtete ihn. Der unregelmäßige Atem des Alten schien ihm zu gefallen. Wie ein Todesengel breitete es seine Dunkelheit über den gebrechlichen Körper.

Gleich darauf gab es ein gieriges, trockenes Schnalzen von sich, und was es dann tat ... weigerte sich Abraham zu sehen. Und seine Ohren weigerten sich, die Geräusche zu hören. Das riesige Wesen beugte sich über Kopf und Hals des alten Mannes. Zajaks Körper zuckte kaum merklich, doch wundersamerweise wachte er nicht auf.

Und würde es auch nie wieder tun.

Mit der Hand erstickte Abraham ein Stöhnen. Das Wesen schenkte ihm keine Beachtung. Es blieb bei den Kranken und Schwachen. Die Nacht verstrich, und das Wesen wirkte zunehmend erfrischt, seine Haut geschmeidiger, aber immer noch genauso dunkel. Und dann, endlich, verschwand es.

Vorsichtig stand Abraham auf und betrachtete die

Leichen im schwachen Licht der Dämmerung. Es waren drei. Er konnte keinerlei Verletzungen erkennen - bis auf einen schmalen Schlitz am Hals, eine dünne, fast unmerkliche Wunde. Hätte er das Grauen nicht mit eigenen Augen gesehen ...

Und dann wurde ihm etwas klar: Das Wesen würde zurückkehren, und zwar schon bald. Dieses Lager war ein ergiebiger Futterplatz, es konnte sich an den Vergessenen, den Aussortierten, den Hoffnungslosen gütlich tun, sich an ihnen satt fressen.

Und noch etwas wurde ihm klar: Irgendjemand musste es aufhalten.

Nein, nicht irgendjemand. Er.



# ***Bewegung***

## **Touristenklasse**

Ansel Barbour, einer der Überlebenden von Flug 753, kuschelte mit seiner Frau Ann-Marie und seinen zwei Kindern, dem achtjährigen Benjy und der fünfjährigen Haily, auf dem blauen Chintzsofa im Wintergarten ihres Einfamilienhauses in Flatbush, New York. Auch Pap und Gertie, die bei den großen Bernhardiner, mussten aus diesem besonderen Anlass nicht wie gewöhnlich nach draußen. Sie freuten sich, dass er wieder zu Hause war, hatten ihm die Pfoten auf die Knie gelegt und stupsten dankbar seine Brust.

Ansel hatte auf Platz 39G gesessen, am Gang - Touristenklasse. Er war von einer Tagung über Datenbanksicherheit in Potsdam zurückgekommen. Ansel war Informatiker und hatte unlängst einen Projektvertrag über vier Monate mit einem großen Handelsunternehmen in New Jersey abgeschlossen, dem Hacker die Kreditkartennummern von mehreren

Millionen Kunden gestohlen hatten. Er war noch nie zuvor im Ausland gewesen und hatte in Deutschland seine Familie ziemlich vermisst. Die viertägige Konferenz hatte zwar auch jede Menge Freizeit und Stadtrundfahrten umfasst, doch Ansel hatte das Hotel nicht verlassen, war auf dem Zimmer geblieben, hatte per Webcam mit den Kindern gesprochen und mit Fremden im Internet Poker gespielt.

Seine Frau Ann-Marie war ein abergläubischer, in sich gekehrter Mensch, und das tragische Ende von Flug 753 bekräftigte nur ihre tief sitzende Angst vor Flugreisen und generell neuen Erfahrungen. Sie weigerte sich, Auto zu fahren, und etliche Zwangsneurosen hatten sie fest im Griff; unter anderem musste sie immer wieder jeden Spiegel im Haus berühren und gleich danach putzen, was Unglück abwehren sollte. Ihre Eltern waren bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen, als sie vier Jahre alt war - sie selbst hatte den Zusammenstoß wie durch ein Wunder überlebt -, und sie war bei einer unverheirateten Tante aufgewachsen, die eine Woche vor ihrer Hochzeit mit Ansel gestorben war. Die Geburt ihrer Kinder

hatte Ann-Maries Ängste nur noch verstärkt: Es kam vor, dass sie tagelang das Haus nicht verließ und so, was die Kommunikation mit der Außenwelt betraf, vollkommen auf Ansel angewiesen war.

Was mit Flug 753 geschehen war, hatte ihr buchstäblich den Boden unter den Füßen weggezogen. Und dass gerade Ansel überlebt hatte, weckte ein Glücksgefühl in ihr, das sie nur in religiösen Kategorien beschreiben konnte. Es war, als würden ihre gewissenhaft durchgeführten, aus ihrer Sicht lebensnotwendigen Rituale mit göttlichem Segen versehen.

Ansel seinerseits war ungemein erleichtert, wieder zu Hause zu sein. Ben und Haily versuchten gerade, auf ihn draufzuklettern; er hatte alle Mühe, sie von seinem schmerzenden Hals fernzuhalten. Die Spannung - seine Muskeln kamen ihm vor wie verdrehte Seile - war im Hals am stärksten, reichte aber über die Kiefergelenke bis hinauf zu den Ohren. Wenn man ein Seil verdreht, wird es kürzer, und genau so schien es sich mit seinen Muskeln zu verhalten. Er streckte den Hals ...

KNACK. KNACK. KNACK .

... und beinahe wäre er zusammengebrochen. Der

Schmerz war kaum auszuhalten.

Später kam Ann-Marie genau in dem Moment in die Küche, als er ihre Klinikpackung Ibuprofen zurück in den Schrank über dem Herd stellte. Er nahm die empfohlene Tagesdosis auf einmal- und schaffte es kaum, die sechs Tabletten zu schlucken.

Aus ihren Augen war jede Freude verschwunden.  
»Was ist mit dir?«

»Nichts«, erwiderte er, obwohl er vor Schmerzen kaum den Kopf schütteln konnte. Doch es schien ihm das Beste, sie nicht zu beunruhigen. »Ich bin wohl noch etwas verspannt vom Flug.«

Ann-Marie stand in der Tür und zupfte beunruhigt an ihren Fingern. »Vielleicht hättest du besser im Krankenhaus bleiben sollen.«

»Und du wärest allein zurechtgekommen?«, fragte er heftiger als beabsichtigt.

KNACK.

»Aber was, wenn ... wenn du wieder *rein musst*? Und die diesmal wollen, dass du bleibst?«

Es war anstrengend, ihre Ängste auf Kosten seiner eigenen zu zerstreuen. »Ich kann es mir nicht erlauben, krankzufeiern. Du weißt selbst, wie knapp

wir momentan bei Kasse sind.« Sie waren ein Einzelverdienerhaushalt in einem Land der Doppelverdiener. Und Ansel konnte keinen zweiten Job annehmen - wer würde dann die Einkäufe erledigen?

»Du hast Recht, ich ... ich würde ohne dich nicht klarkommen.« Sie sprachen eigentlich nie über ihre *Krankheit*, zumindest nannten sie es nicht so. »Ich brauche dich. *Wir* brauchen dich.«

Anseis Nicken war mehr eine Verbeugung, er neigte sich aus der Hüfte heraus, statt den Kopf zu bewegen. »Mein Gott. Wenn ich an all diese Menschen denke.« Er rief sich die Bilder seiner Sitznachbarn auf dem Flug in Erinnerung: zwei Reihen vor ihm eine Familie mit drei Kindern; ein älteres Paar auf der anderen Gangseite, das die meiste Zeit schlief; eine wasserstoffblonde Stewardess, die ihm Cola light über den Schoß kippte ... » Warum ausgerechnet ich? Gibt es einen Grund, warum gerade ich überlebt habe?«

»Es *gibt* einen Grund, ja.« Ann-Marie drückte die Hände flach an die Brust. »Mich.«

Kurz darauf brachte Ansel die Hunde zurück in den Garten. Wegen dieses Gartens hatten sie damals

das Haus gekauft: jede Menge Platz für Kinder und Hunde. Pap und Gertie waren schon bei Ansel gewesen, bevor er Ann-Marie kennengelernt hatte, und sie hatte sich in die bei den mindestens genauso sehr verliebt wie in ihn. Die Hunde erwiderten diese Liebe bedingungslos, genau wie Ansel und die Kinder, auch wenn Benjy, der Ältere, allmählich anfang, Ann-Maries exzentrisches Verhalten infrage zu stellen. Vor allem dann, wenn dieses Verhalten in Konflikt mit dem Terminplan des Achtjährigen geriet, der nur aus Baseballtraining und Verabredungen mit seinen Spielkameraden zu bestehen schien. Ansel spürte, wie Ann-Marie bereits auf Distanz zu ihrem Sohn ging. Pap und Gertie dagegen würden niemals an ihr zweifeln, zumindest nicht, solange sie ihnen reichlich zu fressen gab. Er machte sich wegen der Kinder Sorgen, befürchtete, dass sie sich schon bald v o n ihrer Mutter entfremden und nie wirklich verstehen würden, warum sie die Hunde mehr zu lieben schien als sie.

**I**n der Mitte des alten Gartenschuppens hatten sie einen Metallpfahl durch die Bodendielen getrieben und zwei Ketten daran befestigt. Vor einigen Monaten war Gertie weggelaufen, und als sie

zurückgekommen war, hatte sie überall Spuren von Stockschlägen; daher ketteten sie die Hunde nun zu ihrem eigenen Schutz über Nacht an.

Behutsam stellte Ansel Futter und Wasser ab - wobei er den Hals möglichst gerade hielt, was die Schmerzen minderte - und streichelte die Hunde, während sie fraßen. Nachdem er sie angekettet hatte, ging er hinaus, schloss die Schuppentür und blieb stehen. Betrachtete sein Haus, versuchte es sich ohne sich selbst darin vorzustellen. Ansel hatte die Kinder heute weinen sehen, und er hatte mit ihnen geweint. Seine Familie brauchte ihn, mehr als alles andere.

Ein jäher, stechender Schmerz in seinem Hals ließ ihn zusammenzucken. Er musste sich an der Schuppenwand festhalten, um nicht umzufallen, und für einen Augenblick stand er gekrümmt und zitternd da, ertrug den Schmerz, bis er abebbte und ein dröhnendes Rauschen in einem Ohr zurückblieb. Mit den Fingerspitzen berührte er seinen Hals selbst das schmerzte unerträglich. Erneut versuchte er, den Hals zu strecken, seine Beweglichkeit wiederherzustellen, indem er den Kopf so weit wie möglich zurücklegte und zum Nachthimmel

aufblickte. Positionslichter von Flugzeugen. Sterne.

*Ich habe es überlebt, dachte er. Das Schlimmste habe ich hinter mir. Und das hier wird auch bald aufhören.*

In dieser Nacht hatte er einen entsetzlichen Traum. Seine Kinder wurden von einem tobenden Ungeheuer durch das Haus gejagt, und als Ansel los lief, um sie zu retten, bemerkte er, dass er selbst Klauen statt Hände hatte ... Er fuhr erschrocken auf. Seine Hälfte des Bettes war völlig durchgeschwitzt. Er schlug die Decke zurück, um ...

KNACK.

Ohren, Kiefer und Hals schienen durch den Schmerz zu einer Einheit zu verschmelzen. Er drehte den Kopf um einen Millimeter.

KNACK.

Und dann dieser Durst! Stärker als jedes andere Gefühl, das er je verspürt hatte - so schien es ihm zumindest.

Als er sich wieder einigermaßen bewegen konnte, ging er über den Flur in die dunkle Küche, öffnete den Kühlschrank und schenkte sich ein Glas Limonade ein. Dann noch eines, und noch eines ...



und dann trank er direkt aus der Flasche. Dieser Durst war unstillbar. Und warum schwitzte er eigentlich so sehr?

Die Flecken auf seinem Nachthemd rochen stark nach Moschus und hatten einen bernsteinfarbenen Ton. Es war so heiß hier ...

Als er die Flasche in den Kühlschrank zurückstellte, entdeckte er dort einen Teller mit mariniertem Fleisch. Er betrachtete die Blutfäden, die sich träge mit Öl und Essig mischten, und ihm lief das Wasser im Mund zusammen. Nicht bei dem Gedanken daran, das Fleisch auf den Grill zu legen - sondern es so zu essen, es zu zerfetzen und auszusaugen. Das Blut zu trinken ...

KNACK.

Er ging in den Flur zurück und sah leise zu den Kindern hinein. Benjy lag zusammengerollt unter der Scooby-Doo-Decke; Haily schnarchte leise, und ihr Arm baumelte von der Matratze herunter, sie tastete im Schlaf nach den Bilderbüchern, die auf den Boden gefallen waren. Beim Anblick seiner Kinder entspannte sich Ansel etwas, kam wieder zu Atem. Er schloss die Tür zu ihrem Zimmer und trat in den Garten hinaus. Die Nachtluft kühlte den Schweiß auf

seiner Haut. Allein die Tatsache, wieder zu Hause bei seiner Familie zu sein, würde ihn von allen Krankheiten heilen, davon war er fest überzeugt. Sie würden ihm helfen.

Sie würden sich um ihn kümmern.

## **Gerichtsmedizin, Manhattan**

Kein Blutspritzer war an dem forensischen Pathologen zu entdecken, der Eph und Nora empfing. Allein das war schon ungewöhnlich. Normalerweise troff es die wasserdichten Kittel nur so herunter und reichte bis zu den Ellbogen. Doch nicht hier. Dieser Gerichtsmediziner hätte ebenso gut ein Gynäkologe aus Beverly Hills sein können.

Er stellte sich als Gossett Bennett vor. Ein braunhäutiger Mann mit noch brauneren Augen und einem entschlossenen Gesicht hinter der Plastikmaske. »Wir fangen gerade an«, sagte er und deutete auf die Tische. Im Obduktionssaal war es wie üblich ziemlich laut. Während es im OP-Raum steril und ruhig zugeht, herrscht in der Autopsie das genaue Gegenteil: jaulende Sägen, rauschendes Wasser, laut diktierende Ärzte. »Wir haben acht von

Ihren Toten hier.«

Die Leichen lagen auf Seziertischen - glänzender Edelstahl mit Ablaufrinnen - und befanden sich in unterschiedlichen Stadien der Autopsie. Zwei von ihnen waren bereits komplett »ausgeweidet«: Die Brusthöhle war geöffnet, und die entnommenen Organe lagen in einem Plastikbeutel auf ihren Schienbeinen. Ihre Hälse waren freigelegt und die Zungen durch die Öffnungen herausgezogen worden. Die Gesichtshaut hatte man wie eine Latexmaske nach unten geschoben und anschließend die Schädeldecken mit einer Kreissäge geöffnet. Eben wurde ein Gehirn vom Rückenmark getrennt und zum Aushärten in eine Formalinlösung gelegt; ein Assistent stand mit einer langen, geschwungenen Nadel, in die ein gewachster Zwirn gefädelt war, sowie Füllmaterial für den entleerten Schädel bereit.

Eine Brustbeinschere mit langem Griff wurde von Tisch zu Tisch gereicht, wo sich jeweils ein Assistent, auf einem Metallschemel stehend, über einen aufgeschnittenen Oberkörper beugte und eine Rippe nach der anderen durchtrennte, um schließlich den kompletten Brustkorb samt Brustbein in einem Stück

entfernen zu können. Der Geruch ließ an einen Eintopf aus Parmesan, Methan und faulen Eiern denken.

»Nach Ihrem Anruf habe ich die Hälse genauer unter die Lupe genommen«, sagte Bennett. »Bislang weisen alle Körper diese Risswunde auf, von der Sie sprachen. Aber keinerlei Narbengewebe. Es sind offene Wunden, so präzise und sauber, wie ich sie selten zu Gesicht bekommen habe.« Er führte Eph und Nora zu einer noch nicht geöffneten weiblichen Leiche. Ein Stahlblock, der in ihren Nacken geschoben war, ließ den Kopf nach hinten wegklappen, wölbte ihre Brust und streckte ihren Hals.

Eph tastete die Haut am Hals der Frau ab, fand die feine Linie und zog die Wunde behutsam auseinander. Reinheit und Tiefe des Schnitts waren verblüffend. Als er die Hand wieder wegzog, schloss sich die Verletzung wie ein schläfriges Augenlid. »Was könnte das verursacht haben?«, fragte er Bennett.

»Eine natürliche Ursache gibt es dafür jedenfalls nicht«, erwiderte der Pathologe mürrisch. »Zumindest keine, die mir bekannt wäre. Beachten

Sie die Präzision des Schnitts, wie von einem Skalpell. Und dennoch sind die Kanten abgerundet. Sie wirken beinahe organisch.«

»Wie tief?«

»Ein sauberer Schnitt direkt in die Halsschlagader. Aber er setzt sich auf der anderen Seite nicht fort, die Arterie wurde nicht komplett durchtrennt.«

»Ist das bei allen so?«, fragte Nora.

»Bei jedem, den ich mir bislang angesehen habe. Aber wenn Sie mich nicht darauf aufmerksam gemacht hätten, dann wäre mir diese Schnittwunde wohl gar nicht aufgefallen. Vor allem in Anbetracht der übrigen Besonderheiten, die die Leichen aufweisen.«

»Was denn noch?«

»Dazu kommen wir gleich. Die Schnittwunde jedenfalls befindet sich entweder vorn oder seitlich am Hals. Eine Frau allerdings hatte ihre auf der Brust, über dem Herzen. Und einen Mann mussten wir gründlich unter die Lupe nehmen, bis wir die Wunde auf der Innenseite des Oberschenkels fanden, exakt über der Oberschenkel Schlagader. Jede dieser Verletzungen hat Haut und Muskeln perforiert und endet in einer Arterie.«

»Eine Nadel?«, spekulierte Eph.

»Nein, viel dünner. Ich muss mir das noch genauer ansehen. Aber es ist ohnehin nur ein kleines Detail. Kommen Sie mal mit.« Bennett öffnete die Tür zu einem Kühlraum, der breiter war als eine Doppelgarage. Etwa fünfzig Bahren standen darin. Die Reißverschlüsse der Leichensäcke, die darauf lagen, waren zumeist bis zur Brust aufgezogen, bei einigen sogar vollständig geöffnet. Die Leichen waren gewogen, abgemessen und fotografiert worden und nun bereit für den Seziertisch. Es waren auch einige Verstorbene hier, die nichts mit Flug 753 zu tun hatten; sie lagen unbedeckt auf ihren Bahren und trugen die üblichen gelben Anhänger an den Zehen.

Kälte verlangsamt die Verwesung, so wie sie verhindert, dass Früchte, Gemüse und Wurst verderben. Den Leichen aus dem Flugzeug jedoch *w a r überhaupt nichts* anzumerken; obwohl die Passagiere seit über sechsunddreißig Stunden tot waren, sahen sie praktisch noch genauso aus wie in dem Moment, als Eph und Nora die Maschine betreten hatten. Ganz im Gegensatz zu jenen mit den gelben Anhängern an den Zehen, die unappetitlich

aufgebläht waren, aus jeder Körperöffnung schwärzliche Säfte ausschieden, deren Fleisch dunkelgrün gefärbt war und eine lederartige Konsistenz angenommen hatte.

»Das sind mal wirklich ein paar ziemlich gut aussehende Tote«, sagte Bennett.

Eph lief ein Frösteln über den Rücken, was nichts mit den Temperaturen im Kühlraum zu tun hatte. Langsam gingen er und Nora die Bahren entlang. Die leblosen Körper sahen zwar nicht gerade gesund aus - sie waren eingefallen und aufgrund der Blutarmut unnatürlich blass -, trotzdem machten sie den Eindruck, als wären sie eben erst gestorben, vor vielleicht einer halben Stunde.

Dann folgten sie Bennett zurück in den Obduktionssaal zu der weiblichen Leiche von vorher. Die Frau war etwa Anfang vierzig und bis auf eine alte Kaiserschnittnarbe ohne besondere Merkmale. Sie wurde gerade für die Öffnung vorbereitet. Doch statt nach einem Skalpell griff Bennett nach einem Instrument, das in der Pathologie wohl nur selten benutzt wird: einem Stethoskop.

»Das ist mir vorhin aufgefallen«, sagte er und hielt Eph den Ohrbügel hin. Dann forderte Bennett alle

Anwesenden auf, ruhig zu sein. Ein Assistent stellte schnell die Wasserhähne ab.

Bennett drückte die Membran des Stethoskops unterhalb des Sternums auf die Brust der Leiche. Eph beugte sich vor und lauschte. Ein wenig beklommen, als hätte er Angst vor dem, was er da zu hören bekommen würde. Doch er hörte nichts. Er sah fragend zu Bennett auf, der seinen Blick ausdruckslos erwiderte. Also schloss Eph die Augen und konzentrierte sich.

Es war ganz schwach. Ein Geräusch, als würde sich etwas im Matsch winden. So leise, dass Eph nicht sicher war, ob er es sich nicht doch nur einbildete. Er reichte das Stethoskop an Nora weiter.

»Maden?«, fragte sie nach einer Weile.

Bennett schüttelte den Kopf. »Kein Madenbefall - was zum Teil die ausbleibende Verwesung erklärt. Aber es gibt einige andere faszinierende Anomalien ... « Mit einer Handbewegung forderte er die anderen im Raum auf, ihre Arbeit fortzusetzen. Dann griff er nach einem großen Skalpell. Doch anstatt zum üblichen Y-Schnitt am Brustkorb anzusetzen, nahm er ein Probenglas von einem der emaillierten Tische und hielt es unter die linke Hand der Leiche.



Mit einem schnellen Ruck zog er das Skalpell über die Unterseite des Handgelenks, öffnete es wie eine Orange.

Eine helle, schillernde Flüssigkeit trat aus, von der etwas auf Bennetts Handschuhe und Hüfte spritzte, bevor sie gleichmäßig in das Glas floss. Ziemlich schnell zuerst, aber da kein Herzschlag und somit auch kein Kreislaufdruck mehr vorhanden waren, verlor der Strahl nach etwa achtzig Millilitern an Kraft. Bennett senkte den Arm der Toten, um so viel wie möglich herauszuholen.

Eph betrachtete die Flüssigkeit genauer. Erstaunlich. Das konnte kein Blut sein. Nach dem Tod setzt sich das Blut ab und gerinnt - es fließt nicht heraus wie Motoröl. Und es wird nicht weiß.

*Lieutenant - die Leichen - sie sind ...*

Bennett hob das Glas ins Licht. »Zuerst dachte ich, die Proteine würden ausfällen. So wie Öl, das sich oben auf dem Wasser absetzt. Aber das ist es nicht.«

Der Stoff war tatsächlich käsig weiß, als wäre im gesamten Körper das Blut durch saure Milch ersetzt worden. Bei diesem Anblick verging Eph gründlich die Lust auf seine geliebte Vollmilch.

*Lieutenant ... Mein Gott!*

»Ist das bei allen so?«, fragte Nora.

Bennett nickte. »Ja. Sie alle haben kein Blut mehr in sich.

Und da ist noch etwas: Die Temperatur der Körper ist erhöht. Auf irgendeine Weise erzeugen diese Leichen immer noch Wärme. Und wir haben an einigen Organen dunkle Flecken gefunden. Keine Nekrose, eher so etwas wie ... na ja, wie Prellungen.« Er stellte das Glas mit der Flüssigkeit weg und rief eine Assistentin zu sich, die ein undurchsichtiges Plastikgefäß brachte. Bennett entfernte den Deckel, griff hinein, nahm ein Organ heraus und legte es wie einen Braten frisch vom Metzger auf die Arbeitsfläche. Es war ein menschliches Herz. Der Pathologe deutete auf die Stelle, wo es mit den Arterien verbunden gewesen war. »Sehen Sie die Klappen? Es sieht aus, als hätten sie sich so weit verändert, dass sie immer offen stehen. Aber das kann bei einem lebenden Organismus nicht sein. Die Klappen müssen sich öffnen und schließen können, um das Blut durch den Körper zu pumpen. Diese Anomalie kann unmöglich angeboren sein.«

Eph legte die Stirn in Falten. Der Gerichtsmediziner hatte Recht: Es war unvorstellbar, dass ein menschliches Wesen mit einem solchen Herzen bis ins Erwachsenenalter hätte überleben können.

»Haben Sie die Krankenakten der Leute?«, fragte Nora. »Irgendetwas, womit wir das hier abgleichen können?«

»Noch nicht. Wahrscheinlich erst morgen früh. Bis dahin werden wir langsamer vorgehen als üblich, *viel* langsamer. Ich mache hier gleich alles dicht und arbeite morgen mit zusätzlichem Personal weiter. Ich will jedes noch so kleine Detail überprüfen. Wie das hier.« Bennett führte sie zu der vollständig seziierten Leiche eines erwachsenen Mannes mittlerer Größe. Der Hals war bis zum Rachen geöffnet, und der Kehlkopf sowie die Luftröhre waren freigelegt worden, so dass die Stimmbänder deutlich zu sehen waren. »Sehen Sie die Taschenfalten?« Diese Schleimhäute, auch »falsche Stimmbänder« genannt, waren einzig und allein dazu da, die eigentlichen Stimmfalten zu umschließen und so zu schützen. Sie waren eine anatomische Kuriosität, da sie selbst nach einer vollständigen chirurgischen Entfernung wieder nachwachsen.

Eph und Nora beugten sich vor. Sahen den Auswuchs auf den Taschenfalten, einen rosafarbenen, fleischigen Höcker, der unterhalb der Zunge in den Rachenraum abzweigte, jedoch keine Ähnlichkeit mit durch einen Tumor hervorgerufenen Missbildungen hatte. Es war eine offenbar spontan gewachsene Ausweitung der Gewebestrukturen im Unterkieferbereich.

Draußen schrubbten sich Eph und Nora noch sorgfältiger ab als sonst. Was sie hier gesehen hatten, hatte seine Spuren hinterlassen.

»Das alles ergibt überhaupt keinen Sinn.« Eph trocknete sich ab, spürte die frische Luft auf den Händen. Dann tastete er seinen Hals oberhalb der Kehle ab, dort, wo sich bei den anderen die Einschnitte befanden. »Ein nahezu chirurgischer Einschnitt ins Gewebe. Und ein Virus, das einerseits den postmortalen Verwesungsprozess bremst, andererseits spontanes postmortales Gewebewachstum auslöst.«

»Es ist etwas Neues«, sagte Nora. »Oder etwas sehr, sehr Altes.«

Sie gingen zu Ephs Explorer, der vor dem Lieferanteneingang im absoluten Halteverbot stand,

die Karte mit der Aufschrift NOTFALL! EILIGE BLUTKONSERVEN! auf dem Armaturenbrett. Die letzten wärmenden Sonnenstrahlen des Tages schwanden gerade. »Wir müssen auch die anderen Leichenschauhäuser überprüfen«, sagte Nora. »Checken, ob dort die gleichen Anomalien festgestellt wurden.«

Ephs Handy gab einen Ton von sich. Es war eine SMS von Zack:

Eph fuhr sich durch das Haar. »Scheiße, das hab ich völlig vergessen. Die Anhörung wegen des Sorgerechts.«

»Jetzt?«, fragte Nora. »Okay, klar. Geh nur! Wir treffen uns dann ... «

»Nein, ich ruf sie an, gar kein Problem.« Eph spürte, wie es ihn innerlich zerriss. »Wir müssen uns nochmal den Piloten ansehen. Warum hat sich sein Schnitt geschlossen, der der anderen aber nicht? Wir müssen unbedingt seine Pathophysiologie unter die Lupe nehmen.«

»Und die der anderen Überlebenden.«

Eph runzelte die Stirn, als er daran dachte, dass sich diese anderen Überlebenden selbst entlassen

hatten. »Wie konnte Jim das nur so vermessen!«

»Wenn es ihnen schlecht geht, tauchen sie schon wieder auf.«

»Aber dann könnte es zu spät sein. Für sie und für uns.«

»Wie meinst du das?«

»Wir müssen die Sache so schnell wie möglich aufklären. Es muss doch eine logische Erklärung für das alles geben.«

Vor dem Haupteingang der Gerichtsmedizin an der First Street hatten sich mehrere Fernsehteams aufgebaut. Was wiederum eine beträchtliche Zuschauermenge anlockte, deren Verunsicherung und Nervosität auch aus größerer Entfernung deutlich spürbar war.

In diesem Moment löste sich ein Mann aus der Menge und kam auf Eph und Nora zu. Ein Mann mit silbergrauem Haar und einem Spazierstock, der viel zu lang für ihn war und den er wie einen Stab am Schaft unterhalb des silbernen Knaufs hielt. Ein Schmierentheater-Moses, aber tadellos gekleidet: leichter, schwarzer Mantel, Gabardine-Anzug, goldene Uhrkette über der Weste. Und graue Wollhandschuhe mit abgeschnittenen Fingerspitzen -

was bei einer so gepflegten Garderobe beinahe komisch wirkte.

»Dr. Goodweather?«

Woher wusste der Kerl seinen Namen? Eph sah ihn misstrauisch an. »Kennen wir uns?«

»Ich habe Sie im Fernsehen gesehen.« Der Mann hatte einen leichten Akzent. Osteuropäisch? »Ich wusste, dass Sie hierher kommen würden.«

»Sie haben auf mich gewartet?«

»Was ich zu sagen habe, Doktor, ist sehr wichtig.«

Ephs Blick fiel auf den Knauf des Gehstocks - ein silberner Wolfskopf. »Ja, aber bitte nicht jetzt ... Rufen Sie mein Büro an, lassen Sie sich einen Termin geben.« Er tippte schnell eine Nummer auf seinem Handy.

Der alte Mann wirkte innerlich aufgewühlt, als müsste er sich große Mühe geben, ruhig zu bleiben. Er lächelte Eph und Nora an. »Mein Name ist Abraham Setrakian. Was Ihnen natürlich nichts sagt.« Er deutete mit dem Stock auf das Gebäude der Gerichtsmedizin. »Sie haben sie da drin gesehen. Die Passagiere aus dem Flugzeug.«

»Wissen Sie etwas darüber?«, fragte Nora.

»Allerdings. Sie haben sich nicht verändert, nicht wahr?« Eph schaltete unvermittelt das Handy ab. Was hatte der Alte da gerade gesagt? »Wie meinen Sie das, nicht verändert?«

» Die Toten. Körper, die nicht zerfallen.«

»Glauben Sie nicht alles, was Sie hören, alter Mann.« »Ich glaube nicht, Doktor, ich *weiß*.«

» Aha, Sie wissen.«

»Und was wissen Sie?«, fragte Nora.

Der alte Mann räusperte sich. »Haben Sie ... einen Sarg gefunden?«

Nora blickte überrascht auf. »Wie bitte?«

»Einen Sarg. Wenn Sie den haben, dann haben Sie auch ihn.«

»*Ihn*? Wen?«

»Vernichten Sie den Sarg. Sofort. Behalten Sie ihn nicht für irgendwelche Untersuchungen. Vernichten Sie ihn auf der Stelle.«

»Sie meinen die schwarze Kiste? Die ist weg.«

Setrakian schluckte vernehmbar. »Wie ich befürchtet hatte.«

»Warum sollten wir sie vernichten?«



Eph wurde es langsam zu bunt. »Hören Sie, wenn sich dieses Gefasel herumspricht, geraten die Leute in Panik.« Er sah den Alten mit ernster Miene an. »Wer sind Sie? Wo haben Sie das alles aufgeschnappt? «

»Ich bin ein Pfandleiher. Und ich habe gar nichts aufgeschnappt. Ich weiß über diese Dinge Bescheid.«

»Sie wissen also Bescheid. Und woher?«

»Bitte.« Setrakian konzentrierte sich nun auf Nora, die ihm offenbar zugänglicher erschien. »Ich sage das alles nicht leichtfertig dahin. Ich sage es voller Verzweiflung. Diese Toten dort drin ... « Er deutete wieder auf das Gebäude. »Noch bevor die Nacht hereinbricht, müssen sie vernichtet werden.«

»Vernichtet?«, wiederholte Nora. »Warum?«  
»Verbrennen Sie sie. Die einfachste und sicherste Methode.«

Plötzlich ertönte eine Stimme vom Seiteneingang. »Da ist er!« Ein Angestellter der Gerichtsmedizin kam mit einem Polizisten im Schlepptau zu ihnen hinüber.

Setrakian ignorierte die beiden. »Bitte. Es ist schon fast zu spät.«

»Der da«, sagte der Angestellte. »Das ist der Kerl.«  
»Sir?« Der Cop klang gelangweilt.

Setrakian konzentrierte sich weiter auf Nora und Eph. »Ein uralter Waffenstillstand wurde gebrochen. Ein heiliger Pakt. Von einem Menschen, der kein Mensch mehr ist.« »Sir?«, sagte der Cop. »Könnte ich Sie bitte kurz sprechen?«

Jetzt fasste Setrakian Ephs Handgelenk. »Er ist hier. In der Neuen Welt. In dieser Stadt. Er muss aufgehalten werden!«

Die Finger des alten Mannes waren wie gichtige Klauen.

Eph riss sich los, nicht brutal, aber energisch genug, um Setrakian nach hinten zu schubsen. Dabei schwang der lange Gehstock gegen die Schulter des Polizisten, verfehlte dessen Gesicht nur um Haaresbreite.

Nun verwandelte sich das Desinteresse des Polizisten in Wut. »Okay, jetzt reicht's.« Er schnappte sich den Gehstock und drehte dem alten Mann den Arm auf den Rücken. »Gehen wir.«

Nora wandte sich dem Angestellten der Gerichtsmedizin zu. »Was soll das?«

Der Mann warf einen Blick auf die Ausweiskarte mit dem roten CDC-Schriftzug um Noras Hals. »Er hat sich als Angehöriger ausgegeben und versucht, sich einzuschleichen. Er wollte unbedingt die Leichen sehen. Irgend so ein Perverser. «

Sie sahen zu, wie Setrakian abgeführt wurde. Plötzlich blieb der alte Mann stehen und rief über die Schulter: »Ultraviolettes Licht. Untersuchen Sie die Leichen mit ultraviolettem Licht ... «

Eph erstarrte. Hatte er richtig gehört?

»Sie werden sehen, dass ich Recht habe«, rief Setrakian,

### **Übergepäck**

während er auf den Rücksitz des Streifenwagens verfrachtet wurde. »Vernichten Sie sie. Bevor es zu spät ist.«

Die Wagentür wurde zugeschlagen, dann klemmte sich der Cop hinter das Lenkrad und fuhr davon.

Ephs Anruf traf vierzig Minuten nach dem geplanten Beginn seines, Kellys und Zacks Treffen mit Dr. Inga Kempner ein, der vom Gericht bestellten Familientherapeutin. Er benutzte die Freisprecheinrichtung seines Handys, um der

Therapeutin seine Sicht der Dinge zu schildern. »Es tut mir leid, aber ich musste mich das ganze Wochenende über mit einem dringenden Problem befassen. Dieses Flugzeug draußen auf dem JFK. Das hatte absolute Priorität.«

»Es ist aber nicht das erste Mal«, entgegnete Dr. Kempner, »dass Sie zu einem zuvor vereinbarten Termin nicht erschienen sind, Dr. Goodweather.«

»Wo ist Zack?«

»Draußen im Wartezimmer.«

Sie und Kelly hatten sich also ohne ihn besprochen. Es war bereits alles entschieden. »Hören Sie, Dr. Kempner, ich bitte doch um nichts mehr als um einen neuen Termin ... « »Ich fürchte, das ... «

»Nein, warten Sie. Bitte. Hören Sie mir zu. Bin ich der perfekte Vater? Nein, bin ich nicht, das gebe ich zu. Einen Pluspunkt für Ehrlichkeit, okay? Aber ich weiß, dass ich der beste Vater sein will, der ich sein kann. Denn genau das verdient Zack. Und das ist mein einziges Ziel«

»Und warum deutet alles auf das genaue Gegenteil hin?« Eph zeigte seinem Handy den Finger. Nora stand nur wenige Meter von ihm entfernt. Er war wütend, fühlte sich aber gleichzeitig ungeschützt,

verletzbar.

»Gut, okay. Ich weiß, Sie wissen, dass ich mein Leben um diese Situation herum neu geordnet habe, um Zack herum. Ich habe mein Büro in New York eingerichtet, um hier sein zu können, in der Nähe seiner Mutter, damit er uns beide hat. Normalerweise habe ich absolut regelmäßige Arbeitszeiten. An Wochenenden arbeite ich in Doppelschichten, um für jedes Arbeitswochenende zwei freie zu haben.«

»Waren Sie dieses Wochenende bei einem Treffen der AA?«

Eph hielt inne; es war, als würde ihm die Luft abgedrückt. »Haben Sie mir überhaupt zugehört?«

»Hatten Sie das Bedürfnis zu trinken?«

»Nein«, knurrte er. »Ich bin jetzt seit dreiundzwanzig Monaten trocken, und das wissen Sie genau.«

»Dr. Goodweather, es geht hier nicht um die Frage, wer Ihren Sohn mehr liebt. Darum geht es in solchen Fällen nie. Es ist schön, dass Ihnen so viel an Ihrem Sohn liegt. Aber der Staat New York legt klare Richtlinien fest, an die ich mich bei meiner Empfehlung an den Richter halten muss.«

Eph schluckte bitter. Er wollte sie unterbrechen, ließ

es aber sein.

»Sie haben sich der ursprünglichen Sorgerechtsentscheidung des Familiengerichts widersetzt, haben sämtliche Register gezogen, um sie zu verhindern. Und ich sehe das als Gradmesser Ihrer Zuneigung zu Zachary. Außerdem haben Sie große persönliche Anstrengungen unternommen, das ist offenkundig und äußerst bewundernswert. Jetzt müssen wir allerdings feststellen, dass Sie, wenn Sie so wollen, vor der letzten Instanz stehen. Gemäß den Vorschriften, die wir anwenden, um Sorgerechtsfragen zu schlichten. Besuchsrechte standen natürlich nie zur Debatte ... «

»Nein, nein, nein«, murmelte Eph. Er fühlte sich wie jemand, der jeden Augenblick von einem entgegenkommenden Fahrzeug überrollt werden konnte. Das Gefühl, das er schon das ganze Wochenende über hatte. Er wünschte, er könnte die Zeit zurückdrehen - zu dem Moment, als er und Zack in seinem Wohnzimmer gesessen, China-Mampf gegessen und Videospiele gespielt hatten. Das ganze Wochenende noch vor sich. Wunderbar ...

»Was ich damit sagen will, Dr. Goodweather, ist, dass ich keinen großen Sinn darin sehe, noch

weiterzumachen.«

Eph drehte sich zu Nora um, die ihm in die Augen blickte und sofort verstand, was er gerade durchmachte. »Nun, das ist vielleicht Ihre Meinung, Dr. Kempner. Aber die Sache ist noch nicht vorbei. Keineswegs.« Damit legte er auf und wandte sich ab. Er wusste, dass Nora ihn in diesem Moment nicht ansprechen würde. Dafür war er dankbar, denn er wollte nicht, dass sie seine Tränen sah.

## ***Die Erste Nacht***

Einige Stunden später, in der Autopsie im Keller der New Yorker Gerichtsmedizin, machte Gossett Bennett nach einem langen Tag Feierabend. Eigentlich hätte er erschöpft sein müssen, doch er war ziemlich aufgekratzt, denn genau hier, in diesem Raum, vollzog sich gerade etwas höchst Außergewöhnliches. Es war so, als würden eherne Gesetze von Tod und Verwesung neu geschrieben. All das ging weit über die Schulmedizin hinaus, ja über die ganze Humanbiologie ...

Wie angekündigt, hatte er sämtliche Leichenöffnungen für den Abend gestoppt. Einige forensische Ermittler setzten ihre Arbeit oben in den Büros fort, doch der Obduktionssaal gehörte Bennett. Während des Besuchs der CDC-Ärzte war ihm an der Blutprobe, die er genommen hatte - genauer gesagt an der opalisierenden Flüssigkeit, die er in einem Probenglas aufgefangen hatte -, etwas aufgefallen. Er hatte das Glas in einen der Kühlschränke für Gewebeproben gestellt, hinter die



anderen Laborgeräte, wie das letzte Bier im Kühlschrank einer Wohngemeinschaft.

Jetzt saß er auf einem Hocker am Untersuchungstisch neben dem Waschbecken, schraubte vorsichtig den Deckel des Glases ab und warf einen Blick hinein. Wartete. Und da:

Nach einigen Sekunden kräuselte sich die Oberfläche des weißen Blutes. Bennett erschauerte. Er holte tief Luft. Dann stellte er ein identisches Glas mit einfachem Leitungswasser neben die Probe. Er musste sich vergewissern, dass das Kräuseln nicht Folge von Vibrationen, etwa von einem vorbeifahrenden Lastwagen, war.

Er wartete, beobachtete.

Und da war es wieder. Die zähe weiße Flüssigkeit kräuselte sich - er sah es ganz deutlich -, während bei dem weit weniger dichten Wasser nicht das Geringste zu erkennen war.

Irgendetwas bewegte sich in der Blutprobe.

Bennett dachte einen Moment lang nach. Dann schüttete er das Wasser in den Abguss und kippte das sirupartige Blut von einem Glas ins andere. Die Flüssigkeit floss zäh, aber gleichmäßig. Er konnte nichts darin erkennen. Auch am Boden des ersten

Glases, wo etwas von dem Blut zurückgeblieben war, sah er nichts.

Wieder wartete und beobachtete er.

Es dauerte nicht lange, und die Oberfläche wogte hin und her. Bennett wäre beinahe von seinem Hocker gesprungen.

Im selben Augenblick hörte er hinter sich ein Geräusch, ein Kratzen oder Rascheln. Er drehte sich um. Das Licht der Deckenbeleuchtung fiel auf die leeren Stahltische hinter ihm. Ihre Oberflächen blitzten. Auch der Boden war sauber gewischt. Die Opfer von Flug 753 waren sicher in der Kühlkammer am anderen Ende des Raumes weggeschlossen.

Ratten vielleicht. Die Biester ließen sich einfach nicht von dem Gebäude fernhalten - sie hatten wirklich schon alles versucht. Womöglich hausten sie in den Wänden. Oder unter den Abflüssen. Bennett lauschte noch einen Moment, dann widmete er sich wieder der Probe.

Erneut schüttete er die Flüssigkeit von einem Glas ins andere, doch diesmal nur zur Hälfte. Nun befand sich in beiden Gläsern etwa die gleiche Menge. Er stellte sie unter die Lampe und suchte die milchige Oberfläche nach einem Lebenszeichen ab.

Da. Im ersten Glas. Eine Bewegung, als würde ein kleiner Fisch die Oberfläche eines trüben Teichs durchbrechen.

Bennett beobachtete das zweite Glas so lange, wie es ihm nötig erschien, und kippte dessen Inhalt danach in den Ausguss. Die verbliebene Flüssigkeit teilte er wieder zwischen beiden Glasbehältern auf.

Eine Sirene draußen schreckte ihn kurz auf. In der wieder einsetzenden Stille hörte er abermals Geräusche hinter sich und drehte sich erneut um, doch der Obduktionssaal lag steril und leer da.

Und doch ... Irgendetwas musste doch dieses Geräusch verursachen! Leise stand Bennett von seinem Hocker auf und versuchte, die Quelle auszumachen.

Aus irgendeinem Grund richtete er sein Augenmerk auf die Stahltür des Kühlraums, machte ein paar Schritte darauf zu.

Ein Kratzen. Ein Rascheln. Bennett hatte mehr als genug Zeit hier unten verbracht, um sich von den Toten nicht ängstigen zu lassen. Doch dann musste er an die postmortale Wucherung denken, die er bei diesen merkwürdigen Leichen gefunden hatte. Offensichtlich hatten ihn also genau diese Ängste

veranlasst, zu den üblichen Tabus im Zusammenhang mit Toten zurückzufinden. Jeder Aspekt seiner Arbeit widersprach menschlichen Instinkten: Leichen aufschneiden, Gesichter vom Schädel ziehen, Organe entnehmen, Genitalien häuten. Er lächelte leise vor sich hin. Also war er letztlich doch normal.

Sein Verstand spielte ihm einen Streich. Vermutlich nur eine Störung in den Kühlventilatoren oder so etwas. Außerdem gab es im Inneren des Kühlraums einen Sicherheitsschalter, einen großen roten Knopf, für den Fall, dass sich jemand versehentlich dort einsperrte.

Er widmete sich wieder den Gläsern. Wartete auf weitere Bewegung. Hätte er doch nur seinen Laptop mit heruntergebracht, um seine Gedanken und Eindrücke festzuhalten ...

*Plop.*

Diesmal war er darauf vorbereitet. Zwar machte sein Herz einen Satz, aber sonst blieb er ganz ruhig. Wieder hatte sich die Substanz im ersten Glas bewegt. Er kippte den Inhalt des anderen Glases weg und teilte die restliche Flüssigkeit ein drittes Mal auf.

Und dabei schien es ihm, als würde etwas aus dem einen Glas ins andere wandern. Etwas Dünnes, Längliches ...

Ein Wurm? Hatten sie es hier mit einer parasitären Krankheit zu tun? Es gab die unterschiedlichsten Parasiten, die alle ihren Wirt dahingehend veränderten, dass dieser ihnen beste Überlebens- und Fortpflanzungsbedingungen bot. War das die Erklärung für die bizarren Vorgänge, die er auf dem Seziertisch beobachtet hatte?

Er hielt das fragliche Glas hoch, ließ die weiße Flüssigkeit im Licht der Lampe kreisen ... Ja, etwas schlängelte sich darin. Sehr dünn und so weiß wie seine Umgebung. Und sehr schnell.

Er musste es isolieren, in Formalin tauchen, um es zu untersuchen und zu identifizieren. Wenn es diesen einen Parasiten gab, dann gab es womöglich Dutzende, vielleicht sogar Hunderte, die sich in den Leichen schlängelten ...

Ein heftiges Poltern aus der Richtung des Kühlraums ließ ihn jäh hochfahren. Das Glas entglitt ihm. Es fiel auf die Arbeitsfläche, zerbrach jedoch nicht, sondern prallte ab und fiel in den Ausguss, wo es seinen Inhalt verschüttete. » Verdammt«, rief

Bennett und suchte das Becken nach dem Wurm ab. Plötzlich spürte er etwas Warmes auf seinem Handrücken, ein paar Tropfen des weißen Bluts waren auf seine Haut gespritzt. Es war kein richtiges Brennen, eher eine Verätzung, ein Beißen, schmerzhaft jedenfalls. Rasch ließ er kaltes Wasser über die Stelle laufen und wischte sie dann an seinem Laborkittel ab.

Dann sah er zum Kühlraum hinüber. Das Geräusch, das er gehört hatte, war bestimmt keine elektrische Fehlfunktion gewesen. Eher eine Rollbahre, die gegen eine andere gestoßen war. Aber das war unmöglich! Wieder stieg Zorn in ihm auf. Der Wurm war durch den Ausguss entwischt. Er musste eine weitere Blutprobe nehmen. Diese medizinische Sensation durfte er sich auf keinen Fall entgehen lassen!

Während er die schmerzende Stelle an der Hand rieb, ging er zur Kühlraumtür und zog am Griff. Mit einem Zischen wehte ihm kalte, abgestandene Luft entgegen.

Nachdem Joan Luss sich und die anderen aus der Quarantäne befreit hatte, ließ sie sich von einer Mietlimousine geradewegs zu dem Wochenendhaus

in New Canaan, Connecticut, fahren, das einem der Gründungspartner aus ihrer Kanzlei gehörte. Zweimal musste sie den Fahrer bitten, am Straßenrand anzuhalten, damit sie sich aus dem Seitenfenster hinaus übergeben konnte. Wohl ihre Grippe und ihr angeschlagenes Nervenkostüm. Egal. Jetzt war sie Opfer und Anwalt zugleich, geschädigte Partei und engagierter Rechtsbeistand, und würde um Entschädigungen für die vier Überlebenden und die Angehörigen der Toten kämpfen. Die Kanzlei Camins, Peters & Lilly konnte sich auf einen Vierzig-Prozent-Anteil der höchsten Schadensersatzzahlung freuen, die je von einer Firma geleistet worden war. Dieser Fall war größer als Vioxx, ja sogar größer als WorldCom.

Und Joan Luss war Teilhaberin in dieser Kanzlei.

Man meint, dass es sich in Bronxville gut leben lässt - bis man nach New Canaan kommt. Bronxville in Westchester County war Joans Zuhause, ein kleiner Ort fünfzehn Meilen nördlich von Midtown Manhattan, achtundzwanzig Minuten mit der Metro-North. Roger Luss arbeitete bei Clume & Fairstein im internationalen Finanzgeschäft und war fast jede Woche außer Landes. Joan war früher ebenfalls viel

unterwegs gewesen, hatte nach der Geburt der Kinder aber weitestgehend auf Dienstreisen verzichtet, weil so etwas keinen guten Eindruck machte. Doch ab und an überkam sie das Fernweh, und die vergangene Woche im Ritz-Carlton am Potsdamer Platz in Berlin hatte sie rundum genossen.

Da sie und Roger so sehr an Hotels gewöhnt waren, hatten sie versucht, diesen Lebensstil auch in ihrem eigenen Haus nachzuahmen, angefangen von beheizten Badezimmerböden und einer Sauna im Erdgeschoss über frische Schnittblumen zweimal die Woche bis hin zu Haushälterin und Waschfrau - alles außer nächtlichem Zimmerservice und Konfekt auf den Kopfkissen.

Als sie sich vor einigen Jahren in Bronxville mit seinen wenigen Neubaugebieten und den schwindelerregend hohen Steuern ätzen eingekauft hatten, hatten sie einen großen Sprung nach vorn gemacht. Nun aber war Joan auf den Geschmack von New Canaan gekommen - wo der geschäftsführende Teilhaber Dory Camins wie ein Feudalherr auf einem aus drei Häusern bestehenden Anwesen einschließlich Fischteich, Pferdeställen und



Reitbahn residierte -, und Bronxville erschien ihr altmodisch, ja provinziell.

Zu Hause zurück, schreckte sie aus einem unruhigen Spätnachmittagsnickerchen auf, da ein Geräusch sie geweckt hatte. Immer wenn Roger nicht da war - derzeit war er in Singapur -, hörte sie Geräusche. Doch ihre jetzige Ruhelosigkeit führte sie auf das bevorstehende Treffen zurück, das sich vielleicht als das Wichtigste ihres Lebens entpuppen würde.

Joan verließ das Arbeitszimmer, stützte sich auf dem Weg nach unten an der Wand ab und traf in der Küche auf Neeva, die Nanny ihrer Kleinen, die gerade das Chaos, das während des Abendessens entstanden war, beseitigte. »Aber Neeva, das hätte ich doch auch tun können«, sagte Joan - ohne auch nur ein Wort davon ernst zu meinen - und ging zu dem hohen Glasschrank, in dem sie ihre Medikamente aufbewahrte. Neeva war Haitianerin und lebte einen Ort weiter in Yonkers. Sie war um die sechzig und bereits Großmutter, wirkte in ihrem knöchellangen geblühten Kleid und den Converse Turnschuhen aber seltsam alterslos. Und sie war der ruhende Pol im Hause Luss: Roger mit seinen

zahllosen Reisen, Joan mit ihren endlos langen Arbeitstagen in der Stadt, die Kinder mit ihrer Schule und tausend anderen Aktivitäten ... Neeva sorgte dafür, dass das alles halbwegs reibungslos funktionierte.

»Joan, Sie sehen aber gar nicht gut aus.« Neeva sprach mit dem beschwingten Zungenschlag ihrer Heimatinsel.

»Ach, ich bin einfach nur ein wenig erschöpft.« Joan nahm einige Ibuprofen und zwei Flexeril, setzte sich an den Küchentresen und schlug eine Ausgabe von *House Beautiful* auf.

»Sie sollten essen.«

»Nein, es schmerzt beim Schlucken.«

»Dann Suppe.« Neeva begann laut mit den Töpfen zu klappern.

Nun, warum sollte sich Joan nicht auch einmal bemuttern lassen? Ihre biologische Erzeugerin - die inzwischen zweimal geschieden war und in einem Apartment in Hialeah, Florida, lebte - hatte das weiß Gott oft genug vernachlässigt. Und das Beste war, dass sie Neeva einfach mit den Kleinen zum Einkaufen schicken konnte, wenn Joan ihr

fürsorgliches Wesen zu viel wurde.

»Ich habe von dem Aer-o-plan gehört.« Neeva öffnete eine Dose Nudelsuppe. »Nicht gut. Böse Sache.«

Joan musste über diesen bezaubernden tropischen Aberglauben lächeln - doch ein stechender Schmerz in ihrem Kiefer ließ sie zusammenzucken.

Während sich die Suppenschüssel in der Mikrowelle drehte, legte Neeva ihre raue braune Hand, deren Nägel grau lackiert waren, auf Joans Stirn und befühlte dann die Lymphknoten am Hals. Was wehtat, sehr weh.

»Übel geschwollen«, sagte Neeva.

Joan schlug die Illustrierte zu. »Vielleicht sollte ich wieder ins Bett gehen.«

Neeva trat einen Schritt zurück und sah sie mit einem seltsamen Blick an. »Sie müssen zurück ins Krankenhaus.«

Joan hätte gelacht, wenn es nicht so geschmerzt hätte.

Zurück nach Queens? Ha! »Glaub mir, Neeva, bei dir bin ich viel besser aufgehoben. Diese ganze Krankenhaus-Sache ist ein übler Trick der

Versicherung zugunsten der Fluggesellschaft. Die wollen doch nur ihre Haut retten.«

Während sie sich den geschwollenen Hals rieb, malte sich Joan die Klage aus, die sie einreichen würde, und ihre Laune besserte sich erheblich. Sie sah sich in der Küche um. Schon komisch, dass ein Haus, in dessen Sanierung und Renovierung sie so viel Geld und Zeit investiert hatten, mit einem Mal so ... schäbig wirken konnte.

Camins, Peters, Lilly & *Luss*.

In diesem Moment kamen die Kinder, Keene und Audrey, jammernd in die Küche. Irgendetwas war mit ihrem Spielzeug. Ihre Stimmen bohrten sich geradezu in Joans Schädel, sie wurde von dem drängenden Verlangen gepackt, den beiden saftige Ohrfeigen zu verpassen. Da half nur die altbewährte Methode, ihre Aggression den Kindern gegenüber in geheuchelten Enthusiasmus umzuwandeln. Sie rückte die Illustrierte zurecht.

»Was würdet ihr zu einem Pony für jeden und zu einem Gartenteich sagen?«, fragte sie mit lauter Stimme.

Sie glaubte, ihr großzügiger Bestechungsversuch hätte die Kinder zum Schweigen gebracht -

tatsächlich war es jedoch ihr dämonisch funkelndes, vor Hass triefendes Lächeln, das den bei den eine solche Angst einjagte, dass sie verstummten.

Für Joan war die vorübergehende Stille ein wahrer Segen.

Der Notruf betraf einen nackten Mann an der Ausfahrt des Queens-Midtown-Tunnels. Der Einsatzbefehl lief unter Code 10-50, also als nicht besonders vordringliche Meldung wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses. Ungefähr acht Minuten später traf ein Streifenwagen ein. Die Cops fanden einen selbst für Samstagabend ungewöhnlichen Verkehrsstau vor. Einige Fahrer hupten und deuteten Richtung Uptown. Der Verdächtige, riefen sie, ein fatter Kerl mit nichts am Leib außer einem roten Anhängsel am Fuß, sei weitergelaufen.

»Ich hab hier Kinder dabei!«, brüllte ein Kerl in einem ramponierten Dodge Caravan.

Officer Karn, der Fahrer des Streifenwagens, wandte sich seinem Partner, Officer Lupo, zu: »Wette, das ist so ein ParkAvenue-Typ. Ein Stammgast in den Sex-Clubs, der sich zu viel Ecstasy reingepiffen hat.«

Officer Lupo löste seinen Sicherheitsgurt und

öffnete die Tür. »Ich übernehme den Verkehr. Das Schätzchen gehört ganz dir.«

»Na, vielen Dank auch.« Officer Karn schaltete das Blaulicht ein und wartete geduldig - schließlich bekam er keinen Lohnzuschlag für Raserei -, dass ihm die anderen Autos Platz machten.

Während er die 38th entlangfuhr, spähte er in jede Querstraße; ein frei herumlaufender fatter nackter Kerl konnte ja nicht allzu schwer zu finden sein.

Die Leute auf den Bürgersteigen wirkten nicht aufgebracht. Ein Typ, der vor einer Bar eine Zigarette rauchte, sah den langsam vorbeifahrenden Streifenwagen, trat vor und deutete weiter die Straße hinauf.

In diesem Moment erreichten zwei weitere Notrufe die Zentrale, beide wegen eines nackten Mannes, der vor dem Gebäude der Vereinten Nationen herumlief. Officer Karn trat aufs Gas, um die Sache schnell hinter sich zu bringen. Er rauschte an den von Scheinwerfern angestrahlten Flaggen der UN-Mitgliedsstaaten vorbei zum Besuchereingang an der Nordseite. Überall waren blaue NYPD-Absperrungen und Betonblöcke, die die Autos von Attentätern abhalten sollten.

Karn hielt vor zwei gelangweilten Cops, die in der Nähe der Absperrungen herumstanden. »Gentlemen, ich bin auf der Suche nach einem fetten nackten Mann! «

Einer der beiden zuckte mit den Achseln. »Na, da könnte ich dir ein paar Telefonnummern geben ... «

Mit einer Limousine fuhr Gabriel Bolivar in sein Heim in Manhattan, das er gerade erst erworben hatte, zwei miteinander verbundene Häuser an der Vestry Street in Tribeca. Die aufwendigen Sanierungsarbeiten waren noch nicht vollständig abgeschlossen, doch nach Fertigstellung würde sein Domizil einunddreißig Zimmer umfassen, einschließlich eines von Mosaiken eingerahmten Swimmingpools, Unterkünften für das sechzehnköpfige Personal, eines Tonstudios im Keller sowie eines Kinos mit dreißig Sitzplätzen.

Bislang war lediglich das Penthouse komplett renoviert und möbliert; die Arbeiten waren während Bolivars Europatour mit Hochdruck vorangetrieben worden. Die Zimmer in den unteren Etagen waren nur zum Teil verputzt, die Wände immer noch hinter Plastikfolie und Dämmmaterial verborgen. Sägemehl und Staub hatten sich auf alle Oberflächen gelegt,

waren in jede Spalte gedrungen. Bolivars Finanzberater hatte ihn zwar über die Fortschritte auf dem Laufenden gehalten, doch der Musiker interessierte sich nicht für den *Weg*, sondern nur für das *Ziel*: seinen zukünftigen Palast.

Die *Jesus-Wept-Tour* war mit einem leichten Dämpfer zu Ende gegangen. Die Organisatoren hatten sich ohnehin schwer ins Zeug legen müssen, damit Bolivar wahrheitsgemäß behaupten konnte, überall vor ausverkauften Hallen gespielt zu haben. Und dann war die eigens für die Tour gecharterte Maschine in Deutschland ausgefallen, und anstatt mit den anderen die Reparatur abzuwarten, hatte sich Bolivar entschieden, einen Linienflug zu nehmen. Schwerer Fehler! Er litt immer noch unter den Nachwirkungen, ja es schien sogar schlimmer zu werden.

Mit seinen Bodyguards und drei jungen Damen aus dem Club im Schlepptau betrat er die Eingangshalle. Einige seiner Kostbarkeiten waren bereits hergebracht worden, darunter zwei schwarze Marmorpanther kurz vor dem Sprung, die zu bei den Seiten das Foyer flankierten, zwei blaue Industriemülltonnen, die angeblich dem legendären



Serienkiller Jeffrey Dahmer gehört hatten, sowie mehrere Gemälde:

Mark Ryden, Robert Williams, Chet Zar. Großer, teurer Krempel. Ein provisorisch an der Wand angebrachter Schalter aktivierte eine lange Reihe Baustellenlampen, die eine marmorne Treppe hinauf lief, auf einen riesigen, weinenden Engel zu, der, so hieß es jedenfalls, während des Ceaucescu-Regimes aus einer rumänischen Kirche »geborgen« worden war.

»Wow, wunderschön«, sagte eines der Mädchen, als sie zu den im Schatten liegenden Gesichtszügen des Engels auf sah.

Auf der Treppe geriet Bolivar ins Stolpern. Ein jäher Schmerz in seinen Eingeweiden, mehr als nur ein Krampf es fühlte sich eher an wie ein Fausthieb. Als er einen Flügel des Engels umklammerte, um nicht umzufallen, wurde er sofort von seinen Begleitern gestützt.

Was war da los? Hatte ihm im Club jemand was in den Drink getan? Wäre weiß Gott nicht das erste Mal. Es war schon vorgekommen, dass ihn irgendwelche Mädels unter Drogen gesetzt hatten - nur um dem wirklichen Gabriel Bolivar, dem Mann

unter dem Make-up, näherzukommen. Mit einer unwirschigen Handbewegung schickte er die Bodyguards fort und versuchte, trotz der Schmerzen einigermaßen aufrecht zu stehen. Seinen versilberten Gehstock benutzte er dazu, die Mädchen die Marmortreppe hinauf zum Penthouse zu scheuchen.

Oben angekommen, ließ er sie weitere Drinks mixen, schloss sich im großen Badezimmer ein und kramte seinen Vicodin-Vorrat heraus. Er verschrieb sich zwei hübsche weiße Pillen und spülte sie mit einem ordentlichen Schluck Scotch hinunter. Dann rieb er sich den Hals und die entzündete Kehle; inzwischen machte er sich ernsthaft Sorgen um seine Stimme. Er wollte gerade den Hahn - ein goldener Rabenkopf - aufdrehen und sich etwas Wasser ins Gesicht spritzen, als ihm einfiel, dass er noch immer das Make-up trug. Nun ja, ohne hätte ihn in den Clubs ja auch kein Schwein erkannt. Er starrte die kränkliche Blässe an, die die Schminke ihm verlieh, die eingefallenen Wangen, die pechschwarzen Kontaktlinsen. Tatsächlich konnte noch so viel Make-up nicht verbergen, dass er ein attraktiver Mann war, und genau darauf beruhte das

Geheimnis seines Erfolgs. Seine ganze Karriere fußte darauf, Schönheit in jeder nur erdenklichen Form zu zerstören, das Ohr erst mit sphärischen Klängen zu verführen, nur um sie Sekunden später mit einer Industrial-Lärmkulisse in ihr Gegenteil zu verkehren. Das war es, worauf die jungen Leute abfahren: die Entstellung der Schönheit. Ihre Korruption.

*Beautiful Corruption.* Guter Titel für sein nächstes Album!

*The Lurid Urge* hatte sich in der ersten Woche allein in den USA sechshunderttausendmal verkauft, in der MP3-Ära ein gewaltiger Erfolg, aber das waren immer noch sage und schreibe eine halbe Million weniger als bei *Lavish Atrocities*. Das Publikum gewöhnte sich langsam an seine Eskapaden auf und hinter der Bühne. Er war nicht mehr die Verkörperung der totalen Antihaltung, die Wal-Mart aus den Regalen verbannt, die das christlich-fundamentalistische Amerika, einschließlich seines eigenen Vaters, heftig bekämpft hatte. Die Ultra-Rechten ausgenommen, wurde es immer schwerer, die Menschen noch zu schocken. Seine Karriere näherte sich einem toten Punkt. Er dachte

zwar nicht im Ernst daran, plötzlich seichte Fahrstuhlmusik zu machen - obwohl er damit die *Welt wirklich* schockiert hätte -, doch die vorgetäuschten Autopsien, die Bisse und Schnitte, die er sich auf der Bühne zufügte, waren inzwischen ein alter Hut, man erwartete sie von ihm wie die Zugaben. Er spielte *für*, nicht *gegen* sein Publikum, und das brachte ihn mächtig auf die Palme.

Aber hatte er seine Masche wirklich vollständig ausgereizt? Was konnte da noch kommen?

Wieder hörte er die Stimmen. Stimmen voller Schmerz, wie Echos seines eigenen Schmerzes. Es war ein Geräusch, als würde man sich eine große Muschelschale ans Ohr halten und nicht das Rauschen des Ozeans hören, sondern das Gejammer von Seelen, die in der Hölle schmorten. Er sah sich ängstlich um, vergewisserte sich, dass er allein war. Dann schüttelte er energisch den Kopf.

Als er aus dem Bad kam, knutschten Mindy und Sherry gerade miteinander, während Cleo mit einem Drink in der Hand auf dem Bett lag und die Zimmerdecke angrinste. Alle drei drehten sich erwartungsvoll zu ihm um. Er kroch auf das Bett - und seine Eingeweide schlugen Saltos.

Verdammt, er musste sich nur mal wieder so richtig das Rohr durchpusten lassen. Den Kreislauf auf Vordermann bringen!

Mindy war als Erste bei ihm, fuhr mit den Fingern durch sein seidig schwarzes Haar, doch Bolivar entschied sich für Cleo. Sie hatte etwas, das ihm gefiel. Er ließ seine Hand über die braune Haut ihres Halses gleiten, während sie ihr Top auszog und die Finger auf das weiche Leder legte, das seine Lenden bedeckte.

»Ich fahr schon auf dich ab«, hauchte sie, »seit ... « »Sch!«, unterbrach er ihr Groupie-Geplapper. Das Vicodin schien zu wirken - die Stimmen in seinem Kopf waren zu einem leisen Murmeln abgeebbt, das wie ein elektrisches Summen klang.

Und dann waren auch die beiden anderen da, ihre Hände wie Krabben, die seinen Körper erkundeten. Langsam zogen sie ihn aus. Wieder fuhr Mindy mit den Fingern durch sein Haar, doch er wich zurück, als wäre ihre Berührung schmerzhaft. Unterdessen öffnete Sherry seine Hose. Natürlich kannte er all die Gerüchte über *Größe und Talent*, die über ihn kursierten und von Mal zu Mal fantastischer wurden. Sherry ließ eine Hand in die Lederhose gleiten, doch

das verzückte Stöhnen blieb aus. Tatsächlich: Im Moment lief da unten noch gar nichts. Was ungewöhnlich war, selbst wenn man die Flugzeuggeschichte und den ganzen Scheiß berücksichtigte - er hatte schon unter erheblich widrigeren Umständen seinen Mann gestanden.

Er konzentrierte sich wieder auf Cleo. Ihre Schultern, ihren Hals, ihre Kehle. Wie nett. Nein, mehr als das. Er verspürte ein seltsames Gefühl im Mund. Keinen Brechreiz, sondern das genaue Gegenteil: irgendetwas zwischen sexuellem Verlangen und Hunger. Und den Drang, zu verletzen, zu verzehren, zu schänden.

Mindy küsste seinen Hals. Er wandte sich ihr zu, drückte sie auf das Laken und ließ seine Finger über ihre zarte Kehle gleiten. Spürte die Muskeln darunter - *begehrte* sie. Mehr als ihre Brüste, ihren Hintern, ihre Muschi. Es war, als wäre sie die Ursache der seltsamen Stimmen, die ihn verfolgten.

Er legte den Mund an ihre Kehle und küsste sie, doch das reichte ihm nicht. Er knabberte an ihrem Hals. Sein Instinkt schien ihn in die richtige Richtung zu lenken, aber die Methode - irgendetwas daran war noch völlig falsch.

Er wollte ... mehr.

Das Pochen ließ inzwischen seinen ganzen Körper vibrieren; seine Haut kam ihm wie das Fell einer Trommel vor, die man bei zeremoniellen Anlässen schlägt. Das Bett drehte sich leicht, so schien es ihm jedenfalls, und seine Brust verkrampfte sich vor Begierde und gleichzeitigem Ekel. Für einen Augenblick verlor er die Besinnung. Als er wieder zu sich kam, hörte er das Kreischen einer Frau. Er hielt Mindys Hals zwischen den Händen und saugte ihr Blut heraus, während sie schrie, und die bei den anderen Mädchen versuchten, sie von ihm fortzuzerren.

Bolivar richtete sich auf, im ersten Moment bestürzt über den Anblick des leuchtend roten Flecks an ihrem Hals - doch dann erinnerte er sich daran, wer hier der Herr im Haus war.

»Raus!«, rief er. Die Mädchen gehorchten. Schnappten sich ihre Kleidungsstücke und verdufteten. Mindys Wimmern war den ganzen Weg die Treppe hinunter zu hören.

Taumelnd stieg Bolivar aus dem Bett und ging wieder ins Bad, wo er sich auf einen Lederhocker fallen ließ, um seine allabendliche Routine zu

erledigen. Doch als er sich abgeschminkt hatte, stellte er verwundert fest, dass er genauso aussah wie vorher. Er rieb sich übers Gesicht, kratzte mit den Fingernägeln über die Wangen, aber die Schminke war längst verschwunden. Hatte sich das Zeug inzwischen mit seiner Haut verbunden? Oder war er wirklich krank?

Er riss sich das Hemd herunter und betrachtete seinen Oberkörper: Die Haut war weiß wie Marmor, überzogen von grünlichen Adern, gesprenkelt mit purpurfarbenen Hämatomen.

Vorsichtig nahm er die Kontaktlinsen heraus und legte sie in den Behälter. Er blinzelte einige Male, wischte mit den Fingern über die Lider ... und spürte etwas Seltsames. Er beugte sich zum Spiegel vor. Die Iris war tiefschwarz. Ganz so, als hätte er die Linsen noch drin. Nur wirkten seine Augen nun irgendwie strukturierter - *wirklicher*. Und da war noch etwas anderes. Er riss die Augen weit auf, als hätte er Angst davor, sie je wieder zu schließen.

Unter seinem Augenlid hatte sich eine Membran gebildet, ein transparentes zweites Lid. Horizontal glitt es über den Augapfel und die schwarzen Pupillen, die ihn im Spiegel entsetzt anstarrten.



Augustin »Gus« Elizalde hatte den Filzhut auf den Platz neben sich gelegt und saß lässig im hinteren Teil eines Lokals, einer kleinen Imbissbude einen Block östlich vom Times Square. Neon-Hamburger schimmerten im Schaufenster, auf den Tischen lagen rot-weiß-karierte Tischtücher. Billig essen in Manhattan. Man bestellte vorn an der Theke - Sandwiches, Pizza oder etwas vom Grill -, bezahlte und setzte sich damit hinten in einen fensterlosen Raum. An den Wänden Venedig samt Gondeln. Felix schlang gerade einen Teller klebriger Makkaroni mit Käse hinunter; er aß hier nie etwas anderes, immer nur Makkaroni mit Käse. Gus betrachtete seinen halb aufgegessenen Burger. Im Augenblick waren ihm das Koffein und der Zucker in seiner Cola weitaus wichtiger - er musste wieder in Schwung kommen.

Er hatte immer noch ein komisches Gefühl in der Magengegend, wenn er an den Van dachte. Unter dem Tisch überprüfte er das Innenband seines Huts, in dem die Dollarscheine steckten, die ihm der Auftrag eingebracht hatte, fünfhundertfünfzig Mäuse. Mit der einen Hälfte würden er und Felix ordentlich die Sau rauslassen. Die andere würde er seiner

*madre* geben. Die konnte das Geld gut brauchen.

Das Problem war nur, dass Gus Gus war. Das Problem war, bei der Hälfte auch wirklich *aufzuhören*. Das Problem war, mit Geld durch die Gegend zu rennen und es *nicht* auszugeben.

Er sollte sich von Felix nach Hause fahren lassen, jetzt sofort, um seiner *madre* die Hälfte zuzustecken, ohne dass Crispin, dieser Drecksack von Bruder, etwas davon mitbekam; der verdammte Junkie hatte das unglaubliche Talent, jeden Dollar sofort aufzuspüren.

Aber ... das hier war schmutziges Geld. Er hatte etwas Übles getan, um es zu bekommen - obwohl er nicht genau wusste, was -, und wenn er es nun seiner *madre* gab, war das so, als würde er einen Fluch weiterreichen. Am besten also, er gab es so schnell wie nur möglich aus, schaffte es sich vom Hals - wie gewonnen, so zerronnen.

Gus war hin- und hergerissen. Wenn er erst mal anfang zu trinken, würde er jegliche Kontrolle über sich verlieren. Und Felix war in dieser Hinsicht ähnlich. Zu zweit würden sie die fünfhundertfünfzig Dollar durchbringen, noch bevor die Sonne aufgegangen war. Und alles, was er seiner Mutter

dann noch mitbringen konnte, würden ein mordsmäßiger Kater, ein verbeulter Hut und leere Hosentaschen sein.

»Was denkst du, Gusto?«, fragte Felix mampfend.

Gus schüttelte den Kopf. »Weißt du, *'mano*, ich bin wie ein Scheißköter, der auf der Straße rumschnüffelt und sich keine Gedanken macht, was morgen sein wird. Ich hab 'ne dunkle Seite, *amigo*, und manchmal übernimmt die das Kommando. «

Felix schlürfte Cola aus seinem riesigen Becher. »Was machen wir dann noch in dieser beschissenen Spelunke? Zischen wir ab und lernen ein paar nette junge Ladies kennen.«

Gus ließ seinen Daumen wieder über das Hutband gleiten.

Felix wusste nichts von dem Geld - noch nicht. Was, wenn er nur einen Hunderter ausgab? Oder zweihundert, also hundert für jeden? Ja, das war das Limit, kein Cent mehr. »Geld regiert die Welt, *'mano*. Hab' ich Recht?«

»Scheiße, ja.«

Gus sah sich um. Am Nebentisch machte sich eine offenbar fürs Theater aufgetakelte Familie zum

Gehen fertig, obwohl sie ihre Desserts noch nicht aufgegessen hatte. Lag wohl an Felix' Ausdrucksweise, vermutete Gus. Verdammte Hinterwäldler! Haben wohl noch nie jemanden Klartext reden hören. Tja, leckt mich! Wenn ihr in unsere Stadt kommt und mit euren Kids nach neun Uhr abends noch unterwegs seid, dann riskiert ihr eben auch das volle Programm.

Felix hatte endlich ausgetrunken. Gus setzte seinen Hut den Hut voller Cash - auf, Felix steckte sich eine Zigarette an, und sie schlenderten in die Nacht hinaus, die 44th Street hinunter. Plötzlich hörten sie Schreie, was für Midtown Manhattan allerdings nichts Ungewöhnliches war. Doch dann bemerkten sie den fetten nackten Kerl, der Ecke 7th und Broadway über die Straße schlurfte.

Um ein Haar hätte Felix seine Kippe auf den Boden gespuckt, so sehr musste er lachen. »Schau dir den mal an, Gusto.« Er lief los, als wolle er bloß nichts verpassen.

Gus sah keinen Anlass zur Hektik. Gemächlich folgte er seinem Kumpel.

Die Leute am Times Square wichen dem Mann und seinem käsigen, schlaffen Hintern so gut es ging

aus. Die Frauen kreischten, lachten, hielten sich die Hände vor Augen oder Mund oder beides zugleich. Eine Gruppe junger Mädels, die offenbar Junggesellinnenabschied feierte, schoss Fotos mit ihren Handys. Wann immer der Typ sich umdrehte, bekamen neue Leute seine verschrumpelten, unter Fleischbergen hervorlugenden Eier zu sehen.

*Wo bleiben nur die Cops?*, fragte sich Gus. Tja, so war das eben in Amerika: Ein schwarzer Bruder konnte sich nicht mal zum Pinkeln in einen Hauseingang verziehen, ohne gleich Stress zu kriegen, aber ein Weißer konnte in aller Seelenruhe völlig nackt über den Times Square latschen und kam ungeschoren davon.

»Der ist ja voll drauf«, johlte Felix und folgte dem Kerl gemeinsam mit einer Reihe anderer Passanten, von denen etliche selbst betrunken waren. Die Lichter der hellsten Kreuzung der Welt - die grelle Reklame, die Textlaufbänder und der nie endende Verkehr machten aus dem Times Square einen riesigen Flipperautomaten - blendeten den Dicken so sehr, dass er sich immer wieder um die eigene Achse drehte und wie ein entlaufener Tanzbär durch die Gegend stolperte, wobei er sich regelmäßig mit einer

Hand an den Hals griff, als bekäme er keine Luft.

Sobald der Mann auf sie zugetorkelt kam, wichen Felix und die anderen Zuschauer lachend zurück; inzwischen wirkte er mutiger oder noch panischer. Es war ein tolles Straßentheater - *New York, New York* -, es herrschte eine muntere, ausgelassene Stimmung. Bis der bleiche, fette Mann plötzlich auf eine lachende Frau zuing und sie am Hinterkopf packte. Die Frau schrie und zappelte, und ein Teil ihres Kopfes löste sich unter seinem Griff. Einen Moment lang sah es tatsächlich so aus, als hätte er ihr den Schädel abgerissen, doch es war nur ihre Haarverlängerung.

Damit war der Spaß zu Ende. Während der fette Mann, die falschen Haare umklammernd, auf die Straße stolperte, lief die Menge wütend und aufgebracht hinter dem Kerl her und folgte ihm zu einer Verkehrsinsel. Mit einigem Abstand schlängelte sich auch Gus zwischen den hupenden Autos hindurch und rief Felix hinterher, er solle zurückkommen und den Irren in Ruhe lassen. Er hatte ein schlechtes Gefühl bei der Sache.

Der Mann näherte sich einer Familie, die gerade auf der Verkehrsinsel stand, um sich den Times Square

bei Nacht anzusehen. Als der Vater versuchte, dem Dicken entgegenzutreten, stieß ihn dieser grob zurück. Gus erkannte sie wieder es war die Familie aus dem Lokal. Die Mutter war so damit beschäftigt, die Augen ihrer Kinder vor dem Anblick des Nackten zu bewahren, dass sie nicht aufpasste. Da packte der Mann sie im Genick und zog sie an seinen dicken Wanst, öffnete seinen Mund, als wolle er sie küssen ... öffnete ihn immer weiter, wie eine Schlange ihr Maul ... bis sich das Kinn mit einem *PLOPP!* ausrenkte ...

Klar, Gus konnte Hinterwäldler nicht leiden, aber hier lief irgendeine verdammte Scheiße ab! Ohne groß nachzudenken, packte er den Kerl von hinten und nahm ihn in den Schwitzkasten. Unter den wabbeligen Fleischlappen war der Hals des Mannes erstaunlich muskulös. Doch Gus war eindeutig in der besseren Position - der Typ ließ die Mutter los, die vor den schreienden Kindern in die Arme ihres Mannes fiel.

Nun drosch der große, kräftige Kerl wie wild um sich.

Felix tauchte neben Gus auf, um ihm zu helfen, und blieb wie angewurzelt stehen. Starrte das Gesicht

des Nackten an, als würde da irgendetwas nicht stimmen. Einige Leute hinter ihm reagierten ähnlich, andere wandten sich entsetzt ab, doch Gus konnte nicht sehen, warum. Er spürte, wie der Hals des Kerls an- und abschwoll. Was ging hier ab? Felix' erschrockener Blick ließ Gus vermuten, dass der Fettsack vielleicht erstickte, also lockerte er den Griff, ein klein wenig nur ... doch leider reichte das dem Typ, Gus mit der Kraft des Wahnsinnigen von sich zu schleudern.

Gus stürzte auf den Asphalt. Sein Hut rollte auf die Straße. Er sprang auf und lief panisch Hut und Geld hinterher bis Felix' Schrei ihn herumwirbeln ließ: Der Fettsack hielt seinen Kumpel in einer bizarren Umarmung gefangen, während sein widerlicher Mund sich Felix' Hals näherte.

Gus sah, wie Felix etwas aus der Hosentasche zog und es mit einer schnellen Bewegung des Handgelenks öffnete. Ehe sein Freund das Messer einsetzen konnte, rannte er auf ihn zu, rammte dem Fetten die Schulter in die Seite, spürte, wie Rippen brachen. Felix und der Fleischberg fielen der Länge nach zu Boden. Über Felix' Hals lief Blut, doch noch entsetzlicher war, dass ihm nackte Todesangst im



Gesicht stand. Er setzte sich auf, ließ das Messer fallen, umklammerte seinen Hals. Irgendetwas war mit ihm geschehen - ja *geschah* noch -, Gus wusste nur nicht, was. Alles, was er wusste, war, dass er schnell handeln musste.

Während der Nackte sich wieder aufrappelte, griff Gus nach dem Messer. Der Kerl hatte die Hand so vor den Mund geschlagen, als versuchte er, etwas darin festzuhalten. Blut lief seine Wangen hinunter und tropfte auf sein Kinn. Felix' Blut.

Dann ging er auf Gus los.

Er war schnell- schneller, als es einem Mann seiner Statur eigentlich hätte möglich sein dürfen - und stieß Gus zu Boden, noch ehe dieser reagieren konnte. Gus' Kopf schlug auf dem Bordstein auf, und einen Moment lang herrschte absolute Stille. Gus sah die Werbetafeln zähflüssig, wie in Zeitlupe, über sich aufleuchten ... Ein junges Model in BH und Höschen blickte zu ihm herab ... Dann ragte der Fettsack über ihm auf ... Starrte Gus mit leeren, dunklen Augen an ... Irgendetwas zappelte in seinem Mund ...

Urplötzlich schoss ein rosafarbenes Ding aus seinem Hals auf Gus zu, der sofort panisch, wie ein

Wahnsinniger, mit dem Messer darauf einhackte. Er wusste nicht, *was* es war, nur, dass er ihm entkommen musste, dass er es *töten* musste. Der Dicke gab ein merkwürdiges Quietschen von sich, doch Gus stach weiter auf ihn ein, zerfetzte seinen Hals, zerschnitt seine Kehle.

Als er ihm schließlich einen Fußtritt versetzte, richtete der Kerl sich auf, die Hände vor Mund und Hals gelegt. Sein Blut war nicht rot, sondern weiß, dickflüssig, heller als Milch. Er stolperte, dann fiel er rücklings vom Bordstein, stürzte in den vorbeirauschenden Verkehr.

Ein Lastwagen versuchte noch zu bremsen. Zu spät.

Nachdem er mit dem Vorderreifen über das Gesicht des Dicken gerollt war, kamen die hinteren Zwillingstreifen genau auf dem zerschmetterten Schädel zum Stehen. Es war ein grauenhafter Anblick.

Gus rappelte sich auf und starrte benommen auf die Klinge in seiner Hand. Sie war weiß beschmiert.

Dann schlug ihm jemand von hinten ins Kreuz, seine Arme wurden hochgerissen, seine Schultern auf den Asphalt gedrückt. Er trat zappelnd um sich.

»Lassen Sie sofort das Messer fallen! Fallen lassen!«

Mit Mühe drehte Gus den Kopf und sah zwei Cops mit hochroten Gesichtern auf sich liegen. Zwei weitere standen daneben und hatten ihre Waffen auf ihn gerichtet.

Gus ließ das Messer los. Die Cops drehten ihm die Arme auf den Rücken und legten ihm Handschellen an. »Wieso kommt ihr Scheißbullen erst jetzt?«, rief er.

»Leisten Sie keinen Widerstand, Sir!«, entgegnete einer der Cops und drückte Gus auf den Asphalt.

»Der Irre hat die Familie da angegriffen. Fragt sie doch selbst!« Gus blickte zur Seite.

Doch die Hinterwäldler waren verschwunden, so wie der Rest der gaffenden Menge. Nur Felix war noch da: Gus' Kumpel saß benommen auf der Verkehrsinsel und umklammerte seinen Hals - bis ihn ein Cop mit blauen Handschuhen packte und ihm das Knie in die Seite ramnte.

Hinter Felix sah Gus ein schwarzes Ding über die Straße rollen. Sein Hut. Das Geld. Ein langsam fahrendes Taxi machte ihn platt. Tja, so war das

eben in Amerika ...

Gary Gilberton schenkte sich einen Whiskey ein. Freunde und Familie - sowohl väterlicher- als auch mütterlicherseits - waren schließlich gegangen, hatten jedoch stapelweise Fast-Food-Kartons im Kühlschrank und kübelweise benutzte Taschentücher hinterlassen. Am nächsten Tag würden sie ihr Leben fortsetzen. Und hatten eine Geschichte zu erzählen.

Meine zwölf jährige Nichte war in diesem Flugzeug ..... .

Meine zwölf jährige Cousine war in diesem Flugzeug ..... .

Die zwölf jährige Tochter meines Nachbarn war in diesem Flugzeug ...

Gary fühlte sich wie ein Gespenst, während er durch die neun Zimmer des Hauses in einem Vorort von Freiburg wanderte. Er berührte Dinge - einen Stuhl, eine Wand - und fühlte nichts. Nichts war mehr von Bedeutung. Erinnerungen hatten die Kraft zu trösten, doch wahrscheinlicher war, dass sie ihn in den Wahnsinn treiben würden.

Er hatte das Telefon ausgesteckt, nachdem die ersten Journalisten angerufen hatten, um sich nach

dem jüngsten Opfer von Flug 753 zu erkundigen. Um ihrer Story die berühmte menschliche Note zu verleihen. *Wer war sie gewesen?*, fragten sie ihn. Doch Gary würde den Rest seines Lebens benötigen, um auch nur einen Satz über seine Tochter Emma zu Papier zu bringen. Es würde der längste Satz aller Zeiten werden.

Er dachte mehr an Emma als an Berwyn, seine Frau schließlich sind die Kinder Spiegelbilder unserer selbst. Er hatte Berwyn geliebt, und nun war sie nicht mehr da, doch seine Gedanken kreisten unaufhörlich um das kleine Mädchen, wie Wasser um einen sich niemals leerenden Abfluss.

An diesem Nachmittag hatte ihn ein befreundeter Anwalt - ein Kerl, der seit über einem Jahr nichts mehr von sich hatte hören lassen - zur Seite genommen und verkündet, er werde bald ein sehr reicher Mann sein: Ein so junges Mädchen wie Emma zu verlieren, garantiere eine hohe Entschädigung.

Gary hatte nicht reagiert, hatte den Kerl nicht vor die Tür gesetzt. Das alles war ihm egal. Er fühlte gar nichts.

Er hatte auch sämtliche Angebote von Verwandten

und Freunden ausgeschlagen, die Nacht bei ihnen zu verbringen, damit er nicht allein sei. Nein, er würde schon klarkommen - obwohl ihn bereits jetzt der Gedanke an Selbstmord beschlich. Sogar mehr als ein Gedanke: eine stille Entschlossenheit, eine Gewissheit. Aber später, nicht jetzt. Diese Gewissheit war wie Balsam für seine Seele; der einzige Weg, das alles durchzustehen, lag für ihn in dem Wissen, dass es ein Ende geben würde. Wenn alle Formalitäten erledigt waren. Wenn der Emma gewidmete Spielplatz angelegt und die Stiftung gegründet waren. Wenn er dieses verdammte Haus verkauft hatte.

Er stand gerade im Wohnzimmer, als es an der Tür klingelte. Es war weit nach Mitternacht; sollte es ein Reporter sein, würde Gary ihn umbringen. Einfach so. Wie konnten sie es wagen, ihn um diese Zeit und an diesem Ort zu stören ...

Er riss die Haustür auf. Und mit einem Schlag war all der aufgestaute Zorn wie weggeblasen.

Ein Mädchen stand barfuß auf der Fußmatte. Emma.

*Großer Gott!* Garys Gesicht verzerrte sich ungläubig. Er sank auf die Knie, streckte eine Hand

nach seiner Tochter aus „ und zögerte.

Würde sie wie eine Seifenblase zerplatzen?

Emma zeigte keinerlei Reaktion, ihre Miene war völlig teilnahmslos. Schließlich berührte Gary ihren Arm, umfasste ihren kleinen Bizeps. Den Stoff ihres Kleides. Ja, sie war real. Sie stand vor ihm. Er zog sie an sich.

Nach einer Weile ließ er sie wieder los und strich das strähnige Haar aus ihrem sommersprossigen Gesicht. Wie war das nur möglich? Er blickte in den Vorgarten, auf dessen Rasen ein leichter Dunst lag. Wer hatte sie hierhergebracht?

Doch er konnte weder einen Wagen in der Einfahrt sehen noch das Geräusch eines sich entfernenden Fahrzeugs hören.

War sie allein? Wo war ihre Mutter? »Emma«, flüsterte er.

Er richtete sich auf und ging mit ihr hinein, schloss die Haustür, schaltete das Licht ein. Emma wirkte benommen. Sie trug das Kleidchen, das ihr ihre Mutter für die Reise gekauft hatte und in dem sie so erwachsen gewirkt hatte, als sie es zum ersten Mal angezogen hatte und vor ihm herumgewirbelt war. An einem Ärmel klebte Schmutz - oder Blut? Gary

musterte seine Tochter von oben bis unten und entdeckte Schrammen auf den Handflächen, Prellungen am Hals, dunkle Flecken an den Füßen. Wo waren ihre Schuhe?

»Was ist passiert, Emma?« Er hielt ihr kleines Gesicht zwischen seinen Handflächen. »Wie bist du ... ?« Eine weitere Woge der Erleichterung hätte ihn beinahe umgeworfen. Er hob Emma hoch und trug sie zum Sofa. Sie wirkte traumatisiert, fast apathisch. Ganz und gar nicht typisch für seine stets lächelnde, eigensinnige Tochter.

Er tastete ihr Gesicht ab - so wie es ihre Mutter immer machte, wenn Emma sich seltsam verhielt - und spürte die Hitze. Ihre Haut war so heiß, dass sie sich klebrig anfühlte. Und sie war furchtbar blass, fast transparent. Gary sah Adern unter der Oberfläche, rote Venen, die er noch nie an ihr bemerkt hatte.

Das Blau ihrer Augen war verblasst. Eine Kopfverletzung vermutlich. Sie stand unter Schock.

Er spielte kurz mit dem Gedanken, sie ins Krankenhaus zu bringen. Nein, er würde sie nicht mehr aus diesem Haus lassen. Nie wieder.

»Du bist jetzt zu Hause, Emma«, sagte er. »Alles



wird wieder gut.«

Er stellte sie auf die Beine, nahm sie an die Hand und führte sie in die Küche. Essen! Er setzte sie auf einen Stuhl und beobachtete sie, während er zwei Schokowaffeln toastete. Sie saß da, die Hände an den Seiten, die Augen ins Nichts gerichtet. Keine Geschichten aus der Schule, kein Geplapper über dies und das ...

Die Waffeln sprangen aus dem Toaster, und Gary bestrich sie mit Butter und Sirup. Dann stellte er den Teller vor sie auf den Tisch und nahm ebenfalls Platz. Der dritte Stuhl- Mamis Stuhl - war leer. Aber vielleicht würde es ja gleich noch einmal klingeln ...

»Iss doch«, sagte er. Sie hatte noch nicht einmal die Gabel in die Hand genommen. Er schnitt eine Waffelecke ab und hielt sie ihr hin. »Nein?« Er steckte sich das Stück selbst in den Mund und tat so, als würde es vorzüglich schmecken und wieder reagierte sie nicht. Eine Träne rollte über sein Gesicht. Etwas Schreckliches war seiner Tochter widerfahren. Doch er schob all das beiseite.

Sie war hier, sie war wieder zurück. »Komm.«

Er führte sie die Treppe hinauf zu ihrem Zimmer.

Emma blieb in der Tür stehen. Eine Art Erkennen,

ein schwaches Erinnern schien in ihren Augen aufzuleuchten, wie bei einer alten Frau, die auf wundersame Weise in ihr Kinderzimmer zurückkehrt.

» Du musst schlafen.« Er suchte in der Kommode nach ihrem Pyjama.

Emma stand in der Tür, die Arme reglos an den Seiten. Mit dem Pyjama in der Hand ging Gary zu ihr. »Soll ich ihn dir anziehen?« Er kniete sich hin und zog ihr das Kleidchen über den Kopf. Erstaunlicherweise protestierte seine sonst so sittsame, vorpubertäre Tochter nicht. Gary entdeckte weitere Schrammen. Und eine große Prellung mitten auf der Brust. Ihr ganzer Körper fühlte sich unglaublich heiß an.

Nein, kein Krankenhaus! Er würde sie nie wieder aus den Augen lassen.

Im Badezimmer ließ er kaltes Wasser in die Wanne laufen.

Dann setzte er Emma hinein, kniete sich daneben und säuberte ihre Schürfwunden behutsam mit einem Waschlappen. Sie zuckte nicht einmal zusammen, sondern sah ihn mit ihren dunklen leeren Augen an. Wie in einer Art Trance. Oder einem Schockzustand.

Egal, er würde dafür sorgen, dass es ihr bald besserginge.

Er hob sie aus der Wanne, trocknete sie ab, zog ihr den Pyjama über. Dann nahm er einen großen Kamm aus dem Korb an der Wand und kämmte ihr das lange, blonde Haar. Der Kamm blieb einige Male hängen, doch Emma gab keinen Mucks von sich.

*Ich habe Wahnvorstellungen. Ich bilde mir nur ein, dass sie hier ist,* schoss es ihm durch den Kopf. *Ich habe jeden Bezug zur Wirklichkeit verloren.*

Und dann, während er weiter ihr Haar kämmte, dachte er: *Und es ist mir scheißegal!*

Er schlug die gesteppte Daunendecke zurück und legte seine Tochter ins Bett, so wie er es gemacht hatte, als sie noch ganz klein gewesen war. Er deckte sie bis zum Hals zu. Sie lag reglos, wie schlafend da, doch ihre schwarzen Augen waren weit aufgerissen.

Gary zögerte, bevor er sich vorbeugte und ihre immer noch heiße Stirn küsste. Sie war kaum mehr als ein Schatten seiner Tochter. Ein Geist. Dessen Anwesenheit er willkommen hieß. Den er lieben würde.

Seine Tränen liefen über ihre Stirn. »Schlaf gut«, flüsterte er. Keine Reaktion. Emma lag im blassrosa Schein des Nachtlights und starrte an die Decke. Ohne die Augen zu schließen. Ohne auf den Schlaf zu warten. Sie wartete ... auf etwas anderes.

Gary ging den Flur hinunter in sein Schlafzimmer, zog sich aus und legte sich ebenfalls ins Bett. Auch er fand keinen Schlaf. Auch er wartete, obwohl er nicht wusste, worauf.

Bis er es hörte.

Ein leises Knarren. Er drehte den Kopf und sah Emmas Silhouette im Türrahmen. Sie kam auf ihn zu, eine kleine Gestalt in der Dunkelheit. Blieb neben dem Bett stehen und öffnete den Mund wie zu einem weiten Gähnen.

Seine Tochter war zu ihm zurückgekehrt. Nur das zählte.

Zack konnte nicht einschlafen. Es stimmte schon, was alle sagten: Er kam ganz nach seinem Vater. Zwar war er noch viel zu jung für ein Magengeschwür, doch bereits jetzt schien es so, als trüge er die ganze Last der Welt auf seinen

Schultern. Er war ein *sensibler* Junge, ein *ernsthafter* Junge, und das hatte seinen Preis.

Er sei schon immer so gewesen, hatte sein Vater ihm erzählt. Schon als kleiner Knirps habe er mit zutiefst besorgter Miene aus dem Bettchen gestarrt, hätten seine intensiven dunklen Augen stets den Blickkontakt gesucht. Sein ernstes Gesicht hatte Eph zum Lachen gebracht - so sehr erinnerte ihn dieses beunruhigte Baby in seiner Wiege an ihn selbst.

In den letzten beiden Jahren hatten Zack die Trennung seiner Eltern und der Kampf um das Sorgerecht schwer belastet. Er hatte eine Weile gebraucht, um zu verstehen, dass das alles nicht seine Schuld war. Und so ganz verstand er es immer noch nicht: Wenn er nur tief genug grub, kam er zu der Erkenntnis, dass die Wut seiner Eltern sehr wohl mit ihm zusammenhing. Die Jahre des Getuschels hinter seinem Rücken, die nächtlichen Streitereien - all das hatte dazu geführt, dass Zack im Alter von elf Jahren bereits an Schlaflosigkeit litt.

In manchen Nächten versuchte er die düsteren Gedanken mit seinem iPod zu verscheuchen und starrte dabei aus dem Fenster, in anderen öffnete er dieses Fenster einen Spalt breit und lauschte auf

jedes noch so winzige Geräusch, das die Nacht zu bieten hatte, lauschte so konzentriert, bis ihm die Ohren summten.

Wie viele Jungs in seinem Alter hatte er die Hoffnung, die Straße werde nachts, wenn sie sich unbeobachtet fühlte, ihre Geheimnisse preisgeben. Gespenster, Mord, Sex. Doch alles, was er sah, bevor die Sonne aufging, war das hypnotische blaue Flackern des Fernsehers im Haus gegenüber. Es gab auf dieser Welt eben weder Helden noch Ungeheuer, auch wenn Zack nach beidem suchte.

Der Schlafmangel forderte schließlich seinen Tribut, und der Junge döste tagsüber immer wieder ein, vor allem in der Schule. Da Kinder ja fast nie über eine Schwäche hinwegsehen, wurden neue Spitznamen für ihn erfunden. Sie reichten von »Pennbruder« bis zu »Necroboy«, wobei natürlich jede Clique ihren Lieblingsausdruck hatte.

Tapfer überstand Zack alle Demütigungen und wartete geduldig auf den nächsten Besuch seines Dads.

Bei ihm fühlte er sich wohl. Selbst wenn sie schwiegen, ja *besonders* wenn sie schwiegen. Seine Mom war zu perfekt, zu aufmerksam, zu nett - ihren

unausgesprochenen Vorgaben, die alle nur »zu seinem Besten« waren, konnte er unmöglich gerecht werden. Er spürte instinktiv, dass er für sie vom Augenblick seiner Geburt an eine einzige Enttäuschung gewesen war. Weil er ein Junge war; weil er seinem Dad zu sehr ähnelte.

Bei Eph fühlte er sich lebendig. Er erzählte ihm all die Geheimnisse, die Mom immer wissen wollte. Nichts Heikles, aber wichtig genug, um es für sich zu behalten und nur mit seinem Vater zu teilen.

Jetzt lag Zack auf seinem Bett und dachte über die Zukunft nach. Er war überzeugt, dass sie nie wieder eine Familie sein würden. Keine Chance. Aber wie viel schlimmer würde es noch werden? Das war Zack, er fragte sich ständig: *Kann es noch schlimmer kommen?*

Und die Antwort war stets: *viel schlimmer.*

Wenigstens würde nun die Armee besorgter Erwachsener aus seinem Leben verschwinden. Therapeuten, Richter, Sozialarbeiter, der Freund seiner Mutter - all die, die ihn für ihre eigenen bescheuerten Zwecke benutzten. Sie alle »sorgten« sich um ihn, um sein» Wohlergehen«, doch nicht einer - das wusste er - interessierte sich letzten

Endes auch nur einen Furz für ihn.

Nachdem *My Bloody Valentine* im iPod verstummt war, zog Zack die Ohrhörer heraus. Obwohl es noch nicht dämmerte, fühlte er sich schon müde. Er war wahnsinnig gern müde - es hielt ihn vom Denken ab.

Er drehte sich zur Seite, hoffte auf Schlaf. Doch dann hörte er die Schritte.

*Flapp-flapp-flapp.* Wie nackte Füße auf Asphalt. Zack setzte sich auf und blickte aus dem Fenster. Und sah einen Mann. Einen nackten Mann.

Der Mann trottete die Straße hinunter, seine Haut so fahl wie das Mondlicht. Glänzende Streifen überzogen seinen eingefallenen Bauch. Offensichtlich war er mal ziemlich dick gewesen, hatte aber so viel Gewicht verloren, dass sich seine Haut nun in alle Richtungen faltete und es fast unmöglich war, seine genaue Silhouette auszumachen.

Er war alt, wirkte aber gleichzeitig alterslos. Seinem schütterten Haar und den Krampfadern an den Beinen nach zu schließen musste er an die siebzig sein, doch sein Gang besaß die Vitalität und Elastizität eines weitaus Jüngeren. All das bemerkte Zack, weil er die Beobachtungsgabe seines Vaters



besaß. Seine Mutter hätte ihm befohlen, vom Fenster wegzugehen, und die Polizei gerufen; Eph dagegen hätte ihn auf Details dieser merkwürdigen Erscheinung hingewiesen, die er übersehen hatte.

Die blasse Kreatur umrundete das Nachbarhaus auf der anderen Straßenseite. Zack hörte leises Stöhnen und das Rütteln am Gartenzaun hinter dem Haus. Dann ging der Nackte zur vorderen Eingangstür. Zack überlegte, ob er selbst die Polizei rufen sollte, doch das würde Mom nur misstrauisch machen. Er musste seine Schlaflosigkeit unbedingt vor ihr verbergen, sonst würde er tausend Arzttermine und Tests über sich ergehen lassen müssen, ganz zu schweigen von den Sorgen, die sie sich dann seinetwegen machte.

Der nackte Mann ging wieder auf die Straße zurück. Und blieb stehen. Seine Arme hingen schlaff herunter, die Brust war eingefallen - atmete er überhaupt? -, und sein Haar wurde von der sanften Nachtbrise zerzaust.

Dann sah er zu Zacks Fenster hinauf, und einen unheimlichen Augenblick lang trafen sich ihre Blicke. Zacks Herz raste. Zuvor hatte er nur das Profil und den faltigen Rücken des Mannes zu sehen

bekommen, jetzt konnte er den kompletten Brustkorb ganz deutlich erkennen - und die blasse, Y-förmige Narbe, die sich quer darüberzog.

Und die Augen ... Wie tot, glasig, trüb selbst im sanften Mondlicht. Doch am schlimmsten war, dass sie einen fiebrigen Glanz besaßen, unentwegt hierhin und dorthin zuckten - und sich nun auf ihn richteten.

Erschrocken wich Zack zurück, räumte seinen Platz am Fenster.

Er wusste, was diese Narbe war. Eine Obduktionsnaht.

Aber konnte das sein?

Ganz vorsichtig riskierte er einen weiteren Blick über das Fensterbrett. Nun war die Straße wieder leer. Er richtete sich auf. Tatsächlich: Der nackte Mann war verschwunden.

War er überhaupt je da gewesen? Vielleicht zeitigte sein Schlafmangel nun doch gewisse Folgen. Nackte männliche Leichen, die nachts über die Straße wanderten - so etwas sollte kein Scheidungskind seiner Therapeutin erzählen.

Doch dann schoss ihm etwas durch den Kopf:

*Hunger.* Ja, das war's. Die Augen des Mannes hatten ihn voller *Hunger* angestarrt ...

Zack kroch unter die Decke und vergrub sein Gesicht im Kissen. Dass der Mann weg war, beruhigte ihn keineswegs, ganz im Gegenteil. Nun konnte er überall sein. Ja, möglicherweise stieg er gerade durch das Küchenfenster ein, würde schon bald unendlich langsam die Treppe hinaufkommen - konnte er bereits Schritte hören? - und dann draußen im Flur verharren. Leise am Griff seiner Tür mit dem kaputten Schloss rütteln. Ins Zimmer kommen und ... ja, was dann? Zack hatte Angst. Vor der Stimme des Mannes, vor seinen Augen. Weil er spürte, nein, *wusste*, dass der Mann, obwohl er sich bewegte, nicht mehr am Leben war.

*Zombies.*

Zack steckte den Kopf unter das Kissen, sein Herz raste, sein Verstand arbeitete fieberhaft. So sehr er die Schule auch verabscheute - jetzt flehte er inständig, dass es endlich Morgen wurde.

Im Nachbarhaus auf der anderen Straßenseite ging der Fernseher aus, und das leise Geräusch von zerbrechendem Glas war zu hören.

Ansel Barbour flüsterte vor sich hin, während er im

Obergeschoss seines Hauses umherwanderte. Er trug noch immer das T-Shirt und die Boxershorts, in denen er versucht hatte zu schlafen, sein Haar stand in die merkwürdigsten Richtungen ab, und er wusste nicht, was mit ihm los war. Ann-Marie vermutete ein Fieber, doch als sie mit dem Thermometer kam, konnte er die Vorstellung nicht ertragen, die Spitze dieses Dings unter seine entzündete Zunge zu stecken. Sie besaßen zwar auch ein Infrarot-Fieberthermometer für die Kinder, doch für eine präzise Messung konnte er nicht lange genug still sitzen. Also stellte Ann-Marie Fieber - hohes Fieber - fest, indem sie die Hand auf seine Stirn legte. Gut, das hätte er ihr auch so sagen können.

**Ihm** war nicht entgangen, dass sie vor Angst wie gelähmt war. Für Ann-Marie stellte jede Krankheit einen Angriff auf die Einheit der Familie dar. Der Magen-Darm-Grippe der Kinder trat sie mit der gleichen grimmigen Entschlossenheit entgegen, mit der andere einem positiven HIV-Test oder einem Krebsgeschwür begegnen. *Jetzt ist es so weit!* Jede Krankheit konnte den Beginn jener schrecklichen Tragödie bedeuten, von der sie mit Sicherheit wusste, dass sie ihnen eines Tages widerfahren

würde.

Seine Geduld Ann-Maries Überspanntheit gegenüber war auf einem absoluten Tiefpunkt. Er hatte sich offenbar etwas ziemlich Ernstes eingefangen, und er brauchte ihre Hilfe, keinen zusätzlichen Stress. Er konnte nicht immer derjenige sein, der das Kommando übernahm - jetzt war sie einmal an der Reihe.

Auch die Kinder hielten sich von ihm fern, abgeschreckt von dem leeren Ausdruck in seinen Augen oder auch von seinem Geruch, der an ranziges Frittierfett erinnerte. **Ihm** entging nicht, wie sie sich unter der Treppe versteckten, wenn er in den ersten Stock ging. Liebend gern hätte er ihre Ängste zerstreut, versucht zu erklären, befürchtete aber, er könne dabei die Geduld verlieren und so alles nur noch schlimmer machen. Nein, die beste Methode, sie zu beruhigen, war, so schnell wie möglich wieder gesund zu werden. Diesen Alptraum aus Orientierungslosigkeit und Schmerz zu besiegen.

Im Zimmer seiner Tochter blieb er stehen, empfand die lila gestrichenen Wände dort als viel zu lila, ging zurück in den Flur. Dann, auf dem Treppenabsatz, hörte er es wieder. Ein dumpfes Hämmern. Völlig

unabhängig von den Kopfschmerzen, die in seinem Schädel pochten. Fast so wie in diesen Kleinstadtkinos, wo man bei den leisen Szenen das Klicken der hinten im Vorführraum durch den Projektor laufenden Filmspule hören konnte und daran erinnert wurde, dass *alt das nicht real war*, und nur man selbst kannte diese Wahrheit.

Ansel schüttelte energisch den Kopf und verzog das Gesicht unter den Schmerzen, die das hervorrief. Er versuchte, die Schmerzen zu *benutzen*, um seine Gedanken damit zu reinigen, doch das dumpfe Pochen - es war einfach überall, überall um ihn herum.

Schließlich die Hunde. Auch sie verhielten sich merkwürdig in seiner Nähe, knurrten ihn an, als wäre er ein fremdes Tier, das in ihren Garten eingedrungen war.

Später fand ihn Ann-Marie am Fußende des Ehebettes sitzend, den Kopf in die Hände gestützt. »Du solltest dich hinlegen«, sagte sie.

Er griff sich in die Haare, als wären sie die Zügel eines durchgehenden Pferdes, und kämpfte gegen den Drang, seine Frau anzubrüllen. Irgendetwas stimmte mit seinem Hals nicht; wenn er sich länger

hinlegte, verkrampfte sich seine Kehle so sehr, dass er würgen und verzweifelt nach Luft schnappen musste. Panische Angst plagte ihn, womöglich im Schlaf zu sterben.

»Was kann ich nur tun?«, fragte Ann-Marie. Sie stand in der Tür, die Handflächen und Finger an die Stirn gepresst. »Ein Glas Wasser.« Seine Stimme zischte im wunden Hals, brannte wie heißer Dampf. »Lauwarm. Und wirf ein Ibuprofen rein. Oder sonst irgendwas. «

Sie rührte sich nicht, stand nur da, starrte ihn besorgt an. »Geht es dir nicht wenigstens ein bisschen besser ... «

Ihre Ängstlichkeit, die sonst eigentlich Beschützerinstinkte in ihm weckte, versetzte ihn nun wirklich in Wut. »Ann-Marie, hol mir jetzt bitte ein gottverdammtes Glas Wasser. Und bring die Kinder raus oder mach sonst was mit ihnen, aber *halt sie mir in Gottes Namen vom Leib!*«

Tränenüberströmt huschte sie davon.

Als Ansel hörte, wie seine Familie hinaus in den Garten ging, schleppte er sich nach unten. Ann-Marie hatte das Glas auf eine gefaltete Serviette neben die Spüle gestellt; die aufgelösten

Schmerztabletten trübten das Wasser. Mit beiden Händen hob er das Glas an und schüttete sich die Flüssigkeit regelrecht in den Rachen, ließ seinem Hals keine andere Wahl, als zu schlucken. Etwas davon bekam er sogar hinunter, bevor er würgen musste und das Wasser gegen das Fenster über der Spüle hustete. Es rann die Scheibe hinab und verzerrte das Bild von Ann-Marie, die hinter den auf der Gartenschaukel sitzenden Kindern stand, ihre verschränkten Arme immer wieder kurz öffnete, um die beiden anzustoßen, und sonst apathisch in den sich verdunkelnden Himmel starrte.

Das Glas glitt ihm aus der Hand, fiel in die Spüle. Er verließ die Küche und legte sich im Wohnzimmer benommen aufs Sofa. Sein Hals war nun stark angeschwollen, er fühlte sich kränker denn je.

Er musste zurück in die Klinik! Ann-Marie würde einfach mal allein zurechtkommen müssen. Dazu war sie durchaus in der Lage, wenn es keine andere Möglichkeit gab. Ja, vielleicht war das Ganze am Ende sogar gut für sie.

Er versuchte, sich zu konzentrieren, überlegte, was er noch tun musste, bevor er aufbrach. In diesem Moment tauchte Gertie leise japsend in der Tür auf.



Gefolgt von Pap, der sich vor den Kamin hockte und leise und gleichmäßig zu knurren begann. Das Pochen in Ansel's Ohren schwoll an. Das Geräusch kam also von den Hunden ...

Oder etwa nicht? Er rutschte vom Sofa herunter und kroch auf allen vieren zu Pap hinüber. Gertie winselte und wich zurück, doch Pap verharrte knurrend in Lauerstellung. Ansel schnappte sich sein Halsband genau in dem Moment, als der Hund aufspringen und davonlaufen wollte.

*Poch ... Poch ... Poch ...*

Es war in ihm. Irgendetwas war *in* ihm.

Pap winselte und versuchte, sich zu befreien. Ansel, der ein großer, kräftiger Mann war, umfasste den Hals des Bernhardiners und hielt ihn im Schwitzkasten. Dann legte er sein Ohr an den Hals. Das Fell kitzelte.

Ja, da war es. Ein Pochen, ein Pulsieren. Der Herzschlag des Tieres?

Der jaulende Hund versuchte noch energischer, sich zu befreien, doch Ansel drückte das Ohr fest gegen seinen Körper. Er musste es einfach wissen!

»Ansel?«

Er drehte sich schnell um. Zu schnell. Ein heftiger Schmerz durchzuckte ihn. Ann-Marie stand in der Tür, Benjy und Haily hinter sich. Haily hatte das Bein ihrer Mutter umklammert. Sie alle starrten ihn an. Ansel lockerte den Griff, und Pap konnte sich endlich befreien. »Was ist denn?«, brüllte er.

»Ich ... ich weiß nicht«, stotterte Ann-Marie. »Ich gehe mit den Kindern spazieren.«

»Schön.« Unter den ängstlichen Blicken seiner Kinder sackte er etwas in sich zusammen. »Daddy geht's gut«, krächzte er und wischte sich mit dem Handrücken Speichel vom Mund. »Daddy wird bald wieder gesund.«

Dann sah er den Hunden hinterher, die in die Küche geflüchtet waren. Die Gedanken an die Kinder verblassten unter dem wiederauflebenden Pochen. Und es war lauter als zuvor.

*Sie ... waren ... es.*

Ein widerliches Schamgefühl stieg in ihm auf. Er presste sich eine Faust an die Schläfe.

»Ich lass die Hunde raus«, sagte Ann-Marie.

»*Nein!*« Er hob die Hand. »Nein.« Versuchte, zu Atem zu kommen, *normal* zu erscheinen. »Ist schon

in Ordnung. Lass sie hier.«

Ann-Marie zögerte, wollte noch etwas sagen. Etwas tun, irgendetwas. Doch dann drehte sie sich einfach um und ging, die Kinder hinter sich herziehend.

Mühsam rappelte sich Ansel auf. Er wankte ins Bad im Erdgeschoss und schaltete das Licht über dem Spiegel ein. Seine Augen! Elfenbeinfarbene, rot geäderte Kugeln. Er wischte sich den Schweiß von Stirn und Oberlippe und öffnete den Mund, um seinen Hals zu untersuchen. Wo er mit entzündeten Mandeln oder einem weißen Belag auf der Zunge gerechnet hatte, sah er nur Schwärze. Es schmerzte, die Zunge anzuheben, aber er tat es trotzdem. Die Schleimhaut darunter war scharlachrot, schien wie Holzkohle zu glühen. Er berührte die Stelle - und ein heftiger Schmerz breitete sich schlagartig über beide Seiten des Unterkiefers aus. Seine Kehle sträubte sich. Er gab ein scharfes, bellendes Husten von sich und spie dunkle Flecken auf den Spiegel. Blut, vermischt mit irgendetwas Weißem, Schleim vermutlich. Es schien fast so, als hätte er Teile seines Körpers ausgehustet. Er streckte die Hand aus und schmierte etwas von dem Zeug auf die Spitze seines Mittelfingers, hielt es sich unter die

Nase, schnupperte daran, zerrieb es mit dem Daumen. Es erinnerte an ein Klümpchen geronnenes Blut. Dann berührte er es mit der Zungenspitze, und ehe er sich's versah, war die weiche Masse schon in seinem Mund. Als sie sich aufgelöst hatte, nahm er einen weiteren Klumpen vom Spiegel und legte ihn sich auf die Zunge. Das Zeug schmeckte nicht besonders, aber es hatte etwas Heilsames.

Schließlich lehnte er sich vor, um den Rest der blutigen Brocken vom Glas zu lecken. Diese Bewegung der Zunge hätte eigentlich wehtun müssen, doch wundersamerweise hatte der Schmerz in ihm Mund nachgelassen. Selbst an der empfindlichsten Stelle, unterhalb seiner Zunge, spürte er nur mehr ein Prickeln. Auch das rhythmische Pochen war verebbt, allerdings nicht völlig verschwunden. Er betrachtete sich in dem verschmierten Spiegel, versuchte zu begreifen ...

Die Verschnaufpause war nur kurz. Als würde seine Gurgel von gewaltigen Händen gepackt, schnürte sie sich wieder zu. Ansel riss sich vom Spiegel los und taumelte in den Flur hinaus.

Als sie ihn in die Küche kommen sahen, rauschten die Bernhardiner davon. Mit pochendem Hals stand

Ansel eine Weile da, dann griff er in den Küchenschrank und holte die Schachtel Hundekekse heraus. Er klemmte sich einen Keks zwischen die Finger - so, wie er es immer machte - und ging ins Wohnzimmer.

Dort lag Gertie am Fuß der Treppe, die Pfoten ausgestreckt, bereit, sofort aufzuspringen. Ansel setzte sich auf einen Schemel und wedelte mit dem Keks. »Komm her, meine Kleine.«

Gertie spitzte die schwarze Schnauze, als sie den Duft witterte.

*Poch " poch ...*

»Komm schon, mein Mädchen. Hol dir dein Leckerchen.« Die Hündin richtete sich auf, machte einen kleinen Schritt vorwärts, blieb stehen, schnupperte misstrauisch.

Ansel hielt den Keks ganz still, was sie zu beruhigen schien. Langsam tapste sie über den Vorleger, den Kopf gesenkt, die Augen wachsam. Ansel nickte aufmunternd, während das Pochen stärker wurde, je näher die Hündin kam. »Sehr gut, altes Mädchen.«

Nun hatte Gertie ihn erreicht und leckte mit ihrer dicken Zunge über den Keks, wobei sie auch seinen

Finger berührte. Sie wollte ihm vertrauen. Wollte den Leckerbissen. Langsam streckte Ansel die andere Hand aus, legte sie auf ihren Kopf und streichelte sie so, wie sie es am liebsten hatte. Tränen schossen ihm in die Augen. Gertie reckte sich, um nach dem Keks zu schnappen - und in diesem Augenblick packte Ansel sie am Halsband und stürzte sich mit seinem gesamten Gewicht auf sie.

Die Hündin kämpfte verzweifelt, knurrte, biss, doch ihre Panik steigerte nur seine Wut. Fokussierte sie. Mit einer Hand drückte er ihren Unterkiefer nach hinten und hob gleichzeitig ihren Kopf an. Sein Mund näherte sich ihrem pelzigen Hals ... und dann schlug er seine Zähne hinein, biss sich durch ihr seidiges, leicht fettiges Fell. Ein Schwall Blut kam ihm entgegen. Die Hündin jaulte auf und versuchte sich mit allen Kräften zu befreien, doch Ansel hielt sie fest, ja er drückte ihren großen Kopf noch höher, bis er den Hals ganz freigelegt hatte.

Und dann saugte er sie aus. Trank, ohne zu schlucken - als wäre da ein neuer Mechanismus in seinem Hals, von dem er bislang nichts gewusst hatte. Er verstand das alles nicht; er verspürte nur eine tiefe Befriedigung, einen schmerzlindernden

Genuss. Und ... Macht. Die Macht, einem anderen Wesen das Leben zu entziehen und es in sich aufzunehmen.

Jaulend kam Pap ins Wohnzimmer gelaufen. Ansel musste ihn unbedingt daran hindern, die ganze Nachbarschaft zu alarmieren. Er ließ Gertie los, sprang auf und rannte quer durch den Raum. Wie schnell er doch wieder war! Und wie kräftig! Eine Stehlampe fiel um, als er sich den großen, tollpatschigen Pap im Flur schnappte.

Das Vergnügen, das er beim Aussaugen des zweiten Hundes empfand, war unbeschreiblich. Es war, als wäre es das Natürlichste von der Welt; das, was er immer hätte tun sollen.

Als er fertig war, lehnte sich Ansel zurück, benommen, fast wie gelähmt. Doch als er auf den toten Hund hinabsah, war er mit einem Mal wieder hellwach. Er fror. Reue schwappte wie eine Woge über ihn weg.

Er rappelte sich auf und blickte an sich herab, zog an seinem mit Hundeblut durchtränkten T-Shirt.

*Was geschieht mit mir?*

Langsam ging er ins Wohnzimmer. Obwohl es nicht

viel war, bildete Gerties Blut auf dem karierten Läufer einen hässlichen schwarzen Fleck.

*Ich habe es getrunken ...*

Er berührte ihr Fell, wusste, dass sie tot war - dass er sie umgebracht hatte. Dann rollte er sie in den ruinierten Läufer ein. Mit einem tiefen Grunzen wuchtete er sich das Bündel auf die Schulter und trug es durch die Küche hinaus in den Garten. Beim Schuppen ließ er es fallen, rollte den schweren Bernhardiner aus dem Läufer und ging wieder hinein, um Pap zu holen.

Schließlich lagen sie nebeneinander im Schuppen, direkt unter dem Werkzeugbrett. Das Ekelgefühl war verschwunden, seine Kehle fühlte sich plötzlich kühl an, sein Kopf war ruhig und klar. Er musste einfach hinnehmen, was er nicht verstehen konnte.

Das, was er getan hatte, hatte ihn gesund gemacht.

Ansel wandte sich ab und ging zurück ins Haus, ins Badezimmer im ersten Stock. Streifte das blutige Hemd und die Boxershorts ab und zog einen alten Trainingsanzug an. Während er im Schlafzimmer nach seinen Turnschuhen suchte, spürte er, wie das Pochen zurückkehrte. Er hörte es nicht, er spürte es. Und er wusste, was das bedeutete ...



Stimmen an der Haustür. Seine Familie war zurück.

Er schaffte es unbemerkt nach unten und hinaus in den Garten, spürte das Gras unter seinen nackten Füßen, versuchte dem Pulsieren zu entkommen, das seinen Kopf mehr und mehr ausfüllte.

Er wollte die Einfahrt hinunterrennen, doch dann hörte er Stimmen auf der dunklen Straße. Panisch kehrte er um, lief in den Schuppen, zog die Tür hinter sich zu ... Was hätte er sonst tun sollen?

Gertie und Pap lagen tot an der Wand. Um ein Haar hätte Ansel geschrien.

*Was habe ich getan?*

Die kalten New Yorker Winter hatten die Tür des Schuppens so verzogen, dass sie nicht mehr richtig schloss. Durch den Spalt konnte er beobachten, wie sich Benjy in der Küche ein Glas Wasser holte.

*Was geschieht mit mir?*

Er fühlte sich wie ein Hund, ein tollwütiger Hund.  
*Ich habe die Tollwut.*

Stimmen. Die Kinder kamen in den Garten und riefen im Licht der Sicherheitslampe über der Veranda nach den Hunden. Ansel sah sich hektisch um, dann schnappte er sich eine Harke und schob

sie so leise wie möglich unter den Türgriff. Er sperrte die Kinder aus - und sich selbst ein.

»Gertie! Pap! «

Die Kinder liefen herum und suchten nach den Bernhardinern.

»Ger-tie! Pa-ap!«

Die Rufe seiner Kinder wurden von dem Trommeln in seinem Kopf überlagert. Dem Rhythmus des Blutes, das durch ihre jungen Adern gepumpt wurde. Kleine Herzen, die schnell und kräftig schlugen.

*Mein Gott!*

Nun näherte sich Haily dem Schuppen. Durch den Türspalt konnte Ansel ihre rosafarbenen Turnschuhe sehen. Er wich zurück. Sie versuchte, die Tür zu öffnen, zog am Griff. Ohne Erfolg.

Sie rief ihren Bruder zu Hilfe. Benjy kam zu ihr und rüttelte mit der ganzen Kraft eines Achtjährigen an der Tür. Die Wände des Schuppens bebten leicht, doch die Harke hielt.

*Poch ... Poch ... Poch.*

Ihr Blut. Es rief ihn ... Zitternd wandte sich Ansel dem Eisenpflock zu. Er war in massiven Beton eingelassen und zwei Meter tief eingegraben. Stabil

genug, um zwei Bernhardiner während eines Sommergewitters angekettet zu halten. In den Regalen an der Wand entdeckte Ansel ein Halsband, an dem noch das Preisschild klebte. Und irgendwo musste doch auch noch ein altes Bügelschiass herumliegen ...

Er wartete, bis die Kinder in sicherer Entfernung waren, dann griff er nach dem stählernen Halsband.

Hinter dem Vorhang aus transparentem Plastik lag Kapitän Redfern in seinem OP-Hemdchen auf dem Krankenbett, die Lippen zu einer Grimasse verzerrt, die Atmung tief und schwer. Nachdem er sich mit anbrechender Nacht zunehmend unwohler gefühlt hatte, waren ihm genügend Sedativa verabreicht worden, um ihn für Stunden außer Gefecht zu setzen. Die Gelegenheit für Eph, einige Untersuchungen durchzuführen. Er dimmte die Beleuchtung, schaltete die Luma-Lampe an und richtete das indigoblaue Licht auf Redferns Hals, um sich die Narbe noch einmal genauer anzusehen. Und entdeckte etwas Überraschendes: ein wellenförmiges, schwarz-graues Muster auf Redferns Haut oder besser, *unter* seiner Haut, wie

eine subkutane Schuppenflechte.

Als er die Lampe noch ein Stück näher hielt, zeigte diese Verfärbung eine Reaktion, drehte und wand sich, als versuchte sie, sich dem Licht zu entziehen.

Was konnte das sein?

Eph ließ das Licht über Redferns Gesicht wandern. Das marmorierte Fleisch unter der Haut erinnerte an die Maske eines uralten bösen Gottes. Ein grimmiges Antlitz, das in ihm wachte, während der kranke Mann schlief. Eph hielt die Lampe noch näher - und wieder kräuselte sich dieser innere Schatten, verzerrte sich zu einer Fratze, versuchte, vor dem Licht zurückzuweichen.

Plötzlich schlug Redfern die Augen auf, als wäre er durch das Licht geweckt worden. Eph zuckte zurück. Das Secobarbital, das dem Piloten verabreicht worden war, hätte für zwei erwachsene Männer gereicht, er war viel zu stark sediert, um zu Bewusstsein zu kommen.

Redferns zur Decke starrende Augen traten fast aus den Höhlen. Er wirkte verängstigt.

Eph legte die Lampe weg und trat in das Sichtfeld des Patienten. »Kapitän Redfern?«

Der Pilot bewegte die Lippen; Eph beugte sich vor, um zu hören, was er zu sagen versuchte. »Er ist hier«, krächzte Redfern. »Wer ist hier?«

Der Pilot starrte weiter mit aufgerissenen Augen vor sich hin, als würde sich gerade eine furchtbare Szene vor ihm abspielen.

»Mr. Leech«, sagte er.

Als Nora zurückkam, fand sie Eph im Korridor vor der Radiologie. Zwischen den Buntstiftkunstwerken dankbarer junger Patienten, die an die Wand geheftet waren, erzählte er ihr, was er unter Redferns Haut entdeckt hatte.

»Das Schwarzlicht der Luma-Lampen ist doch UV-Licht, richtig?«, sagte Nora dann.

Eph nickte; auch er hatte an den seltsamen alten Mann vor der Gerichtsmedizin gedacht.

»Ich will ihn sehen.«

»Er ist gerade in der Radiologie. Für die Magnetresonanztomographie mussten wir ihn noch einmal sedieren.«

»Ich habe die Ergebnisse aus dem Flugzeug. Du hattest Recht, was die verspritzte Flüssigkeit betrifft.

Ammoniak und Phosphor.«

»Ich wusste es.«

»Aber auch Oxalsäure, Eisen und Harnsäure. Plasma.« »Was?«

»Reines Plasma. Und jede Menge Enzyme.«

Eph hielt sich eine Hand vor die Stirn, als hätte er Fieber. »Verdauungsenzyme?«

»Genau. Und woran erinnert dich das?«

»An Exkremente. Von Vögeln oder Fledermäusen. Wie Guano. Aber ... «

Nora schüttelte den Kopf. Sie schien ebenso aufgeregt wie verwirrt zu sein. »Wer oder was auch immer in diesem Flugzeug war, hat einen riesigen Scheißhaufen in der Passagierkabine hinterlassen.«

Während Eph noch über diese Entdeckung nachdachte, kam ein Mann in Krankenhauskleidung den Korridor heruntergelaufen und rief aufgeregt seinen Namen. Der Assistent aus dem MRT-Raum, völlig außer Atem. »Dr. Goodweather, ich weiß nicht, was geschehen ist. Ich war nur mal kurz draußen, um mir einen Kaffee zu holen. Ich war keine fünf Minuten weg.«

»Wovon reden Sie? Was ist los?«

»Ihr Patient. Er liegt nicht mehr im Scanner. Er ist verschwunden. «

Jim Kent stand in der Nähe des geschlossenen Krankenhauskiosks und sprach in sein Handy. »Ja, sie röntgen ihn gerade.

Es scheint rapide bergab mit ihm zu gehen, Sir  
..... Ja, die

Scans müssten Ihnen in wenigen Stunden vorliegen  
..... Nein,

bislang noch nichts von den anderen Überlebenden  
..... Ja, Sir,

ich bin allein ... «

Plötzlich wurde er durch den Anblick eines großen Mannes mit rötlich braunen Haaren abgelenkt, der einen Krankenhauskittel trug und mit unsicheren Schritten den Korridor hinunterschwankte, wobei er einen Infusionsständer hinter sich her zog, die Schläuche noch in seinen Armen.

Wenn Jim nicht alles täuschte, war das Kapitän Redfern. »Sir, ich rufe später zurück.« Er legte auf, zog sich den Stöpsel aus dem Ohr, steckte das Handy weg und folgte dem Mann.

Der Patient wurde für einen kurzen Augenblick

langsamer und drehte den Kopf, als hätte er Jim bemerkt.

»Kapitän Redfern?«

Der Mann verschwand hinter der nächsten Ecke. Jim folgte ihm - nur um den Gang, in dem er nun stand, leer vorzufinden.

Er checkte die Schilder an den Türen, öffnete die, auf der TREPPENHAUS stand, und blickte in den engen Schacht zwischen den Treppenabsätzen hinab. Und tatsächlich: Er sah einen Infusionsschlauch, der die Stufen hinuntergeschleift wurde.

»Kapitän Redfern?« Jims Stimme hallte durch das Treppenhaus. Während er die Stufen hinabstieg, zückte er erneut sein Handy, um Eph anzurufen. Da er sich jedoch inzwischen im Keller befand, hatte er kein Netz. Er stieß eine Tür auf den Blick weiter auf das Display gerichtet - und sah nicht, wie Redfern von der Seite her auf ihn zulief.

Nora entdeckte Jim, als sie auf der Suche nach Redfern aus dem Treppenhaus in den Kellerkorridor trat. Er saß mit ausgestreckten Beinen an der Wand, einen schläfrigen Ausdruck auf dem Gesicht.



Kapitän Redfern stand barfuß über ihm, auf dem Boden lag ein umgekippter Infusionsständer. Sie konnte den nackten Rücken des Piloten erkennen, der nicht vom Kittel verdeckt wurde. Und sie sah, dass ihm irgendetwas aus dem Mund hing und Blut auf den Boden tropfte.

»Jim«, rief sie, doch Jim zeigte keine Reaktion. Redfern dagegen schien sich kurzzeitig zu verkrampfen. Als er sich zu ihr umdrehte, war das Ding an seinem Mund verschwunden. Verwirrt stellte sie fest, dass sich seine Hautfarbe von einem blassen Grau in ein frisches, gesundes Rosa verwandelt hatte. Die Vorderseite des Kittels war blutverschmiert, genau wie seine Lippen. Noras erster Gedanke war, er müsse wohl einen spastischen Anfall gehabt und sich dabei ein Stück Zunge abgebissen haben, so dass er nun Blut schluckte.

Bei näherem Hinsehen verwarf sie diese Diagnose jedoch wieder. Redferns Iris war tiefschwarz und die Lederhaut tiefrot, obwohl sie doch hätte weiß sein müssen. Sein Mund stand offen und war seltsam verzerrt, so als wäre sein Unterkiefer mit einem neuen, tiefer sitzenden Gelenk verbunden. Und

sogar aus mehreren Metern Entfernung spürte sie, dass er eine große Hitze ausstrahlte, die deutlich stärker als bei einem gewöhnlichen Fieber war.

»Kapitän Redfern!« Sie rief einige Male seinen Namen, versuchte, ihn in die Realität zurückzuholen. Jim blieb zusammengesunken auf dem Boden sitzen und gab keinen Mucks von sich. Offensichtlich war Redfern gewaltdtätig geworden. Nora wünschte, sie hätte eine Waffe bei sich. Sie sah sich um, entdeckte jedoch lediglich ein Telefon an der Wand. 555 war der interne Alarmruf ...

Sie griff nach dem Hörer - und in diesem Moment stürmte Redfern los, packte sie und warf sie zu Boden. Offenbar verlieh ihm der Wahnsinn ungeahnte Kräfte. Er beugte sich vor und drückte ihre Arme auf den blankpolierten Fußboden. Dann verspannten sich seine Gesichtsmuskeln, er schluckte schwer, schien zu würgen. Sie befürchtete, er werde sich jeden Moment über sie erbrechen, und schrie aus Leibeskräften ...

... als Eph durch die Treppenhaustür gestürmt kam, sich mit seinem ganzen Gewicht auf Redfern warf und den Piloten zur Seite riss. Gleich darauf rappelte er sich wieder auf und hielt Redfern abwehrend eine

Hand entgegen. »Was zum Teufel machen Sie da?«

Der Kapitän stieß einen zischenden Laut aus, die schwarzen Augen völlig leer. Und dann begann er zu lächeln. Zumindest schien es so, weil er die entsprechenden Gesichtsmuskeln benutzte - nur dass sich sein Mund weiter und weiter öffnete und sich etwas Rosafarbenes, Fleischiges herausschlängelte. Es konnte unmöglich seine Zunge sein. Es war länger, muskulöser, verästelter, es drehte und wand sich. Als hätte Redfern einen lebendigen Tintenfisch in den Mund genommen, der nun verzweifelt um sich schlug.

Eph zuckte zurück. Panisch griff er nach dem Infusionsständer auf dem Boden und versuchte, den Kapitän und dieses Ding in seinem Mund damit in Schach zu halten. Redfern packte den Ständer, und in diesem Moment schnellte das Ding wie eine Peitsche aus seinem Mund. Es war grotesk lang und hatte einen fleischigen Stachel an seinem Ende. Eph konnte gerade noch rechtzeitig ausweichen. Dann drückte Redfern den Infusionsständer zur Seite und stieß Eph damit rückwärts durch eine Tür in einen Nebenraum.

Während Redfern auf ihn zukam, rappelte Eph sich

blitzschnell wieder auf, sah sich verzweifelt um - und zog eine der chirurgischen Fräsen, die hier lagerten, aus ihrem Ladegerät. Die zylinderförmige Klinge, die normalerweise dazu benutzt wird, Schädeldecken aufzusägen, erwachte surrend zum Leben. Redfern kam näher. Er hatte den Stachel wieder eingezogen, nur das spitze Ende, an dessen Seiten bizarre Fleischsäcke pulsierten, hing noch aus seinem Mund. Ephs Hand zuckte nach vorne, versuchte, das Ding mit der Säge abzutrennen.

Stattdessen schnitt er dem Piloten ein Stück Fleisch aus dem Hals. Weißes Blut - ähnlich dem, das Eph in der Autopsiesaal gesehen hatte - trat aus. Es sprudelte jedoch nicht hervor, sondern floss zäh über Redferns Brust. Eph ließ die Fräse fallen, bevor die Substanz von der rotierenden Klinge auf ihn spritzen konnte. Dann schnappte er sich den erstbesten schweren Gegenstand, den er finden konnte: einen Feuerlöscher. Dreimal schlug er Redfern den Boden der Stahlflasche ins Gesicht, und beim letzten Schlag knickte der Kopf des Piloten nach hinten weg. Die Wirbelsäule gab ein Knacken von sich, und Redfern brach zusammen. Eph ließ den Feuerlöscher fallen und taumelte zurück.

Dann war Nora bei ihm, den Infusionsständer in der Hand, den sie drohend in Redferns Richtung hielt. Eph legte den Arm um sie. »Bist du okay?«, fragte er.

Sie nickte. Dann deutete sie erschrocken auf den Piloten ... aus dessen Hals sich Würmer schlängelten. Rötliche, wie mit Blut gefüllte Würmer. Eph und Nora wichen zur Tür zurück.

»Was zum Teufel geht hier vor, Eph?«, rief sie. »Mr. Leech«, erwiderte er.

Im selben Moment hörten sie ein Stöhnen. Jim. Sie liefen hinaus, um sich um ihn zu kümmern.

## **DRITTES ZWISCHENSPIEL**

Aufstand, 1943

Der August brannte ein sengendes Loch in den Kalender, und Abraham Setrakian, der Balken für ein Dach auslegte, litt mehr als die anderen unter der Hitze; die Sonne quälte ihn jeden Tag aufs Neue. Aber schlimmer noch: Auch vor der Nacht hatte er eine regelrechte Abscheu entwickelt - vor seiner Pritsche, ja sogar vor den Träumen von zu Hause, einst die letzte Zuflucht vor den Grauen des Lagers -

und war so die Geisel nicht nur eines, sondern zweier erbarmungsloser Herren.

Sardu setzte die Besuche in Setrakians Baracke inzwischen nach einem regelmäßigen Muster fort: zweimal pro Woche. In den anderen Baracken verhielt es sich vermutlich genauso. Sowohl Wächter als auch Häftlinge beachteten die Todesfälle nicht weiter; das ukrainische Wachpersonal vermutete Selbstmorde, und für die SS bedeuteten sie nicht mehr als die Änderung eines Eintrags im Hauptbuch.

In den Monaten nach dem ersten Besuch des Wesens versuchte Setrakian - inzwischen besessen von der Vorstellung, das Böse zu besiegen - von den Häftlingen aus der Gegend so viel wie möglich über eine alte Römergruft im nahe gelegenen Wald in Erfahrung zu bringen. Dort, davon war er überzeugt, hatte es seinen Schlupfwinkel, von dort tauchte es jede Nacht auf, um seinen Durst zu stillen.

Dann, an einem Tag im August, erfuhr Setrakian, was Durst wirklich bedeutete. Wasserträger machten ständig die Runde unter den Häftlingen, wobei viele von ihnen selbst Opfer von Hitzschlägen wurden. Das brennende Loch erhielt an diesem Tag reichlich Nahrung.

Setrakian hatte inzwischen alles organisiert, was er benötigte: ein frisches Stück Eiche und etwas Silber für die Spitze. Die alte Methode, den *strigoi* zu vernichten. Allein die Sachen in seine Baracke zu schmuggeln, hatte fast zwei Wochen Planung erfordert. Er hatte sie unmittelbar hinter seinem Bett in einer Nische verborgen und die Spitze tagelang heimlich geschärft, bevor er das Silber angebracht hatte. Sollten die Wachen sie finden, würden sie ihn auf der Stelle hinrichten - so, wie das Stück Holz geformt war, bestand gar kein Zweifel, dass es als Waffe dienen sollte.

Die Nacht zuvor war Sardu später als gewöhnlich in die Baracke gekommen. Setrakian hatte still dagelegen und zugehört, wie sich das Wesen an einem gebrechlichen Roma gütlich tat. Er empfand Abscheu und Schuld und betete um Vergebung - aber es war ein zwingend notwendiger Teil seines Plans, dass sich die Kreatur den Bauch vollschlug. Dann würde sie weniger wachsam sein.

Das blaue Licht des anbrechenden Tages sickerte durch die vergitterten Fenster an der Ostseite der Baracke. Das war das Signal für Setrakian. Er stach sich in die Kuppe des Zeigefingers, und eine

purpurne Perle erschien auf der trockenen Haut.

Doch was dann geschah - damit hätte er nie und nimmer gerechnet.

Bis jetzt hatte das Wesen noch nie einen Laut von sich gegeben, hatte seine unheiligen Mahlzeiten in absoluter Stille eingenommen. Nun, beim Geruch des Blutes, den der junge Setrakian verströmte, ächzte es. Es klang wie das Knarren trockenen Holzes. Oder das Gurgeln von Wasser in einem verstopften Abflussrohr.

Sekunden später stand das Wesen vor seiner Pritsche. Während Setrakian vorsichtig die Hand nach hinten schob, um nach dem Pflock zu greifen, trafen sich ihre Blicke.

Das Wesen lächelte ihn an. Und sprach.

»Es ist so lange her, dass wir beim Essen in lebendige Augen geschaut haben«, sagte es. »Eine Ewigkeit ... « Sein Atem roch nach Erde und Kupfer, und seine Zunge schnalzte beim Sprechen. Seine tiefe Stimme klang wie ein Amalgam vieler Stimmen und strömte ihm geradezu über die Lippen.

»Sardu«, flüsterte Setrakian.

Die wie poliert glänzenden Augen des Wesens



wurden größer, ja für einen flüchtigen Moment wirkten sie beinahe menschlich. »Er ist nicht allein in diesem Körper«, fauchte es. »Wie kannst du es wagen, ihn anzurufen?«

Setrakian umklammerte den Pflock hinter dem Bett, zog ihn langsam heraus. »Ein Mann hat das Recht, bei seinem Namen genannt zu werden, bevor er seinem Schöpfer gegenübertritt«, sagte er mit all dem Mut, den er aufbringen konnte.

Das Wesen gluckste. »Wohlan, junger Mensch, so nenne mir den deinen ... «

Setrakians Hand zuckte nach vorne, doch die Silberspitze des Pflocks verursachte ein leises, scharrendes Geräusch auf dem Boden, bevor sie auf das Herz des Wesens zuschoss. Und das genügte: Die Kreatur öffnete blitzschnell die Klaue und hielt die Waffe zwei, drei Zentimeter vor seiner Brust auf.

Setrakian versuchte, den Pflock zu befreien, holte mit der anderen Hand aus, aber das Wesen wehrte ihn mühelos ab. Ein Stachel schoss heraus - so schnell, dass Setrakian nicht erkennen konnte, woher er kam - und ritzte die Seite seines Halses auf. Ein ruckartiger Schnitt, der jedoch ausreichte, um lähmendes Gift in seinen Körper zu spritzen.

Dann umschloss das Wesen fest die Hände des jungen Mannes und hob ihn von der Pritsche. »Du wirst nicht vordeinen Schöpfer treten«, sagte es. »Denn ich bin persönlich mit ihm bekannt, und ich weiß, dass er *nicht mehr da ist* ... «

Der Druck des Griffs um seine Hände raubte Setrakian beinahe das Bewusstsein. Diese Hände, die ihn im Lager so lange am Leben gehalten hatten ... Der Schädel drohte ihm vor Schmerz zu platzen, den Mund hatte er weit aufgerissen, seine Lungen schnappten verzweifelt nach Luft ... doch kein Schrei löste sich aus seinem Mund.

Schließlich blickte ihm das Wesen tief in die Augen. In seine Seele.

»Abraham Setrakian. Welch sanfter, süßer Name für einen so tapferen Jungen. Doch weshalb willst du mich vernichten? Womit habe ich mir deinen Zorn zugezogen, wo du doch auch in meiner Abwesenheit von nichts als dem Tod umgeben bist? Nicht *ich* bin das Ungeheuer, Gott ist es. Dein Gott und meiner, der Vater, der uns vor so langer Zeit verlassen hat. Ich sehe die Furcht in deinen Augen, junger Abraham. Deine größte Angst - sie gilt nicht mir, sondern der Grube. So siehe, was geschieht, wenn

ich dich dort hineinschleudere. Gott wird nicht einen Finger rühren, um es zu verhindern. «

Und dann, mit einem brutalen Krachen, zermalmte das Wesen die Knochen in den Händen des jungen Setrakian.

Er stürzte zu Boden, krümmte sich, hielt seine gebrochenen Finger vor die Brust gedrückt. Er lag in einer Pfütze blassen Sonnenlichts.

Morgengrauen.

Das Wesen fauchte, und als die Häftlinge in der Baracke langsam wach wurden - und Setrakian in Bewusstlosigkeit versank -, verschwand es.

Vor dem Morgenappell wurde Setrakian blutend aufgefunden und sofort auf die Krankenstation gebracht. Jeder wusste, dass verletzte Häftlinge nie wieder von dort zurückkehrten. Ein Schreiner mit gebrochenen Händen war zu nichts mehr nütze, der Oberaufseher ordnete daher Setrakian unverzügliche Exekution an. Mit den anderen beim Appell aussortierten Häftlingen wurde er zum Loch geschleppt, wo sie in einer Reihe niederknien mussten. Dicker, schwarzer Rauch verfinsterte die glühend heiße Sonne am Himmel. Setrakian hob seine zertrümmerten Hände vor die Brust und zitterte

vor Angst, als er hinunter blickte.

In die Grube.

Die Flammen züngelten, der fettige Rauch trieb wie in einem hypnotischen Ballett darüber hinweg. Dann der schreckliche Rhythmus der Exekutionen - ein Schuss, das Klicken beim Nachladen, das leise Klimpern der von der harten Erde abprallenden Patronenhülse. Setrakian starrte in die Flammen, die Fleisch und Knochen verzehrten, die den Menschen als das offenbarten, was er war: Materie. Entbehrliches, zerstörbares, entflammbares Fleisch.

Sardu war ein Meister des Grauens, aber was hier Menschen Menschen antaten, übertraf in der Tat alles nur Vorstellbare. Nicht nur, weil es keine Gnade, kein Erbarmen gab - sondern weil es völlig rational, weil es eine Frage der *Entscheidung* war.

Während der Nazioffizier einem Gefangenen nach dem anderen in den Hinterkopf schoss und sie dann mit einem Tritt in die Grube beförderte, zerbröckelte Setrakians Wille. Ein Schwindel erfasste ihn, nicht wegen der Gerüche oder des grauenhaften Anblicks vor ihm, sondern angesichts des Wissens, der *Gewissheit*, dass Gott nicht mehr in seinem Herzen war. Dort war nur noch das brennende Loch.

Setrakian weinte, weil er gescheitert war, weil sein Glaube gescheitert war, und er spürte, wie die Mündung der Pistole gegen seinen Hals drückte ...

Und dann hörte er Schüsse. Von der anderen Seite des Lagers. Dort hatte eine Gruppe Häftlinge die Wachtürme gestürmt und erschoss jeden uniformierten Offizier in Sichtweite.

Der Mann hinter Setrakian lief einfach davon. Ließ ihn am Rand der Grube zurück.

Ein Pole, der neben ihm kauerte, stand auf und begann zu rennen - und in diesem Moment strömte die Willenskraft in den Körper des jungen Setrakian zurück. Mit den Händen vor der Brust sprang er auf und rannte auf den Stacheldrahtzaun zu.

Schüsse peitschten durch die Luft. Wächter wie Häftlinge wurden getroffen, stürzten zu Boden. Rauch stieg auf, diesmal nicht nur aus der Grube: Überall im Lager loderten Brände. Setrakian schaffte es zum Zaun, und irgendwie, mit Hilfe unbekannter Hände, die ihn hinüberhoben, die taten, was er mit seinen Händen nicht mehr tun konnte, gelangte er auf die andere Seite.

Er lag auf dem Boden. Maschinengewehrsalven bohrten sich in die Erde um ihn herum - und wieder

halfen ihm rettende Hände auf.

Und während seine Helfer von Kugeln zerfetzt wurden, rannte Setrakian. Rannte und rannte und merkte dabei, wie er weinte - denn in der Abwesenheit Gottes hatte er den Menschen gefunden. Mensch tötet Mensch, Mensch hilft Mensch.

Eine Frage der Entscheidung.

Er rannte immer noch, als die österreichischen Verstärkungseinheiten in die Umgebung des Lagers ausschwärmten. Und er entkam. Seine nackten Füße bluteten, doch nichts konnte ihn mehr aufhalten, nachdem er einmal den Zaun überwunden hatte. Sein Verstand kannte nur noch ein einziges Ziel, als er schließlich den Wald erreichte und sich in der Nacht versteckte.

# ***Morgengrauen***

## **Polizeirevier 17th Precinct, East 51 st Street, Manhattan**

Abraham Setrakian verlagerte sein Gewicht beim Versuch, eine halbwegs bequeme Position auf der Bank in der Zelle einzunehmen. Er hatte die Nacht in einem Raum mit gläsernen Wänden zugebracht - gemeinsam mit vielen der Diebe, Betrunkenen, Perversen, mit denen er nun erneut eingesperrt war - und dabei ausreichend Zeit gehabt, sich sein törichtes Verhalten vor der Gerichtsmedizin noch einmal vor Augen zu führen.

Natürlich hatte er auf Dr. Goodweather wie ein verrückter alter Mann wirken müssen. Offenbar hatte er seinen Höhepunkt überschritten, begann zu trudeln wie ein Kreisel, der langsam aufhört sich zu drehen. Die Jahre des Wartens auf genau diesen Moment, das Leben auf dem schmalen Grat zwischen Angst und Hoffnung forderten ihren Tribut.

Altern bestand darin, sich ständig selbst zu

kontrollieren.

Die Dinge fest im Griff zu behalten. Sich zu vergewissern, dass man noch man selbst war.

Doch das war es nicht. Seine Gewissheit war so stark wie eh und je. Das einzige wirkliche Problem, das er im Moment hatte, war, dass ihn die Hoffnungslosigkeit in den Wahnsinn trieb. Er saß in einem Polizeirevier in Midtown Manhattan, während überall um ihn herum ...

Denk nach, alter Narr! Es muss einen Ausweg geben. Du bist schon weitaus Schlimmerem entkommen.

Vor seinem geistigen Auge ließ er noch einmal die Szene ablaufen, die er im Wachraum miterlebt hatte. Er hatte seinen Namen und seine Anschrift zu Protokoll gegeben, sich erklären lassen, was die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen, Ruhestörung und Hausfriedensbruch, für Konsequenzen haben konnten, und unterschrieb gerade eine Quittung für den konfiszierten Gehstock - »Er hat großen persönlichen Wert für mich«, hatte er dem Sergeant gesagt und seine Herzpillen, als ein vielleicht achtzehn-, neunzehnjähriger mexikanischer jugendlicher hereingeführt wurde. Der junge war



offensichtlich verprügelt worden, das Gesicht zerkratzt, das Hemd zerrissen. Und er hatte Brandlöcher auf Hose und Hemd.

»Das ist doch völliger Quatsch, Mann!«, rief der junge, worauf seine Arme von den Cops straff nach hinten gezogen wurden. Dann schoben sie ihn weiter. »Der *puto* war völlig durchgeknallt. *Loco*, Mann. Er ist nackt auf der Straße rumgerannt. Hat Leute angefallen. *Uns*.« Die Beamten drückten ihn ziemlich unsanft auf einen Stuhl. »Ihr habt ihn nicht gesehen, Mann. Das Arschloch hat *weiß* geblutet. Und er hatte dieses ... *Ding* da im Mund. Scheiße, Mann, das war kein Mensch!«

Einer der Beamten kam zum Schreibtisch des diensthabenden Sergeants, der sich gerade um die Formalitäten von Setrakians Festnahme kümmerte, und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. »Durchgeknallter Latino! War schon zweimal im Jugendknast, gerade achtzehn geworden. Diesmal hat er bei einer Schlägerei einen Mann umgebracht. Er und sein Kumpel müssen den Kerl überfallen und ihm die Klamotten ausgezogen haben. Haben tatsächlich versucht, ihn mitten auf dem Times Square auszunehmen. «

Der Diensthabende verdrehte die Augen und hackte weiter auf die Tastatur ein. Er stellte Setrakian eine Frage, doch der hörte ihn nicht - der alte Mann ballte seine verkrümmten Hände zu Fäusten und sah die Zukunft. Sah Tod und Vernichtung. Sah Dunkelheit. Sah die Hölle auf Erden.

In diesem Augenblick fühlte er sich wie der älteste Mensch auf der Welt.

Doch dann wurde seine Panik von einem noch düstereren Gefühl verdrängt: Rache. Er hatte eine zweite Chance bekommen. Der Widerstand, der Kampf, der bevorstehende Krieg - all das würde mit ihm beginnen.

*Strigoi.*

Die Seuche war ausgebrochen.

## **Jamaica Hospital Medical Center: Isolierstation**

Jim Kent lag in einem Krankenhausbett und trug immer noch seine normale Kleidung. »Das ist wirklich lächerlich«, sagte er. »Mir geht es gut.«

»Dann nennen wir's einfach eine

Vorsichtsmaßnahme«, erwiderte Eph, der mit Nora vor dem Bett stand.

»Was ist schon groß passiert? Okay, er hat mich ausgeknockt, als ich durch die Tür kam. Ich glaube, ich war etwa eine Minute weg. Vielleicht habe ich eine leichte Gehirnerschütterung.«

Nora nickte. »Es ist nur, damit ... Du bist einer von uns, Jim - wir wollen sichergehen, dass wir wirklich nichts übersehen haben.«

»Aber warum die Isolierstation?«

Eph zwang sich zu einem Lächeln. »Warum nicht? Wir sind doch ohnehin die ganze Zeit hier. Sieh es mal so: Du hast den ganzen Flügel nur für dich. Für New York City gar nicht so schlecht, oder?«

Jims gequälte Miene zeigte, dass ihn das nicht sonderlich überzeugte. »Na schön«, sagte er schließlich. »Aber gebt mir wenigstens mein Handy, damit ich zumindest das Gefühl habe, noch Teil des Geschehens zu sein.«

»Ja, machen wir, Jim. Nur noch ein paar Tests.«

»Und sagt Sylvia, dass mit mir alles in Ordnung ist. Sonst kriegt sie Panik.«

»Okay.«

Nora und Eph verließen das Zimmer und blieben einen Moment vor der Tür stehen, sahen sich an. »Wir müssen es ihm sagen«, sagte Nora.

»Ihm was sagen? Zuerst müssen wir mal herausfinden, womit wir es hier überhaupt zu tun haben.«

Als sie durch die Schleuse nach draußen gingen, erhob sich eine Frau mit wuscheligem Haar, das sie mit einem Stirnband zurückgebunden hatte, von einem Plastikstuhl. Jim lebte mit seiner Freundin Sylvia, die für die *New York Post* Horoskope schrieb, in einem Apartment in den East Eighties. Sie hatte fünf Katzen mit in die Beziehung gebracht, er einen Finken was für eine latent angespannte Atmosphäre sorgte. »Darf ich zu ihm?«, fragte Sylvia.

»Tut mir leid«, erwiderte Eph. »Die Vorschriften. Zutritt ausschließlich für medizinisches Personal. Aber Jim hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, dass es ihm gut geht.«

Sylvia berührte seinen Arm. »Und was sagen Sie?«

»Er sieht gesund aus. Wir wollen aber auf alle Fälle noch eine Reihe von Tests durchführen.«

»Man hat mir gesagt, er sei ohnmächtig geworden

und jetzt noch ein bisschen benebelt. Warum liegt er dann auf der Isolierstation? «

»Sie wissen doch, wie wir arbeiten, Sylvia. Immer erst das Schlimmste ausschließen. Schritt für Schritt vorgehen.« Sylvia sah Nora an, suchte offenbar weibliche Unterstützung.

Nora nickte aufmunternd. »Sie kriegen ihn schon bald zurück.«

An der Tür zum Obduktionsbereich im Keller des Krankenhauses wurden Eph und Nora von einer Verwaltungsangestellten erwartet. »Dr. Goodweather, das verstößt gegen sämtliche Vorschriften. Diese Tür darf niemals abgeschlossen sein, und das Krankenhaus besteht darauf, über alles unterrichtet zu werden, was hier vorgeht ... «

»Es tut mir leid, Ms. Graham«, sagte Eph, der ihren Namen von dem Ausweis an ihrem Kittel ablas, »aber es handelt sich um eine offizielle Untersuchung der CDC.« Eigentlich war es nicht seine Art, wie ein Bürokrat auf seine Autorität zu pochen, doch gelegentlich hatte es auch Vorteile, für eine Regierungsbehörde zu arbeiten. Er zog den Schlüssel heraus, den er sich zuvor beschafft hatte, öffnete die Tür und betrat zusammen mit Nora den

Saal. »Vielen Dank für Ihre freundliche Unterstützung«, sagte er noch und schloss hinter ihnen ab.

Das Licht schaltete sich automatisch ein. Mit einem Laken bedeckt, lag Redferns Leiche auf einem Stahltisch. Eph zog sich Gummihandschuhe über und öffnete den Rollwagen mit den Autopsieinstrumenten.

Nora streifte sich ebenfalls Handschuhe über. »Wir haben noch nicht mal einen Totenschein, Eph. Du darfst ihn nicht einfach so aufschneiden.«

»Keine Zeit für Formalitäten, solange wir nicht wissen, was mit Jim los ist. Außerdem - keine Ahnung, wie wir seinen Tod erklären sollen. Du kannst es drehen und wenden, wie du willst - ich habe diesen Mann umgebracht. Meinen eigenen Patienten.«

»In Notwehr, ja.«

»Ich weiß das, du weißt das. Aber erklär das mal so der Polizei.«

Eph nahm das große Skalpell und führte zwei Schnitte aus, vom linken und rechten Schlüsselbein schräg zum Brustbein. Ein gerader Schnitt die Mittellinie des Rumpfes entlang zum Schambein

komplettierte das klassische Y. Dann klappte er die Haut und die darunterliegende Muskulatur zur Seite und legte Brustkorb und Bauchraum frei. Ihm fehlte die Zeit für eine ordnungsgemäße Autopsie, aber er musste unbedingt etwas überprüfen, was ihm bei Redferns Tomographie aufgefallen war.

Mit Wasser aus einem Gummischlauch spülte er die weiße, blutähnliche Substanz fort, um sich die unterhalb der Rippen liegenden Organe näher anzusehen. Die Brusthöhle war ein einziges Durcheinander, vollgestopft mit einer schwarzen Masse, die über dünne, aderähnliche Auswüchse mit den geschrumpften Organen des Piloten verbunden war.

»Mein Gott«, flüsterte Nora.

Eph beugte sich vor. »Es hat seinen Körper vollständig übernommen. Sieh dir das Herz an.«

Das Organ war deformiert, wirkte wie eingefallen. Die arterielle Struktur war ebenfalls verändert, das ganze Kreislaufsystem war deutlich vereinfacht. Die Arterien selbst waren mit einem dunklen, an Fäulnis erinnernden Belag überzogen.

»Unmöglich«, sagte Nora. »Seit der Landung sind erst sechsunddreißig Stunden vergangen.«

Eph zog die Haut an Redferns Hals auseinander und legte den Rachen frei. Der neu entstandene Körperteil war aus den Taschenfalten über den Stimmbändern gewachsen und verlief ähnlich einem Krebsgeschwür die Luftröhre entlang. Der Auswuchs, der offenbar als Stachel diente, war eingezogen.

Eph beschloss abzubrechen. Den Muskel oder das Organ - oder was auch immer es war - würde er zu einem späteren Zeitpunkt vollständig entnehmen, um seine Funktion zu ermitteln.

Sein Handy klingelte. Er wandte sich Nora zu, damit sie es mit ihren sauberen Handschuhen aus seiner Tasche ziehen konnte. »Die Gerichtsmedizin«, sagte sie mit einem Blick auf das Display und nahm das Gespräch an. Und dann, nachdem sie einige Sekunden lang zugehört hatte: »Wir sind gleich da.«

## **Gerichtsmedizin, Manhattan**

Everett Barnes traf zeitgleich mit Eph und Nora vor dem OCME-Gebäude an der Ecke 30th Street und First Avenue ein, wo Streifenwagen und



Kamerateams diverser Fernsehsender die Kreuzung weitgehend blockierten. Wie immer unverwechselbar mit Ziegenbart und marineähnlicher Uniform, stieg der Direktor aus dem Auto.

Im Eingangsbereich empfing sie Dr. Julius Mirnstein, New Yorks leitender Gerichtsmediziner. Mirnstein war bis auf einen schütterten braunen Haarkranz kahl und hatte ein schmales Gesicht; zum obligatorischen weißen Arztkittel trug er eine graue Hose. »Wir *glauben*, dass letzte Nacht hier eingebrochen wurde - wir *wissen* es nicht.« Mirnstein blickte auf einen umgestoßenen Computermonitor und Bleistifte, die auf den Boden gerollt waren. »Bislang haben wir noch niemanden, der letzte Nacht Dienst hatte, telefonisch erreichen können. Folgen Sie mir.«

Auf den ersten Blick schien im Obduktionssaal im Keller alles in Ordnung zu sein; es gab keinerlei Anzeichen von Vandalismus. Doch dann führte sie Mirnstein zum Kühlraum.

Er war so gut wie leer. Auf dem Boden unter den Bahren lagen achtlos beiseitegeworfene Laken und Kleidungsstücke. An der linken Wand einige wenige Bahren mit Leichen. Aber die Toten aus dem

Flugzeug waren ohne Ausnahme verschwunden.

»Wo sind sie hin?«, fragte Eph verwirrt.

»Tja, das ist es ja«, erwiderte Mirnstein. »Wir wissen es nicht.«

Direktor Barnes starrte den Gerichtsmediziner ungläubig an. »Wollen Sie damit allen Ernstes sagen, dass jemand hier eingebrochen ist und rund vierzig Leichen gestohlen hat?« »Ich habe keine Ahnung. Ich hatte gehofft, Ihre Leute könnten Licht in die Sache bringen.«

Barnes strich sich über das Kinn. »Tja, einfach rausmarschiert werden sie ja wohl kaum sein.«

»Was ist mit Brooklyn?«, fragte Nora. »Und Queens?« Mirnstein schüttelte den Kopf. »Aus Queens haben wir noch nichts gehört. Aber Brooklyn meldet die gleiche Geschichte.«

»Die gleiche Geschichte? Die Passagiere von Flug 753 sind weg?«

»Exakt. Ich habe Sie hergebeten in der Hoffnung, dass vielleicht Ihre Behörde die Leichen ohne unser Wissen verlegt hat.«

Barnes sah Eph und Nora an. Beide schüttelten den Kopf. »Ich muss sofort mit der FAA telefonieren«,

sagte der Direktor dann.

Eph legte ihm eine Hand auf den Arm und zog ihn zur

Seite. »Wir müssen dringend miteinander reden, Everett.« »Natürlich, Eph. Wie geht es Jim Kent?«

»Er sieht gut aus. Sagt, ihm geht's prima.«

»Schön. Was gibt es?«

»Jim hat eine Perforation am Hals. Die gleiche Verletzung, die wir auch bei den Opfern von Flug 753 gefunden haben.«

Barnes runzelte die Stirn. »Wie ist das möglich?«

Eph berichtete von Redferns Flucht aus dem Labor und der darauffolgenden Attacke. Dann zog er eine Kernspintomographie aus ihrem Umschlag, klemmte sie an einen Sichtkasten an der Wand und schaltete die Beleuchtung ein. »Das hier ist die Vorher-Aufnahme des Piloten.«

Die wichtigsten Organe waren zu sehen, alles schien in bester Ordnung. Barnes lüpfte eine Augenbraue. »Ja?« »Und das hier ist die Nachher-Aufnahme.« Eph klemmte ein zweites Bild an den Kasten, auf dem Redferns Oberkörper von mehreren Schatten durchzogen war.

Barnes setzte seine Brille auf. »Tumore?«

»Nun, es ist ." nicht so einfach zu erklären. Es ist neu gewachsenes Gewebe, das sich von Organen ernährt, die noch vierundzwanzig Stunden zuvor vollkommen gesund waren.« »Neu gewachsenes Gewebe? Was zum Teufel meinen Sie damit?«

»Ich meine das hier.« Eph brachte eine dritte Aufnahme am Kasten an, auf der Redferns Hals zu sehen war. Der Auswuchs unterhalb der Zunge war gut zu erkennen.

»Was ist das?«

»Ein Stachel«, sagte Nora. »Das heißt eine Art Stachel.

Aus Muskelmasse. «

Barnes sah sie an, als hätte sie den Verstand verloren. »Ein Stachel?«

»Ja, Sir«, schaltete sich Eph wieder ein. »Wir glauben, dass dieses Organ den Schnitt in Jims Hals verursacht hat.«

Barnes' mürrischer Blick wanderte zwischen den beiden hin und her. »Wollen Sie mir weismachen, dass einem der Überlebenden dieser Flugzeugkatastrophe ein Stachel gewachsen ist, mit

dem er anschließend Jim Kent angegriffen hat?«

Eph nickte. »Wir müssen die anderen Überlebenden unverzüglich in Quarantäne nehmen, Everett.«

Hilfesuchend sah Barnes Nora an, die jedoch ebenfalls heftig nickte. »Und Sie meinen, dass diese ... tumoröse Wucherung, diese biologische Umwandlung ... ansteckend ist?«

»Das ist zu befürchten«, sagte Eph. »Es kann gut sein, dass sich Jim infiziert hat. Wir müssen herausfinden, wie dieses Syndrom genau verläuft, wenn wir überhaupt eine Chance haben wollen, es zu stoppen.«

»Wollen Sie mir damit sagen, Sie hätten diesen ... einziehbaren Stachel, wie Sie es nennen ... mit eigenen Augen gesehen?«

»Ja.«

»Und wo ist Kapitän Redfern jetzt?« »Im Krankenhaus.«

»Seine Prognose?«

»Unbestimmt. «

Barnes nahm seine Brille ab und rieb sich die Augen. »Also, ich ... «

»Wir brauchen eine Anordnung von Ihnen. Wir müssen die anderen Überlebenden zwingen, sich in ärztliche Behandlung zu begeben.«

»Wenn wir diese Menschen in Quarantäne stecken, versetzen wir möglicherweise dreihundert Millionen andere in Panik. Und überhaupt, was hat das Ganze mit dem Verschwinden der Leichen zu tun?«

»Ich weiß es nicht.« Fast wäre Eph ein >Ich will es auch gar nicht wissen< herausgerutscht.

»Na schön. Ich werde es zur Sprache bringen.«  
»*Zur Sprache bringen?*«

»Solche Dinge brauchen ihre Zeit.«

»Wir benötigen die Anordnung aber jetzt. Jetzt sofort!« »Ephraim, was Sie mir hier gezeigt haben, ist bizarr und

beunruhigend, doch es scheint sich um einen Einzelfall zu handeln. Ich weiß, dass Sie sich um die Gesundheit Ihres Kollegen sorgen, aber ein Quarantänebeschluss setzt eine Verfügung des Präsidenten voraus, und die trage ich nicht einfach so in meiner Brieftasche mit mir herum. Momentan sehe ich noch keinerlei Anhaltspunkte für eine Pandemie, also muss ich den Dienstweg einhalten.

Und so lange möchte ich, dass Sie die anderen Überlebenden nicht belästigen.«

»Belästigen? «

»Die Unruhe in der Bevölkerung ist schon groß genug, auch ohne dass wir unsere Kompetenzen überschreiten. Und wenn die anderen Überlebenden ebenfalls erkrankt sind warum haben wir noch nichts von ihnen gehört?«

Eph hatte darauf keine Antwort.

»Ich melde mich.« Barnes zückte sein Handy und verließ den Kühlraum.

Nora sah Eph mit ernster Miene an. »Tu's nicht«, sagte sie.

»Was soll ich nicht tun?«

»Versau uns nicht die Chance, Jim zu retten, indem du diese Anwältin aufscheuchst.«

Eph spürte, wie Wut in ihm aufstieg - als plötzlich die Außentüren aufgestoßen wurden. Zwei Sanitäter rollten eine Bahre herein, auf der ein Leichensack lag.

Die Toten warten nicht, bis sich das Rätsel von alleine löst, dachte Eph. Sie werden einfach weiter und weiter eingeliefert. Und wenn die städtischen

Behörden - Polizei, Feuerwehr, Abfallentsorgung, Leichenbestatter - dann nicht mehr nachkommen, wird sich die gesamte Stadt innerhalb weniger Wochen in einen stinkenden Komposthaufen verwandeln ...

Einer der Assistenten öffnete den Leichensack, hielt aber jäh inne und rang nach Luft. Etwas Weißes tropfte von seinem Handschuh, eine opalisierende Flüssigkeit, die aus der Seite des Gummisacks die Bahre hinunter und auf den Fußboden floss.

»Was zum Teufel ist das?«, fragte der Mann die Sanitäter, die neben der Tür standen.

»Verkehrsunfall im Anschluss an eine Schlägerei«, erwiderte einer der beiden. »Muss wohl ein Milchlaster gewesen sein oder so was.«

Eph zog zwei Latex-Handschuhe aus einer Packung und ging zu der Leiche. »Wo ist der Kopf?«

»Da drin«, sagte der zweite Sanitäter. »Irgendwo.«

Der Leichnam war enthauptet worden; der Halsstumpf war mit weißen Bröckchen überzogen.

»Der Kerl war nackt«, fügte der Sanitäter hinzu. »Was für eine Nacht!«

Eph zog den Reißverschluss nach unten. Die



kopflose Leiche war übergewichtig, männlich, um die fünfzig Jahre alt ... Dann sah er die Füße.

Um den großen Zeh war ein Draht gewickelt - ganz so, als wäre dort einmal das Schild eines Leichenschauhauses befestigt gewesen.

Auch Nora bemerkte den Draht. Und erstarrte.

»Eine Schlägerei?«, fragte Eph.

»Hat man uns jedenfalls erzählt.« Der Sanitäter öffnete die Tür. »Einen schönen Tag noch. Und viel Glück!«

Eph zog den Reißverschluss wieder zu. Niemand sonst sollte den Draht zu Gesicht bekommen; er wollte nicht, dass man ihm Fragen stellte, auf die er keine Antworten hatte. Dann sah er Nora an. »Der alte Mann ... «

Sie nickte. »Er wollte, dass wir die Leichen vernichten.« »Und er wusste über die Sache mit dem UV-Licht Bescheid.« Eph streifte die Latex-Handschuhe ab. Er musste an Jim denken, der allein auf der Isolierstation lag - und in dem weiß Gott was *wuchs*. »Wir müssen herausfinden, was er sonst noch weiß.«

## **Polizeirevier I 7th Precinct, East 51St Street, Manhattan**

Abraham Setrakian zählte dreizehn weitere Männer in der zimmergroßen Zelle, unter ihnen einer mit frischen Kratzspuren am Hals. Der arme Teufel kauerte in der Ecke und rieb sich energisch Speichel in die Hände.

Natürlich hatte Setrakian schon Schlimmeres gesehen weit Schlimmeres. Auf einem anderen Kontinent, in einem anderen Jahrhundert ...

Er blickte den jungen Mexikaner auf der Bank neben sich an. Es war der, den er auf der Wache gesehen hatte. Seine Wange war blau verfärbt, und geronnenes Blut verschloss die Platzwunde unter seinem Auge. Er schien sich allerdings nicht infiziert zu haben. Mehr Sorgen bereitete Setrakian der Freund des jungen, der reglos auf der Bank lag.

Nun wurde auch Gus, ohnehin völlig fertig und genervt, auf den alten Mann aufmerksam, der ihn die ganze Zeit anstarrte. Er blickte auf. »Hast du 'n Problem, Mann?«

Bei der Aussicht auf einen Kampf zwischen einem mexikanischen Gangster und einem alten Juden

spitzten die übrigen Zellengenossen die Ohren.

»Allerdings«, erwiderte Setrakian. »Ein sehr großes.« Gus funkelte ihn finster an. »Klar, Mann. Wer nicht?« Setrakian spürte, wie sich die anderen wieder abwandten,

da es offensichtlich doch kein Spektakel geben würde. Er sah sich den Freund des Mexikaners näher an. Er hatte einen Arm über Gesicht und Hals gelegt und die Knie bis zur Brust angezogen - fast wie ein Embryo.

»Hey, Mann, ich kenn' dich«, sagte Gus plötzlich. Setrakian nickte. Das kam öfter vor. »118th Street.«

»Ja, klar. *Knickerbocker Loans*. Ja, klar ... Scheiße, Mann, du hast meinem Bruder mal den Arsch versohlt.«

»Hat er etwas gestohlen?«

»Hat's versucht. 'ne Goldkette. Jetzt ist er ein beschissener Junkie, aber damals war er ein harter Bursche. Ist ein paar Jahre älter als ich.«

»Er hätte es besser wissen müssen.«

»Er *wusste* es besser. Deswegen hat er's ja versucht. Die Goldkette war nur 'ne Trophäe, mehr nicht. Er wollte der Straße zeigen, was er so

draufhat. Alle haben ihn gewarnt, haben zu ihm gesagt: Leg dich nicht mit dem Pfandleiher an.«

Setrakian lehnte sich schmunzelnd zurück. »In der Woche, als ich den Laden übernommen habe, hat man mir die Schaufensterscheibe eingeworfen. Ich habe sie ersetzt - und gewartet, beobachtet. Den nächsten Trupp, der sie einwerfen wollte, habe ich dann erwischt. Ich habe ihnen einen ordentlichen Denkkzettel verpasst, aber ich ließ sie ziehen, damit sie es ihren Freunden erzählen. Das war vor über dreißig Jahren. Seither hatte ich nie wieder ein Problem mit meinen Schaufenstern.«

Gus' Blick fiel auf die verkrüppelten Finger des Alten, deren Konturen durch die Wollhandschuhe zu erkennen waren. »Deine Hände, Mann. Was is'n mit denen passiert? Selbst beim Klauen erwischt worden oder was?«

»Nein, nicht beim Klauen. Eine alte Verletzung, die viel zu spät versorgt wurde.«

Gus ballte die Hände zur Faust, so dass die Tätowierung deutlich zu sehen war. Drei schwarze Kreise. »Schau mal, Mann! Wie das Logo auf deinem Ladenschild. Irre, oder?« »Ja, die drei Kugeln. Ein uraltes Zeichen für Pfandleiher.

Aber deines hat eine andere Bedeutung.« »Klar. Ist 'n Gangzeichen. Dieb heißt das.« »Aber mich hast du nie bestohlen.«

Gus grinste. »Jedenfalls hast du's nicht mitgekriegt.« Setrakian blickte auf Gus' Hose - auf die in den schwarzen Stoff gebrannten Löcher. »Wie ich höre, hast du einen Mann getötet.«

Gus' Grinsen verschwand.

»Hat er dich verletzt? Oder war das die Polizei?«

Gus starrte den Alten an, als wäre er ein Knastspitzel. »Was interessiert's dich?«

»Hast du ihm in den Mund gesehen?«

Nun wurde Gus hellhörig. »Was weißt du darüber, Mann?«

»Ich weiß, dass eine Seuche auf diese Stadt losgelassen wurde. Und schon bald auch auf den Rest der Welt.«

»Quatsch, das war keine Seuche. Das war 'n durchgeknallter Psycho mit 'ner ... irren Scheißzunge, die aus seinem ... Dings kam.« Gus kam sich ziemlich lächerlich vor. »Scheiße, was *war* das?«

»Du hast gegen einen Toten gekämpft.«

Gus erinnerte sich an den Ausdruck auf dem Gesicht des dicken Mannes - leer, hungrig. Und an das weiße Blut ... »Klar, Mann. Wie so ein *pinche* Zombie.«

»Denk lieber an jemanden mit einem schwarzen Cape.

Mit langen Zähnen. Und einem komischen Akzent.« Setrakian beugte sich vor. »Und dann ziehst du das Cape und die langen Zähne wieder ab. Und den komischen Akzent. Alles, was irgendwie komisch wirkt.«

Gus klebte förmlich an den Lippen des alten Mannes.

Die düstere, melancholische Stimme war irgendwie ... anziehend.

»Hör mir zu. Dein Freund hier - er wurde infiziert. Man könnte auch sagen: gebissen.«

Gus blickte auf den schlafenden Felix. »Nein, Mann.

Nein, die Bullen haben ihn nur k. o. geschlagen.«

»Er verändert sich. Dein Feund ist nicht mehr dein Freund.

Etwas, das weit über dein Vorstellungsvermögen

hinausgeht, hat ihn in seiner Gewalt.«

Gus dachte daran, wie der Dicke auf Felix gelegen hatte.

Wie sich sein Mund Felix' Hals genähert hatte. Und der Ausdruck auf Felix' Gesicht - panische Angst ...

»Spürst du, wie heiß sein Körper ist? Die Verwandlung verbraucht sehr viel Energie. Aber schon bald, zwischen zwölf und sechsunddreißig Stunden vom Zeitpunkt der Infektion, also höchstwahrscheinlich noch heute Nacht, wird er aufstehen. Und er wird Durst haben. Und er wird vor nichts und niemandem haltmachen, um diesen Durst zu stillen.«

Gus starrte den alten Mann verwirrt an. »Liebst du deinen Freund?«

»Was?«

»Ich meine, ehrst und respektierst du ihn? Wenn du deinen Freund liebst - musst du ihn vernichten, bevor er sich vollständig verwandelt hat.«

»Ihn vernichten?«

»Ihn töten. Andernfalls wird er auch dich verwandeln.« Gus schüttelte wie in Zeitlupe den Kopf. »Aber gerade hast du doch gesagt, dass er

schon tot ist, Mann ... Wie kann ich ihn dann noch umbringen?«

»Es gibt gewisse Möglichkeiten. Wie hast du den getötet, der dich angegriffen hat?«

»Mit 'nem Messer. Das Ding, das da aus seinem Mund gekommen ist - ich hab den Scheiß zerhackt.«

»Seine Kehle?«

Gus nickte. »Die auch. Und dann hat ihn ein Laster voll erwischt, und das war's dann.«

»Den Kopf vom Rumpf zu trennen, ist der sicherste Weg.

Auch Sonnenlicht funktioniert - direkte Sonneneinstrahlung. Und es gibt noch andere, ältere Methoden.«

Gus sah Felix an; sein Kumpel rührte sich nicht, atmete kaum. Er fragte sich, wer hier eigentlich verrückt war. »Warum weiß keiner was davon? Wer bist du, alter Mann?« »*Elizalde! Torres!*«

Gus war so in ihre Unterhaltung vertieft, dass er gar nicht bemerkt hatte, wie die Cops die Zelle betreten hatten. Er blickte auf und sah vier von ihnen mit Latex-Handschuhen auf sich zukommen. Ehe er wusste, wie ihm geschah, wurde er auf die Beine



gerissen.

Dann tippten die Cops Felix auf die Schulter und schlugen ihm leicht aufs Knie. Als er davon nicht aufwachte, packten sie ihn einfach unter den Armen und hoben ihn hoch. Sein Kopf sackte nach vorn, die Füße schleiften über den Boden.

Setrakian erhob sich ebenfalls. »Hören Sie bitte. Dieser Mann ist krank. Schwer krank. Eine gefährliche Infektion.« »Deswegen tragen wir ja auch Handschuhe, Opa«, erwiderte einer der Cops. »Wär' nicht der Erste mit 'nem Tripper.«

»Sie müssen ihn isolieren.«

»Keine Sorge, Opa. Mörder kriegen bei uns immer eine Vorzugsbehandlung. «

Während die Zellentür geschlossen wurde und ihn die Cops den Gang hinunterstießen, ließ Gus den alten Mann nicht aus den Augen.

## **Stoneheart Group, Manhattan**

Das Raumklima in Eldritch Palmers Schlafzimmer war über eine kleine Fernbedienung regulierbar, die sich neben dem Bett befand. Das leise Raunen der

Luftbefeuchter - zusammen mit dem Summen des Ionisators und dem flüsternden Luftfiltersystem - klang wie das beruhigende Schlaflied einer Mutter. Jeder Mensch, dachte Palmer, sollte nachts in einem Mutterleib schlafen, sollte wie ein Baby schlummern.

Bis zum Einbruch der Dunkelheit dauerte es noch etwas er konnte es kaum erwarten. Jetzt, da alles in Bewegung gesetzt worden war und sich der Erregerstamm in New York City mit exponentieller Geschwindigkeit - Palmer musste unweigerlich an Zins und Zinseszins denken - ausbreitete, summte er vergnügt vor sich hin. Kein finanzieller Erfolg, von denen es zahllose in seiner Karriere gegeben hatte, belebte ihn in dem Maße wie das hier.

Das Telefon auf dem Nachttisch gab einen Signalton von sich. Alle Anrufe wurden über Mr. Fitzwilliam geleitet. »Guten Tag, Sir.«

»Ja, Mr. Fitzwilliam?«

»Jim Kent, Sir. Er behauptet, es sei dringend. Ich stelle durch.«

»Ja, hallo?«, ertönte Kents Stimme. »Schießen Sie los, Mr. Kent.«

»Können Sie mich hören? Ich muss leise sprechen ... « »Ich verstehe Sie sehr gut, Mr. Kent. Das letzte

Mal wurden wir unterbrochen.«

»Ja. Hören Sie, der Pilot ist entkommen. Er ist während einer Untersuchung einfach abgehauen.«

Palmer lächelte. »Und er ist immer noch verschwunden?« »Nein. Ich war mir nicht sicher, was ich tun sollte, also bin ich ihm durchs Krankenhaus gefolgt, bis Dr. Goodweather und Dr. Martinez ihn schließlich aufspürten. Sie behaupten, Redfern sei okay, aber ich kann das nicht bestätigen. Ich habe eine Krankenschwester sagen hören, dass ich der einzige Patient hier oben bin. Und dass Mitarbeiter des Canary-Projekts einen Raum im Keller in Beschlag genommen haben.«

Nun verfinsterte sich Palmers Miene. »Wo sind Sie?« »Auf der Isolierstation. Aber das ist nur eine Vorsichtsmaßnahme. Irgendwie ist es Redfern gelungen, mich k. o. zu schlagen.«

»Ich verstehe.«

»Wenn Sie mir genau erklären, wonach ich suchen soll, könnte ich Ihnen erheblich besser helfen ... «

»Sie sagten, die CDC hat einen Raum im Krankenhaus requiriert? «

»Ja, im Keller. Gut möglich, dass es die Autopsie ist.

Das werde ich noch in Erfahrung bringen.«

»Und wann wollen Sie das tun?«

»Sobald ich hier raus bin. Es müssen nur noch ein paar Untersuchungen durchgeführt werden.«

Palmer erinnerte sich, dass Jim Kent selbst kein Epidemiologe war, sondern eher so etwas wie ein P R - M a n n für das Canary-Projekt. Keine medizinische Ausbildung. »Es hört sich an, als hätten Sie eine Halsentzündung, Mr. Kent.«

»Hab ich auch. Aber nichts Weltbewegendes.«

»Aha. Einen schönen Tag noch, Mr. Kent.«

Palmer legte auf. Kents Hospitalisierung war lediglich ein lästiger Begleitumstand - der Bericht über die Vorgänge im Krankenhaus jedoch beunruhigend. Aber gut, bei jeder lukrativen Unternehmung gab es Hürden zu überwinden. Sein Leben als Geschäftsmann hatte ihn gelehrt, dass erst durch Rückschläge der Sieg ganz besonders süß schmeckte.

Er griff wieder zum Telefon und drückte auf die Stern-Taste.

»Ja, Sir?«

»Mr. Fitzwilliam, wir haben unseren Kontaktmann im

## Flatbush, Brooklyn

Canary-Projekt verloren. Ignorieren Sie alle zukünftigen Anrufe von seinem Mobiltelefon.«

»Jawohl, Sir.«

»Und schicken Sie ein Team nach Queens. Es scheint, als wäre im Keller des Jamaica Hospitals etwas, das wir sicherstellen müssen.«

Ann-Marie Barbour überprüfte erneut, ob sie sämtliche Türen abgeschlossen hatte, ging dann zweimal durch das ganze Haus - Zimmer für Zimmer, von oben nach unten - und berührte dabei jeden Spiegel. Sie konnte an keiner reflektierenden Oberfläche vorbeigehen, ohne diese mit Zeige- und Mittelfinger ihrer rechten Hand anzutippen, wobei auf jede Berührung ein Nicken folgte; es beruhigte sie. Dann ging sie ein drittes Mal durch das Haus und wischte jede glänzende Oberfläche mit einem Gemisch aus Glasreiniger und Weihwasser ab. Erst jetzt war sie zufrieden.

Sobald sie überzeugt war, sich einigermaßen im Griff zu haben, rief sie ihre Schwägerin Jeanie in New Jersey an. »Denen geht's gut«, sagte Jeanie; sie meinte die Kinder, die sie tags zuvor abgeholt

hatte. »Sie sind ganz brav. Wie geht es Ansel?«

Ann-Marie schloss die Augen. Tränen quollen hervor. »Ich weiß es nicht.«

»Nicht besser? Hast du ihm die Hühnerbrühe gegeben, die ich mitgebracht habe?«

Ann-Marie hatte Angst, dass das Zittern ihrer Lippen über das Telefon zu hören war. »Das werde ich. Ich ... ich rufe dich wieder an.« Sie legte auf und sah durch das Fenster in den Garten hinaus.

Zwei frische Erdhügel. Zwei Gräber für die Hunde.

*Was hast du ihnen nur angetan, Ansel?*

Sie wusch sich die Hände und nahm dann einen Mahagonikasten aus dem Buffet im Esszimmer. Sie öffnete ihn. Das Silber lag darin, das Silber von ihrer Hochzeit, glänzend poliert; sie versteckte es vor neugierigen Blicken wie andere Frauen Süßigkeiten oder Pillen. Ihre Fingerspitzen wanderten zwischen dem Silber und ihren Lippen hin und her - sie war überzeugt, den Verstand zu verlieren, wenn sie nicht jedes einzelne Stück berührte.

Sie verstaute den Kasten wieder und ging zur hinteren Haustür. Erschöpft blieb sie kurz stehen, eine Hand auf dem Türknauf, und betete. Betete

darum, verstehen zu können, was hier geschah. Flehte um ein Zeichen, was sie tun sollte.

Dann öffnete sie die Tür und ging in den Garten. Zum Schuppen.

Dem Schuppen, aus dem sie die Kadaver der Hunde geschleift hatte. Glücklicherweise hatte unter der Veranda eine alte Schaufel gelegen, so hatte sie nicht noch einmal in den Schuppen zurückkehren müssen. Sie hatte die Hunde in flacher Erde begraben und über ihren Gräbern geweint. Um sie und um ihre Kinder und um sich selbst.

Jetzt trat sie an die Seitenwand des Schuppens, wo in einem Blumenkasten unter einem kleinen Fenster orangefarbene und gelbe Chrysanthemen blühten. Sie schirmte ihre Augen gegen das Sonnenlicht ab und spähte hinein. Das durch das Fenster hereinfallende Licht warf ein perfektes Rechteck auf den Lehm Boden, und Ann-Maries Schatten fiel auf den Metallpflock, der im Boden eingelassen war. Eine Kette war an diesem Pflock befestigt, deren Ende sie von ihrer Position aus allerdings nicht sehen konnte. Auf dem Boden waren Kratzspuren zu erkennen.

Sie ging um den Schuppen herum und blieb vor der

Tür stehen, die sie mit einer ähnlichen Kette verschlossen hatte. Sie lauschte.

»Ansel?«

Nicht mehr als ein Flüstern. Sie lauschte wieder, und als sie nichts hörte, legte sie ihren Mund an den Spalt der verzogenen Tür.

»Ansel?«

Ein Rascheln. Und ein leises Knurren. Der animalische Laut machte ihr Angst - und beruhigte sie zugleich. Er war immer noch dort drin. War immer noch bei ihr.

»Ansel ... ich weiß nicht, was ich tun soll ... Bitte sag mir, was ich tun soll ... bitte.«

Wieder Geraschel, als würden Dreckklumpen durch die Luft fliegen. Und ein gurgelnder Laut wie aus einem verstopften Rohr.

Wenn sie ihn doch nur sehen könnte!

Ann-Marie griff in den Ausschnitt ihrer Bluse und zog den kleinen Schlüssel hervor, den sie an einem Schnürsenkel um den Hals trug. Sie steckte den Schlüssel in das Schloss, mit dem die Kette gesichert war, und drehte ihn um - bis es klickte und der Stahlbügel aufschnappte. Dann wickelte sie die



Kette ab, zog sie durch den Metallgriff und ließ sie ins Gras fallen.

Die Tür öffnete sich, schwang von allein einige Zentimeter weit auf. Bis auf das spärliche Licht, das durch die Fenster drang, war es dunkel im Schuppen.

»Ansel?«

Sie sah einen sich bewegenden Schatten.

»Ansel ... du musst nachts etwas leiser sein. Mr. Otish von gegenüber hat die Polizei angerufen. Er dachte, es wären die Hunde ... « Sie bekam feuchte Augen, fürchtete, erneut in Tränen auszubrechen. »Ich ... fast hätte ich ihm von dir erzählt. Ich weiß nicht, was ich tun soll, Ansel. Ich fühle mich so verloren. Bitte ... ich brauche dich doch ... «

Ein furchtbarer Schrei ertönte. Und dann war er da. Ansel.

Ihr Mann. Er stürmte auf die Tür zu, stürmte auf *sie* zu ... bis ihn die Kette um seinen Hals zurückriss. Sein Brüllen erstickte.

Die Kette, die er sich selbst angelegt hatte.

Ann-Marie sah ihn im Dreck kauern, nackt bis auf das Hundehalsband um den sich grotesk

spannenden Hals, den schwarzen Mund weit geöffnet. Er hatte sich fast alle Haare ausgerissen, und sein bleicher, blaugeädderter Körper war mit Schmutz überzogen, als hätte er in der Erde gewühlt, sich sein eigenes Grab gegraben. Er fletschte die blutverschmierten Zähne, verdrehte die Augen, wich vor dem Licht zurück.

Ein Dämon.

Mit zitternden Händen zog Ann-Marie die Kette wieder durch den Griff, befestigte das Schloss und floh ins Haus.

### **Vestry Street, Tribeca**

Eine Limousine brachte Gabriel Bolivar zur Praxis von Dr. Ronald Box, dem Lieblingsarzt zahlreicher in New York beheimateter Prominenter aus Film, Fernsehen und Musikbusiness. Box war kein Dr. Feelgood, kein Rezeptausstellautomat - obwohl er, was das anging, durchaus großzügig sein konnte -, sondern ausgebildeter Internist und kannte sich mit Drogenentzug ebenso aus wie mit der Behandlung v o n Geschlechtskrankheiten, Hepatitis C und anderen, mit dem Stardasein zusammenhängenden Malaisen.

Der Wagen parkte in der Tiefgarage, und Bolivar

fuhr im Rollstuhl mit dem Aufzug nach oben, bekleidet lediglich mit einem schwarzen Morgenrock, zusammengesunken wie ein alter Mann. Sein langes schwarzes Haar war staubtrocken und fiel in Büscheln aus, sein Hals so geschwollen und wund, dass er kaum einen Ton herausbrachte.

Box empfing ihn sofort. Er hatte zuvor per E-Mail einige Röntgenaufnahmen von der Klinik erhalten, zusammen mit ein paar entschuldigenden Zeilen des zuständigen Arztes, der nur die Ergebnisse gesehen hatte und nicht den Patienten selbst; er versprach eine Reparatur der Geräte und schlug eine weitere Untersuchung in ein oder zwei Tagen vor. Nach einem Blick auf Bolivar glaubte Box allerdings nicht mehr, dass die Geräte defekt waren.

Er horchte den Musiker mit einem Stethoskop ab, lauschte auf die Herztöne, bat ihn, tief Luft zu holen. Als er einen Blick in den Hals seines Patienten werfen wollte, hob dieser abwehrend die Hände, wobei seine schwarz-roten Augen vor Schmerz regelrecht zu glühen schienen. »Wie lange haben Sie diese Kontaktlinsen schon drin?«, fragte Box.

Bolivar schüttelte den Kopf, und sein Mund kräuselte sich zu einem rauen Knurren.

Box blickte zu dem ehemaligen Footballspieler in Chauffeursuniform hinüber, der neben der Tür stand. Bolivars Leibwächter Elijah, eins achtundneunzig groß, zweihundertvierzig Pfund. Der Mann wirkte äußerst nervös, und auch Box bekam es allmählich mit der Angst zu tun. Er untersuchte Bolivars Hände, die alt und wund wirkten und trotzdem nicht gebrechlich. Dann versuchte er, die Lymphknoten am Unterkiefer abzutasten, was jedoch zu schmerzhaft zu sein schien - Bolivar wand sich wie ein kleines Kind.

Die Klinik hatte eine Körpertemperatur von knapp einundfünfzig Grad gemessen - völlig unmöglich bei einem menschlichen Organismus. Doch jetzt, als Box neben Bolivar stand, spürte er die Hitze, die dieser ausstrahlte, und zweifelte auch diesen Messwert nicht mehr an.

Box trat einen Schritt zurück. »Ich ... ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll, Gabriel. Es ist unglaublich. Ihr ganzer Körper scheint voll bösartiger Tumore zu sein. Ich sehe hier Karzinome, Sarkome und Lymphome, und alle sind metastasiert. Ich muss natürlich verschiedene Fachleute zurate ziehen, aber meines Wissens gibt es dafür keinen medizinischen

Präzedenzfall. «

Bolivar saß einfach nur da und hörte seinem Arzt zu, einen Ausdruck reinen Elends in den verfärbten Augen.

»Ich weiß nicht, womit wir es hier zu tun haben. Offenbar hat **Ihr** Herz aufgehört, selbstständig zu schlagen, und es sieht so aus, als würde der Tumor nun das Organ steuern. Dasselbe bei Ihren Lungen. Der Tumor breitet sich in beiden Lungenflügeln aus und ... absorbiert das Gewebe, wandelt es um. Als ob ... als ob Sie sich mitten in einer Metamorphose befänden. Klinisch könnte man Sie bereits als tot bezeichnen. Doch der Tumor erhält Sie am Leben.«

Bolivar saß weiter da und starrte in den Raum. Sein Hals zuckte leicht, als würde er versuchen, Worte zu formulieren.

»Ich werde Sie unverzüglich ins Sloan-Kettering einweisen. Das ist die beste Krebsklinik des Landes. Wir können das unter einem falschen Namen und mit einer fiktiven Sozialversicherungsnummer machen. Mr. Elijah soll Sie sofort dorthin ... «

Ein Stöhnen drang aus Bolivars Brustbereich, das unmissverständlich »Nein« bedeutete. Der Musiker legte die Hände auf die Armlehnen des Rollstuhls

und stemmte sich hoch. Er schwankte leicht, brauchte einen Moment, um sein Gleichgewicht zu finden, dann zupfte er mit den wunden Händen am Gürtel des Morgenmantels. Der Knoten löste sich, und sein schlaffer Penis wurde sichtbar - schwarz, eingeschrumpelt. Eine kranke Frucht, die jeden Moment von einem sterbenden Baum fallen konnte.

## **Bronxville**

Immer noch verunsichert durch die Ereignisse der vergangenen vierundzwanzig Stunden, gab Neeva, das Kindermädchen der Familie Luss, die Kinder in die Obhut ihres Neffen Emile und ließ sich von ihrer Tochter Sebastiane zurück nach Bronxville fahren. Sie hatte Keene und seiner achtjährigen Schwester Audrey zum Mittagessen die Cornflakes und das Obst gegeben, das sie aus dem Haus der Lusses mitgenommen hatte, als sie geflüchtet waren.

Jetzt kam sie zurück, um noch andere Dinge zu holen. Die bei den Kinder mochten ihre haitianische Küche nicht, und was weitaus wichtiger war - Neeva hatte das Pulmicort vergessen, Keenes Asthma-Medizin. Der Junge keuchte schon ziemlich.

Als sie sich dem Haus näherten, sahen sie Mrs. Guilds grünes Auto in der Einfahrt der Lusses stehen. Neeva wies Sebastiane an, im Wagen auf sie zu warten, stieg aus, zog sich den Unterrock unter dem Kleid gerade und ging mit dem Schlüssel in der Hand zum Seiteneingang. Die Tür ließ sich problemlos öffnen, die Alarmanlage war nicht aktiviert.

Durch den Hauswirtschaftsraum mit der eingebauten Garderobe und den beheizbaren Bodenfliesen ging sie in die Küche. Es sah nicht so aus, als hätte sie jemand betreten, seit Neeva das Haus mit den Kindern verlassen hatte. Reglos blieb sie in der Tür stehen, lauschte mit äußerster Konzentration, hielt den Atem so lange an, wie es ihr möglich war. Es war nichts zu hören.

»Hallo?«, rief sie einige Male. Würde Mrs. Guild, zu der sie eine äußerst reservierte Beziehung pflegte - die Haushälterin war eine verkappte Rassistin, argwöhnte Neeva -, wohl antworten? Würde Joan, als Mutter frei von jeglichen Mutterinstinkten und trotz all ihrer Erfolge als Rechtsanwältin selbst noch ein Kind, reagieren?

Kein Laut.

Neeva ging zur Kücheninsel in der Raummitte und legte ihre Handtasche behutsam zwischen Spüle und Herd ab. Sie öffnete den Vorratsschrank, schnappte sich eine Einkaufstüte und füllte sie mit Crackern, Säften und Popcorn. Sie kam sich wie eine Diebin vor. Immer wieder hielt sie kurz inne und lauschte.

Nachdem sie den Kühlschrank um Käsestäbchen und Joghurtdrinks erleichtert hatte, fiel ihr Blick auf Mr. Luss' Telefonnummer, die auf einem Blatt neben dem Küchenanschluss an der Wand klebte. Sollte sie ihn anrufen? Aber was sollte sie ihm sagen?

*Ihre Frau ist krank - deshalb habe ich Ihre Kinder mitgenommen.*

Nein. Sie wechselte ohnehin nur selten ein Wort mit ihm.

In diesem Haus war etwas Böses, und Neevas Verantwortung - als Angestellte wie als Mutter - galt einzig und allein der Sicherheit der Kinder.

Sie sah in den Schrank über dem Weinregal, doch die Schachtel mit Pulmicort war leer, wie sie befürchtet hatte. Sie musste in den Keller, wo die Medizinvorräte lagerten.

Am Absatz der gewundenen, mit Teppichboden



ausgelegten Treppe verharnte sie und fischte ihr schwarzes E-mailkreuz aus der Handtasche. Nur für alle Fälle! Dann ging sie langsam die Stufen hinunter, knipste jedes Licht auf dem Weg an - im Keller war es für diese Tageszeit ungewöhnlich dunkel - und blieb, unten angekommen, erneut stehen.

Familie Luss nannte es »Keller«, aber eigentlich war es ein weiteres Wohngeschoss. Es gab dort ein Heimkino einschließlich echter Kinosessel und Popcorn-Wagen, einen Raum voller Spieltische, einen Waschraum - wo sich Mrs. Guild um Kleidung und Bettwäsche der Familie kümmerte-, ein weiteres Bad, die Vorratskammer und einen erst unlängst eingebauten Weinkeller mit Temperaturregulierung; die Arbeiter hatten das Fundament aufreißen müssen, um den »europäischen« Steinboden zu verlegen, den sich Mrs. Luss gewünscht hatte.

Plötzlich sprang die Heizung an. Es klang, als hätte jemand gegen den Heizkessel getreten, und Neeva machte fast einen Satz bis zur Decke. Sie drehte den Kopf und sah zur Treppe ... Nein, der Junge war krank und brauchte das Medikament!

Beherzt ging sie los und war gerade auf halbem

Weg zur Vorratskammer, als sie die an der Wand aufgestapelten Sachen bemerkte. Deshalb also war es hier mitten am helllichten Tag so dunkel. Spielzeug, alte Kartons, Kleidungsstücke, Zeitungen: Jeder nur erdenkliche Kram war dort aufgetürmt und verdeckte die kleinen Fenster.

Wer hatte sich denn das einfallen lassen?

Rasch ging Neeva weiter zur Vorratskammer, wo sie Keenes Asthma-Medikament, Joans Vitamine und ihre bonbonfarbenen Antazida fand. Sie zog die länglichen Schachteln mit den Plastikampullen heraus, hastete zurück ... und bemerkte die dunklen Flecken auf dem Teppichboden. Sie wirkten wie Fußabdrücke. Neevas Blick folgte den Flecken bis zur Tür des Weinkellers. Dort musste sie vorbei, um die Treppe zu erreichen. Auf der Türklinke entdeckte sie etwas, das wie Erde wirkte.

Je näher sie der Tür des Weinkellers kam, desto sicherer war sie sich: Der Raum war eine Gruft. Aber keine kalte Gruft. Vielmehr spürte Neeva dort brodelnde Hitze.

Genau in dem Moment, als sie an der Tür vorbei zur Treppe eilte, bewegte sich die Türklinke. Neeva war dreiundfünfzig Jahre alt und hatte keine gesunden

Knie mehr - trotzdem schoss sie wie eine Katze die Treppenstufen hinauf. Sie stolperte, stützte sich an der Wand ab. Das Kruzifix schrammte über den Putz.

Etwas war hinter ihr, folgte ihr die Treppe hinauf. Atemlos stürzte sie durch die Tür in das sonnenbeschienene Erdgeschoss, rannte quer durch die Küche, schnappte sich ihre Handtasche und warf dabei die Einkaufstüte um, so dass die zuvor eingepackten Vorräte über den Boden schlitterten. Doch sie hatte viel zu viel Angst, um sie aufzusammeln ...

Beim Anblick ihrer Mutter, die etwas in kreolischer Sprache brüllte und mit flatterndem Haar aus dem Haus gerannt kam, stieg Sebastiane aus dem Auto.

»Nein«, rief Neeva und scheuchte sie zurück.  
»Mama, was ist passiert?«

»Fahr los!«

Sebastiane setzte sich wieder hinter das Steuer und legte den Rückwärtsgang ein. Keuchend sprang ihre Mutter auf den Beifahrersitz.

Sie fuhren los. »Was du da machst, Mama, ist Kidnapping«, sagte Sebastiane, während sie die Einfahrt hinunterschoss. »Dagegen gibt es Gesetze.

Hast du den Vater der Kinder angerufen? Du hast versprochen, ihn anzurufen.«

Neeva achtete nicht auf ihre Tochter. Sie öffnete die Hand und sah, dass sie blutverschmiert war. Sie hatte das mit Perlen besetzte Kruzifix so fest umklammert, dass es sich ins Fleisch gegraben hatte.

**Polizeirevier 17th Precinct, East  
51th Street, Manhattan**

Setrakian saß ganz am Ende der Zelle, so weit wie möglich entfernt von dem schnarchenden Mann, der sich gerade erst erleichtert hatte, ohne die Toilette in der Ecke zu benutzen oder auch nur die Hose runterzulassen.

»Setraykeen ... Setarkian ... Setrainiak?«

»Hier«, rief er, erhob sich und ging zu dem Analphabeten in Polizeiuniform, der vor der offenen Zellentür stand. Der Beamte ließ ihn hinaus und schloss wieder ab.

»Bin ich frei?«, fragte Setrakian.

»Denke schon. Ihr Sohn ist hier, um Sie

abzuholen.« »Mein Sohn?« Setrakian biss sich auf die Zunge. Er folgte dem Beamten zu einem Vernehmungszimmer. Der Polizist öffnete die Tür und bedeutete ihm hineinzugehen.

Setrakian brauchte einige Augenblicke, bis er den Mann auf der anderen Seite des leeren Tisches erkannte. Es war Dr. Ephraim Goodweather von der Seuchenschutzbehörde. Und neben ihm saß die Ärztin, die ihn schon zuvor begleitet hatte. Setrakian lächelte dankbar über ihre List - auch wenn ihn ihre Anwesenheit nicht unbedingt überraschte. » Dann hat es also begonnen«, sagte er.

Eph sah den alten Mann an. "Sie wollen hier raus? Wir können Sie rausholen. Aber zuerst brauche ich eine Erklärung.«

Setrakian musterte ihn. Die dunklen Ringe unter Goodweathers Augen waren unübersehbar. »Ich kann Ihre Fragen beantworten. Allerdings haben wir viel Zeit verloren. Wir müssen sofort anfangen. Falls wir überhaupt noch eine Chance haben, es aufzuhalten.«

»Genau davon rede ich doch.« Eph ballte die Hand zur Faust. »Was genau ist es?«

»Die Passagiere aus dem Flugzeug. Die Toten. Sie sind erwacht.«

Eph wusste nicht, was er darauf erwidern sollte. Konnte man darauf überhaupt *irgendetwas* erwidern?

Setrakian räusperte sich. »Es gibt sehr viele Dinge, Dr. Goodweather, die Sie jetzt über Bord werfen müssen. Ich bin mir durchaus bewusst, welches Risiko Sie eingehen, wenn Sie den Worten eines wildfremden alten Spinners Vertrauen schenken. Aber in gewisser Hinsicht gehe ich ein tausendfach höheres Risiko ein, wenn ich Ihnen diese Verantwortung aufbürde. Denn wir sprechen hier von nichts Geringerem als dem Schicksal der Menschheit. Sie denken, Sie gewinnen mich für Ihre Sache. **I**n Wahrheit jedoch gewinne ich Sie für meine.«

# **Der Alte Professor**

## **Knickerbocker Loans and Curios, I 18th Street, Spanish Hader**

Eph legte das Schild mit der Aufschrift EILIGE BLUTKONSERVEN! hinter die Windschutzscheibe und parkte in einer Ladezone an der East I 19th Street. Dann folgte er Setrakian und Nora einen Block in südlicher Richtung, bis sie die Pfandleihe an der Ecke erreichten. Die Türen waren mit Gittern verriegelt, die Fenster mit Metallplatten verbarrikadiert. Obwohl an der Eingangstür GESCHLOSSEN stand, wartete ein Mann in abgerissener Cabanjacke und mit Rastafari-Mütze vor dem Laden. Er hatte einen Schuhkarton in der Hand und trat von einem Bein aufs andere.

Setrakian zog einen Schlüsselbund heraus und fuhrwerkte damit an den zahlreichen Schlössern herum, die am Gitter verteilt waren. Seine knotigen Finger waren erstaunlich flink. »Heute ist geschlossen«, sagte er mit einem kurzen Seitenblick

auf die Schachtel des Mannes.

»Sehen Sie doch mal.« Der Mann nahm ein Leinenbündel aus dem Schuhkarton, faltete es auseinander und brachte neun oder zehn glänzende Objekte zum Vorschein. »Gutes Silberzeug. Sie kaufen doch Silber, das weiß ich.«

»Ja, stimmt.« Setrakian lehnte den Knauf seines langen Gehstocks gegen die Schulter und griff nach einem der silbernen Messer, wog es in der Hand, rieb mit den Fingern über die Klinge. Nachdem er die Taschen seiner Weste abgeklopft hatte, wandte er sich an Eph. »Haben Sie mal zehn Dollar zur Hand, Doktor?«

Ungeduldig griff Eph nach seinem Geldclip, schälte einen Zehndollarschein ab und reichte ihn dem Mann mit dem Schuhkarton.

»Den Rest können Sie wieder mitnehmen«, sagte Setrakian dann. »Kein echtes Silber.«

Der Mann packte seine Sachen ein und verbeugte sich leicht. »Danke. Gott segne Sie.«

»Das wird sich herausstellen«, erwiderte Setrakian und betrat den Laden.

Eph sah zu, wie sein Geld die Straße hinunterlief



und verschwand, dann folgte er dem alten Mann.

Als sie im Laden standen, zog Setrakian das Gitter wieder herunter und schloss ab. »Die Lichtschalter sind direkt dort drüben an der Wand«, sagte er.

Nora legte alle drei Schalter gleichzeitig um, und der Eingangs bereich wurde samt Glasschränken und Wandvitruinen in helles Licht getaucht. Sie sahen sich um. *Knickerbocker Loans and Curios* war ein kleiner, keilförmiger Eckladen, der wie mit dem Holzhammer in den Häuserblock getrieben zu sein schien, und das erste Wort, das Eph in den Sinn kam, war »Plunder«. Er stand inmitten von Plunder. Hier türmten sich fast schon antike Stereoanlagen, Videorekorder und andere völlig veraltete Elektrogeräte; Musikinstrumente, darunter ein Banjo und ein einer Gitarre ähnelndes Umhängekeyboard aus den 80ern; sakrale Statuen und Sammelteller; Plattenspieler und kleine Mischpulte; eine Glasvitruine mit Broschen und anderem glitzernden Billigschmuck; Kleiderständer, an denen vor allem Pelzmäntel hingen ...

Hatte Eph seine kostbare Zeit womöglich einem Irren geopfert? »Hören Sie«, sagte er, »wir haben da einen Kollegen, von dem wir vermuten, dass er sich

infiziert hat.«

Mit seinem überdimensionierten Gehstock klopfte Setrakian zweimal auf den Boden, ging an Eph vorbei und hob eine mit Scharnieren versehene Klappe in der Ladentheke an. »Lassen Sie uns nach oben gehen.«

Eine schmale Treppe führte in den ersten Stock und in eine Wohnung mit niedrigen Decken und abgewetzten Teppichen. Das Mobiliar sah so aus, als wäre es seit mindestens dreißig Jahren nicht mehr von der Stelle gerückt worden. Vor dem Eintreten lehnte der alte Mann seinen Stab an die Wand und berührte die Mesusa.

»Haben Sie Hunger?«, fragte er, hob den Deckel einer extravaganten Keksdose, nahm eine Packung Schokotörtchen heraus und riss das Zellophanpapier auf. »Mein Rat:

Lassen Sie Ihren Energiepegel niemals zu weit absinken. Immer bei Kräften bleiben.« Der alte Mann biss in ein cremegefülltes Törtchen und verschwand dann im Schlafzimmer, offenbar um sich umzuziehen.

Eph und Nora sahen sich unterdessen etwas um. Trotz der Unordnung roch es sauber in der Wohnung. Auf dem Esstisch, an dem nur ein Stuhl

stand, bemerkte Nora ein gerahmtes Schwarz-Weiß-Porträt: eine junge Frau mit tiefschwarzem Haar in einem schlichten dunklen Kleid, die auf einem großen Felsen an einem menschenleeren Strand posierte, die Hände über dem nackten Knie verschränkt, ein zauberhaftes Lächeln auf dem Gesicht. Eph ging in den Flur und betrachtete die alten Spiegel an den Wänden - es waren Dutzende, alle von unterschiedlicher Größe und keiner davon mehr heil. Hunderte alter Bücher stapelten sich zu beiden Seiten des Ganges auf dem Boden.

Als Setrakian wiederauftauchte, hatte er einen alten Tweed-Anzug mit Weste, Hosenträger, Krawatte und braune, polierte Lederschuhe an. Seine versehrten Hände steckten immer noch in den Wollhandschuhen mit den abgeschnittenen Fingerspitzen.

»Wie ich sehe, sammeln Sie Spiegel«, sagte Eph.

»Eine bestimmte Sorte, ja. In altem Glas ist viel zu sehen.«

»Na schön, könnten Sie uns jetzt freundlicherweise erzählen, was hier los ist?«

Setrakian neigte den Kopf. »Nun, das ist nichts, was man einfach so zwischen Tür und Angel erzählt.

Die Wahrheit muss ... enthüllt werden.« Er ging an Eph vorbei zur Wohnungstür. »Bitte kommen Sie. Kommen Sie.«

Sie folgten ihm wieder die Treppe hinunter, blieben jedoch nicht in der Pfandleihe im Erdgeschoss stehen, sondern stiegen durch eine gleichfalls verriegelte Tür ein weiteres gewundenes Treppenhaus hinab. Setrakians knotige Hand glitt das kühle Eisengeländer entlang. Als er sprach, füllte seine Stimme den schmalen Raum fast vollständig aus. »Was bin ich? Ich bin der Bewahrer eines uralten Wissens, gehütet von lange verstorbenen Menschen, nur noch in längst vergessenen Büchern zu finden.«

»Als Sie uns vor der Gerichtsmedizin ansprachen«, sagte Nora, »haben Sie eine ganze Reihe seltsamer Dinge gesagt. Etwa, dass die Toten aus dem Flugzeug nicht normal verwesen würden.«

»Das ist richtig.«

»Und worauf beruht diese Behauptung?« »Auf meiner Erfahrung.«

»Erfahrung mit anderen Vorkommnissen im Zusammenhang mit Flugzeugen?«

»Der Umstand, dass es in einem Flugzeug

geschehen ist, ist völlig nebensächlich. Ich habe dieses Phänomen bereits zuvor beobachtet. In Budapest, in Basra, in Prag und keine zehn Kilometer außerhalb von Paris. In einem winzigen Fischerdorf am Ufer des Gelben Flusses und in gut zweitausend Metern Höhe im mongolischen Altai-Gebirge. Und ja, auch auf diesem Kontinent habe ich es schon beobachtet. Dinge, die als Tollwut, Schizophrenie, Irrsinn oder als Wüten eines Serienmörders abgetan werden ... «

»Moment, Moment. Sie haben also Leichen gesehen, die viel zu langsam verwesen?«

»Das ist das erste Stadium, ja.« »Das erste Stadium?«

Wieder standen sie vor einer verschlossenen Tür. Setrakian holte zwei Schlüssel hervor, die nicht mit den anderen am Schlüsselbund, sondern an einer Kette um seinen Hals hingen, und öffnete erst ein großes, dann ein kleines Vorhängeschloss. Als die Tür nach innen schwang, flackerten helle Lampen automatisch auf. Sie folgten ihm in den von einem Summen erfüllten Kellerraum.

Als Erstes sprang Eph eine Wand mit Rüstungen ins Auge.

Hier schien es alles zu geben: vom großen Plattenharnisch über Kettenhemden bis zu Samurai-Brustpanzern und Halsplatten sowie einfacherer Ausrüstung aus dickem Leder zum Schutz von Hals, Brust und Unterleib. Und Waffen: Schwerter und Messer mit Klingen aus glänzendem kaltem Stahl. Andere, modernere Gerätschaften waren auf einem niedrigen Tisch verteilt: Nachtsichtbrillen und Nagelpistolen, deren Akkus in Ladegeräten steckten.

»Das Geschäft« - Setrakian deutete nach oben - »hat mir zwar immer einen anständigen Lebensunterhalt gesichert, doch ich bin nicht wegen einer besonderen Vorliebe für Transistorradios oder Familienschmuck in dieser Branche gelandet.« Er schloss die Tür hinter ihnen. Jetzt sah Eph, dass rund um den Türstock Leuchten angebracht waren - violette Röhren, offenbar UV-Lampen. Wozu? Um zu verhindern, dass irgendwelche Krankheitskeime in den Raum gelangten?

»Nein«, fuhr der alte Mann fort, »ich habe diesen Beruf einzig und allein aus dem Grund gewählt, weil er mir Zugang zu einem florierenden Schwarzmarkt für esoterische Gegenstände, Antiquitäten und Bücher bot, die ich für meine Forschung benötigte.«

Eph sah sich erneut um. Der Raum wirkte weniger wie ein Museum als vielmehr wie ein Waffenarsenal. »Forschung?« »In der Tat. Ich war viele Jahre Professor für osteuropäische Literatur und Volkskunde an der Universität Wien.«

Eph musterte ihn. Nun, zumindest kleidete er sich wie ein Wiener Professor. »Und jetzt sind Sie emeritiert und betätigen sich hier in Harlem als Pfandleiher und Kurator?«

»Ich bin durchaus nicht freiwillig in den Ruhestand getreten, Dr. Goodweather. Ich bin in Ungnade gefallen. Gewisse Kräfte hatten sich gegen mich verschworen. Wenn ich allerdings zurückblicke, hat es mir mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit das Leben gerettet, dass ich damals untergetaucht bin.« Setrakian wandte sich ihnen zu und verschränkte die Hände hinter dem Rücken. »Diese Geißel, die wir nun in ihren Anfangsstadien erleben, gibt es bereits seit Jahrhunderten. Seit Jahrtausenden. Ja, ich vermute - obwohl ich es nicht beweisen kann -, dass ihre Ursprünge bis in die Vorzeit zurückreichen. «

Eph nickte, froh, dass sie wieder zurück zum eigentlichen Thema gefunden hatten. »Dann

sprechen wir hier also von einem Virus?»

»Ja. In gewisser Weise. Von einer Krankheit, die Fleisch wie Geist befällt.« Der alte Mann stand so im Raum, dass die Schwerter an der Wand hinter ihm aus Ephs und Noras Perspektive wie zwei aufgefächerte stählerne Flügel wirkten. »Ein Virus, ja. Aber ich möchte Sie mit einem weiteren V-Wort vertraut machen.«

»Und das wäre?» »Vampir.«

Das Wort - in feierlichem Ernst ausgesprochen - schwebte eine Weile im Raum.

»Sie denken nun«, fuhr Setrakian fort, »an einen Schmierenkomödianten mit schwarzem Satincap. Oder an eine verwegene Gestalt mit Reißzähnen. Oder an eine verlorene Seele mit der Last des ewigen Lebens. Oder aber: Bela Lugosi trifft Abbott und Costello.«

Nora konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Ich sehe hier weder Kruzifixe noch Weihwasser. Und auch keinen Knoblauch. «

»Knoblauch hat gewisse immunologische Eigenschaften und kann durchaus nützlich sein. Daher ist sein Vorkommen in der Mythologie aus biologischer Sicht auf jeden Fall nachvollziehbar.



Aber Kruzifixe und Weihwasser sind lediglich Ausgeburten der fieberkranken Fantasie eines viktorianischen Schriftstellers und des religiösen Klimas der damaligen Epoche.« Setrakian zuckte mit den Achseln. »Nein, sie sind schon immer hier gewesen. Unter uns. In der Dunkelheit. Sie ernähren sich von uns.« Er sah Eph und Nora aus zusammengekniffenen Augen an. »Es gibt sieben Urgeschöpfe, die >Alten<, die >Meister<. In jüngster Zeit - wobei Zeitspannen vor dem Hintergrund ihrer Lebenserwartung mit Vorsicht zu behandeln sind - lebten sie verteilt über Europa, Asien, die arabische Halbinsel und Afrika. Die Alte Welt, wenn Sie so wollen. Doch dann kam es zu einem Schisma, einem Konflikt. Um was es bei diesem Streit ging, ist mir nicht bekannt. Aber ich weiß, dass mit der Entdeckung Amerikas nicht nur für uns Menschen das Tor zu einem neuen, fruchtbaren Land aufgestoßen wurde, sondern auch für *sie*. Drei der Meister blieben in der Alten Welt zurück, drei brachen in die Neue auf. Beide Seiten respektierten das jeweilige Reich der anderen, ein Waffenstillstand wurde vereinbart und auch gehalten. Das Problem jedoch war der siebte Meister. Er war ein

Einzelgänger, der sich gegen beide Lager stellte. Und dieser siebte Meister - das vermute ich jedenfalls - ist nun auch unser Problem.«

Nora starrte Abraham Setrakian mit offenem Mund an. »Wie bitte?«

»Der feindliche Einfall in die Neue Welt. Der Bruch des Waffenstillstands. Im Grunde genommen eine Kriegserklärung.«

Eph räusperte sich. »Ich glaube, wir haben genug Unsinn gehört.«

Setrakian hob die Hände. »Ich weiß, Dr. Goodweather, dass Sie dazu erzogen wurden, zu zweifeln und zu entlarven und alle Dinge auf eine kleine Anzahl bekannter Tatsachen zu reduzieren. Weil Sie ein Arzt sind, ein Mann der Wissenschaft, und weil wir hier in Amerika sind, wo alles verstanden werden muss und Gott ein gütiger Diktator ist und die Zukunft gar nicht anders sein kann als strahlend. Ich spotte nicht - es ist wunderbar, allein daran zu glauben, woran man glauben *will*, und alles andere einfach zu ignorieren. Ich habe großen Respekt vor Ihrer Skepsis, Dr. Goodweather, und das sage ich in der Hoffnung, dass Sie Ihrerseits meine Erfahrung respektieren

u n d meine Beobachtungen vor Ihrem wissenschaftlichen Verstand bestehen lassen.«

»Na schön. Sie behaupten also, dass sich in dem Flugzeug ... einer von *denen* befand. Dieser ... Einzelgänger.« »Genau.«

»Im Frachtraum. In dieser Kiste.«

»Ja. Ein Sarg voller Erde. Sie kommen aus der Erde und kehren immer wieder dorthin zurück. Wie Würmer. Sie graben sich ein, um zu ruhen. Wir würden es Schlaf nennen.« »Fern vom Tageslicht«, sagte Nora.

»Vom Sonnenlicht, ja. In der Verwandlungsphase sind sie am verwundbarsten.«

»Wenn ich richtig verstanden habe, geht es um einen Krieg unter Vampiren. Aber hier gehen Vampire offenbar gegen Menschen vor? Diese toten Passagiere ... «

»Auch das werden Sie schwer akzeptieren können, doch für sie sind wir keine Feinde. Wir sind keine ebenbürtigen Gegner. Für sie sind wir nur Beute. Nahrung. Wie Tiere in einem Pferch. Oder Fleisch in einem Regal im Supermarkt.«

Eph fuhr sich durch die Haare. »Und was würden

Sie jemandem sagen, der meint, das klinge doch ziemlich nach Science- Fiction?«

Setrakian streckte den Finger aus. »Dieses Gerät da in Ihrer Tasche. Das mobile Telefon. Sie tippen ein paar Zahlen ein, und augenblicklich unterhalten Sie sich mit jemandem auf der anderen Seite der Welt. Das ist Science-Fiction, Dr. Goodweather.« Er lächelte. »Benötigen Sie einen Beweis?« Setrakian trat zu einer niedrigen Bank, auf der ein mit schwarzer Seide verhüllter Gegenstand lag. Er berührte den Stoff an der äußersten Ecke, wobei er versuchte, seinen Körper so weit wie möglich davon entfernt zu halten. Dann zog er das Tuch fort.

Ein Glasbehälter kam zum Vorschein - ein Probengefäß, wie man es in jedem Geschäft für Medizinbedarf erhält. Darin schwamm, in einer milchigen Flüssigkeit, ein gut erhaltenes menschliches Herz.

Eph beugte sich vor, um das Organ aus der Nähe zu betrachten. »Erwachsen, weiblich, wenn ich von der Größe ausgehe. Gesund. Ziemlich jung. Eine frische Probe.« Er sah Setrakian an. »Was soll das beweisen?«

»Ich habe es einer jungen Witwe in einem Dorf bei

Shkoder in Nordalbanien aus der Brust operiert. Das war im Frühjahr 1971.«

Eph lächelte und beugte sich etwas weiter vor - als plötzlich etwas Tentakelartiges mit einem Saugnapf an der Spitze aus dem Herz schoss. Es traf das Glas genau dort, wo sich auf der anderen Seite Ephs Auge befand.

Er zuckte zurück.

»Was war das denn?«, fragte Nora neben ihm. Das Herz begann sich in dem Plasma zu bewegen. Es pulsierte.

*Es schlug.*

Eph beobachtete, wie der flache, mundähnliche Saugnapf über das Innere des Glases wanderte. Er sah Setrakian an, der, die Hände in den Taschen vergraben, alles beobachtete. »Es erwacht zum Leben, sobald menschliches Blut in seine Nähe kommt«, sagte der alte Professor.

So ungläubig wie fasziniert wagte sich Eph erneut näher heran, wobei er etwas nach rechts trat. Der Saugnapf löste sich von der Innenseite des Glases - und schoss auf die Stelle zu, an der Eph stand. »Mein Gott!«, stieß er hervor. »Wie kann es leben?«

Das Organ trieb in der Flüssigkeit wie ein blinder Fisch. Es hatte keine Blutzufuhr; Adern, Aorten, Hohlvenen - alles abgetrennt.

»Es lebt nicht. Aber es ist auch nicht tot, Dr. Goodweather. Es ist *belebt*. Man könnte auch sagen: besessen. Allerdings im wortwörtlichen Sinn. Wenn Sie ganz genau hinsehen, erkennen Sie es.«

Eph beobachtete die Kontraktionen, die im Gegensatz zu einem echten Herzschlag sehr unregelmäßig waren. Schließlich bemerkte er, wie sich in dem Organ etwas bewegte. Sich wand. »Was ist das? Ein ... Wurm?«

Er war dünn und hell, rosafarben und etwa sechs bis sieben Zentimeter lang. Wie ein pflichtbewusster Wachposten, der in einem längst aufgegebenen Stützpunkt patrouilliert, zog er in dem Organ seine Runden.

»Ein Blutwurm«, sagte Setrakian, »ein Kapillarparasit, der sich in den Infizierten vermehrt. Ich vermute, dass er das Bindeglied zwischen Virus und Mensch ist. Der eigentliche Überträger. «

Eph schüttelte ungläubig den Kopf. »Was ist mit diesem ... diesem Saugnapf?«

»Das Virus baut die lebenswichtigen Organe und Systeme des Wirts komplett um, wobei es allerdings sein ursprüngliches Erscheinungsbild weitgehend beibehält, um so für sich die besten Lebensbedingungen zu schaffen. Mit anderen Worten: Das Virus kolonisiert und modifiziert den Wirt zum Zwecke des eigenen Überlebens. In diesem Fall ist der Wirt ein abgetrenntes Organ, das in einem Glas schwimmt, und das Virus hat auch hier einen Weg gefunden, einen optimalen Mechanismus zur Nahrungsaufnahme zu entwickeln.«

»Nahrungsaufnahme? «

»Der Wurm lebt von Blut. Menschlichem Blut.«

Eph betrachtete das Herz mit zusammengekniffenen Augen. »Wessen Blut?«

Setrakian zog die linke Hand aus der Westentasche und zeigte ihnen seine faltigen Fingerspitzen. Die Kuppe des Mittelfingers jedoch war vernarbt und glatt. »Ein paar Tropfen jeden Tag genügen. Er wird hungrig sein, ich war ja eine ganze Weile nicht hier.« Er ging zu dem Glas, nahm den Deckel ab und stach sich mit der Spitze eines kleinen Federmessers, das an seinem Schlüsselring hing, in die Fingerkuppe. Er zuckte nicht zusammen; offenbar war ihm dies längst

zur Routine geworden.

Als Setrakians Blut ins Plasma tropfte, nahm der Sauger die roten Tropfen so auf, als wäre er das Maul eines hungrigen Fisches.

Eph beobachtete, wie sich der Rüssel bei der Nahrungsaufnahme rot verfärbte. Der Wurm im Inneren des Herzens schien sich jetzt geschmeidiger und deutlich kraftvoller zu bewegen. » Und Sie behaupten, Sie halten das Ding hier seit ... wie vielen Jahren? «

Aus einer kleinen Flasche sprühte der alte Mann etwas Flüssigverband auf den Finger und schloss das Glas wieder. »Seit Frühjahr 1971. Ich mache nicht häufig Urlaub.« Setrakian lächelte über seinen Witz, während er sich die Fingerspitze rieb. »Sie war *verwandelt*. Die Alten, die im Verborgenen bleiben wollen, töten unmittelbar im Anschluss an die Nahrungsaufnahme, um eine Verbreitung des Virus zu verhindern. Eines ihrer Opfer entkam jedoch und kehrte nach Hause zurück, um sich an seiner Familie, den Freunden und Nachbarn gütlich zu tun. Das Herz dieser jungen Witwe war noch keine vier Stunden verwandelt, als ich sie aufspürte. «

»Vier Stunden? Woher wussten Sie das?« »Ich sah



das Mal. Das Mal der *strigoi*.« »*5trigoi*?«

»Ein sehr alter Ausdruck für Vampir.« »Und das Mal?«

»Die Stelle der Penetration. Eine schmale Verletzung über der Kehle, die Sie, so vermute ich, inzwischen ebenfalls schon gesehen haben.«

Eph und Nora nickten. Beide mussten an Jim denken. »Ich sollte noch hinzufügen, dass es nichts Alltägliches für mich ist, einem Menschen das Herz aus dem Leib zu schneiden. Das war eine ziemlich schmutzige Geschichte, auf die ich mehr oder weniger durch Zufall gestoßen bin. Ich hatte keine andere Wahl.«

»Und seitdem halten Sie dieses Ding hier am Leben, füttern es wie ein ... Haustier«, sagte Nora.

»Ja.« Beinahe liebevoll sah Setrakian auf das Gefäß. »Es ist wie eine tägliche Ermahnung, mit welchem Gegner ich es zu tun habe. Womit *wir* es jetzt zu tun haben.«

»Aber in all diesen Jahren - warum haben Sie das nie jemandem gezeigt?«, fragte Eph. »Einer medizinischen Fakultät? Den Medien?«

» Wäre es so einfach, Doktor, dann wäre dieses

Geheimnis schon seit vielen Jahren gelüftet. Aber es handelt sich um ein Geheimnis, das weite Kreise zieht und das Leben vieler betrifft. Sie würden niemals zulassen, dass die Wahrheit an die Öffentlichkeit kommt. Deshalb habe ich mich hierher zurückgezogen. Und gewartet.«

Jetzt lief es Eph eiskalt über den Rücken. Die *Wahrheit* lag direkt vor ihm: Das menschliche Herz in diesem Glasgefäß beherbergte einen Wurm, den es nach dem Blut des alten Mannes durstete. »Verzeihen Sie mir, dass ich mich mit Geheimnissen, die die Zukunft der Menschheit gefährden, nicht so besonders gut auskenne. Aber sonst weiß niemand davon?«

»O doch. Sogar ein sehr mächtiger Jemand. Der Meister kann nicht ohne fremde Hilfe auf Reisen gegangen sein. Ein menschlicher Verbündeter muss für seine Sicherheit und den Transport gesorgt haben. Vampire können fließende Gewässer ohne die Hilfe eines Menschen nicht überqueren. Jemand muss sie ... einladen. Nun ist das Siegel - der Waffenstillstand - gebrochen, durch ein Bündnis zwischen *strigoi* und Mensch. Und genau deshalb ist dieser feindliche Akt auch so bedrohlich. «

Nora sah Setrakian an. »Wie viel Zeit bleibt uns noch?« »Ja, nun kommen wir zum Kern der Angelegenheit. Diese Seuche wird in weniger als einer Woche ganz Manhattan befallen haben. Und sie wird weniger als drei Monate benötigen, um das ganze Land zu übernehmen. Und in sechs Monaten ... die ganze Welt.«

»Nein«, sagte Eph mit fester Stimme. »Das wird nicht geschehen. Das werden wir verhindern.«

»Ich bewundere Ihre Entschlossenheit, Dr. Goodweather«, erwiderte Setrakian. »Aber Sie scheinen immer noch nicht ganz begriffen zu haben, womit Sie es hier zu tun haben.«

»Gut. Dann erklären Sie es uns.«

## **Park Place, Tribeca**

Vasiliy Fet parkte den Lieferwagen vor einem Mietshaus in Lower Manhattan. Von außen sah es nach nichts Besonderem aus, aber immerhin hatte es eine Markise und einen Portier. Normalerweise hätte er die Adresse nochmals überprüft, wenn nicht der Van des Gesundheitsamts davor geparkt hätte.

Sein gelbes Warnlicht drehte sich.

Paradoxerweise wurden Kammerjäger in der ganzen Stadt so gut wie immer mit offenen Armen empfangen - so wie die Polizei, die an einem Tatort eintrifft. Doch aus irgendeinem Grund glaubte Vasiliy nicht, dass es sich hier genauso verhalten würde.

Am Heck seines Lieferwagens war das Logo des Gesundheitsamtes von New York angebracht. Bill Furber, ein Inspektor ebenjenes Amtes, erwartete ihn bereits auf der Treppe. Bill hatte einen schief sitzenden blonden Schnauzer, und da er ständig Nikotinkaugummis kaute, schien der Bart auf seiner Gesichtsmuskulatur hin und her zu schwanken. »Da sind Sie ja, Vas.«

Vas war die Kurzform von Vasya, was wiederum die Verkleinerungsform seines Vornamens war. Vas - oder noch kürzer V, wie er oft gerufen wurde - war ein Russe der zweiten Generation, dessen raue Stimme bereits durch und durch nach Brooklyn klang. Er war ein großer, kräftiger Mann, der die Eingangstreppe praktisch ausfüllte.

Bill klopfte ihm auf die Schulter und bedankte sich für sein schnelles Kommen. »Die Cousine meiner Nichte ist in die Lippe gebissen worden. Ich weiß,

das Haus hier ist 'ne Nummer zu groß für mich, aber was soll ich machen, sie hat in Immobilien eingeheiratet. Ist 'ne Familiensache, verstehen Sie? Ich habe ihnen versprochen, den besten Rattenmann der ganzen Stadt zu rufen.«

Vasiliy nickte. Er ließ sich nicht anmerken, wie ihn das Lob freute. Ein Schädlingsbekämpfer feiert seine Erfolge in aller Stille, denn für ihn bedeutet Erfolg, keinerlei Spuren zu hinterlassen, keinen Hinweis darauf, dass es jemals auch nur das kleinste Ungeziefer gegeben hatte oder auch nur eine einzige Falle ausgelegt worden war. Es bedeutet, dass die Ordnung aufrechterhalten wurde.

Sie gingen hinauf. Vasiliy zog seinen Rollkoffer hinter sich her wie ein Computer-Techniker sein Werkzeug. Das Innere des Lofts hatte hohe Decken und weite Räume - eine Einhundertsiebzig-Quadratmeter-Eigentumswohnung, die in New York locker drei Millionen Dollar kostete. In einem Raum aus Glas, Teak und Chrom saß ein kleines Mädchen auf einem orangefarbenen Sofa und umklammerte eine Puppe und ihre Mutter; ein breiter Verband bedeckte Oberlippe und Wange. Die Mutter hatte kurzes Haar und trug eine Brille mit schmalem,

rechteckigem Gestell sowie einen grünen, knielangen Wollrock. Auf Vasiliy wirkte sie wie eine Besucherin aus einer hippen, androgynen Zukunft.

Das Mädchen konnte höchstens fünf oder sechs Jahre alt sein. Sie hatte offensichtlich immer noch Angst. Vasiliy hätte sie gerne angelächelt, doch sein Gesicht wirkte auf Kinder nur höchst selten vertrauenerweckend: Sein Unterkiefer hatte etwas von der Form eines Beils, und seine Augen standen weit auseinander.

An der Wand hing ein Flachbildschirm, auf dem der Bürgermeister gerade in einen Strauß Mikrofone sprach. Es ging um diese Toten aus dem Flugzeug, die aus den städtischen Leichenhäusern verschwunden waren. Das NYPD befand sich in höchster Alarmbereitschaft und kontrollierte sämtliche Kühllastwagen an allen Brücken und Tunnels. Man hatte eine Telefon-Hotline eingerichtet. Verständlicherweise waren die Angehörigen der Opfer überaus empört.

Bill führte Vasiliy in das Zimmer des Mädchens, in dem ein Himmelbett, ein Hello-Kitty-Fernseher, der dazu passende Laptop und in der Ecke ein Butterscotch-Pony standen. Sofort fiel Vasiliys Blick

auf eine Lebensmittelverpackung neben dem Bett. Erdnussbutterkekse. Die mochte er selbst auch gerne.

"Sie war in ihrem Zimmer und hat ein Nickerchen gemacht«, sagte Bill. "Sie ist aufgewacht, als sie spürte, wie etwas an ihrer Lippe nagte. Das Ding war auf ihrem Kopfkissen, Vas. Eine Ratte in ihrem Bett! Die Kleine wird monatelang nicht mehr richtig schlafen können. Hast du so was schon mal gehört? «

Vasiliy schüttelte den Kopf. Tatsächlich gab es in jedem Gebäude Manhattans Ratten - egal, was die Vermieter sagten oder die Mieter sich einredeten -, nur machten sie nicht auf sich aufmerksam, vor allem nicht am helllichten Tag.

Von Rattenangriffen waren vor allem Kinder betroffen; meistens bissen die Biester sie in Mundnähe, denn dort riecht es nach Nahrung. *Rattus norvegicus*, die Wanderratte, sowie die gewöhnliche Stadtratte besaßen einen ausgeprägten Geruchs- und Tastsinn, und ihre langen, scharfen Schneidezähne konnten mühelos Aluminium, Kupfer, Blei und Eisen durchtrennen, weshalb sie für ein Viertel aller defekten Stromkabel in der Stadt

verantwortlich waren und wahrscheinlich auch hinter einem hohen Prozentsatz der ungeklärten Brände steckten. In der Härte waren ihre Zähne vergleichbar mit Stahl, die Kiefer, die von der Struktur her denen von Alligatoren ähnelten, entwickelten eine Beißkraft von mehreren tausend Pfund. Sie konnten sich sogar durch Beton und Stein fressen.

Vasiliy war ein Spezialist für Ratten. »Hat sie die Ratte gesehen?«, fragte er.

»Sie wusste nicht, was es war. Sie hat geschrien und um sich geschlagen, dann ist sie weggerannt. Erst in der Notaufnahme hat man ihnen gesagt, dass es wohl 'ne Ratte war.«

Vasiliy trat ans Fenster, das leicht offen stand. Er drückte es weiter auf und blickte drei Stockwerke tief auf eine schmale Kopfsteinpflastergasse hinunter. Die Feuerleiter befand sich drei, dreieinhalb Meter vom Fenster entfernt, die jahrhundertealte Backsteinfassade war ungleichmäßig und zerklüftet. Die Menschen stellten sich Ratten oft als plump und unbeholfen vor, doch in Wirklichkeit bewegten sie sich mit der Schnelligkeit und Gewandtheit von Eichhörnchen - vor allem, wenn sie von Hunger oder Angst getrieben wurden.



Vasiliy rückte das Bett von der Wand und zog das Laken ab, schob ein Puppenhaus, eine Kommode und ein Bücherregal zur Seite und spähte dahinter. Allerdings rechnete er nicht damit, die Ratte tatsächlich noch im Schlafzimmer zu finden. Er schloss lediglich alle naheliegenden Verstecke aus.

Den Karren hinter sich herziehend, kehrte er in den Flur zurück. Ratten konnten nicht sehr gut sehen und bewegten sich hauptsächlich nach Gefühl. Ihre Orientierung und ihre Schnelligkeit basierten zu einem großen Teil auf Übung, da sie immer wieder die gleichen Routen einschlugen und sich nur selten weiter als zwanzig Meter von ihrem Nest entfernten. E i n e r fremden Umgebung misstrauten sie grundsätzlich. Diese Ratte hatte vermutlich die Tür entdeckt, war um die Ecke gebogen und hatte sich dann dicht an der Wand auf der rechten Seite gehalten. Die nächste offene Tür führte in das Badezimmer des Mädchens. Vasiliy suchte auch diesen Raum nach möglichen Verstecken ab: eine erdbeerförmige Badematte, ein blass-rosafarbener Duschvorhang, ein Korb voller Badesalz und Spielzeug. Offenbar alles in Ordnung.

Bill sah ihm eine Weile zu, dann entschloss er sich,

zu Mutter und Tochter zurückzugehen. Kurz darauf hörte er aus dem Bad ein lautes Klirren - das Geräusch von Flaschen, die in eine Badewanne fallen -, ein Grunzen und Vasiliy, der Schimpfworte ausstieß.

Mutter und Tochter sahen völlig entgeistert drein. Bill der seinen Kaugummi verschluckt hatte - hob die Hand, um sie zu beruhigen, und lief den Flur hinunter.

Vasiliy öffnete die Badezimmertür. Er trug lange, kevlarverstärkte Schutzhandschuhe und hielt einen Sack in der Hand, in dem etwas zappelte. Etwas Großes.

Er reichte Bill den Sack, dem nichts anderes übrig blieb, als ihn entgegenzunehmen, wollte er ihn nicht auf den Boden fallen und die Ratte entkommen lassen. Er hoffte nur, dass der Sack so robust war, wie er aussah, denn die Ratte darin kämpfte mit dem Mut der Verzweiflung.

Vasiliy öffnete unterdessen ruhig - für Bills Geschmack viel zu langsam - seinen Koffer und holte ein versiegeltes Päckchen heraus, in dem sich ein mit Halothan getränktes Schwämmchen befand. Dann nahm er den Sack wieder an sich und öffnete

ihn gerade lange genug, um das Narkotikum hineinzuworfen. Zunächst kämpfte die Ratte genauso heftig weiter, doch nach und nach wurde sie müder. Vasiliy schüttelte den Sack, um die Sache zu beschleunigen.

Als das Zappeln schließlich aufgehört hatte, wartete er noch einige Minuten, dann griff er in den Sack und zog die Ratte am Schwanz heraus. Sie war sediert, aber nicht bewusstlos. Die scharfen Krallen an den Vorderpfoten hackten Löcher in die Luft, die Kiefer schnappten, die glänzenden schwarzen Augen waren weit geöffnet. Die Ratte hatte eine beachtliche Größe, an die zwanzig Zentimeter lang, und der Schwanz maß weitere zwanzig. Das borstige Fell war am Rücken dunkelgrau und auf der Bauchseite schmutzig weiß gefärbt. Das war kein entlaufenes Haustier, sondern eine wilde Stadtratte.

Bill war etliche Schritte zurückgewichen. Obwohl er in seinem Leben schon viele Ratten gesehen hatte, konnte er sich nicht an ihren Anblick gewöhnen.

"Sie ist trächtig«, sagte Vasiliy. Die Tragezeit von Ratten dauerte gerade mal einundzwanzig Tage, und der Wurf konnte bis zu zwanzig Junge umfassen. Ein gesundes Weibchen konnte also jedes Jahr

zweihundertfünfzig Junge zur Welt bringen - wobei die Hälfte davon wiederum zu paarungsbereiten Weibchen heranwuchs. »Soll ich sie fürs Labor zur Ader lassen?«

Bill schüttelte den Kopf. Er sah so angewidert drein, als hätte Vasiliy ihm vorgeschlagen, sie zu essen. »Das Mädchen hat im Krankenhaus alle Impfungen erhalten. Sieh dich mal um, Vas. Ich meine, das hier ist ja nicht« - er senkte die Stimme - »irgendeine Bruchbude in Bushwick, wenn du verstehst, was ich meine.«

Vasiliy verstand. Sehr gut sogar. Immerhin hatten seine Eltern zunächst in Bushwick gelebt, nachdem sie nach Amerika gekommen waren. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hatte das Viertel immer wieder Einwanderungswellen erlebt: Deutsche, Engländer, Iren, Russen, Polen; jetzt waren Südamerikaner, Inder und Koreaner an der Reihe. Und Vasiliy verbrachte viel Zeit in diesem und anderen armen Vierteln New Yorks. Er wusste von Familien, die jede Nacht mithilfe von Couch polstern, Büchern und Möbelstücken versuchten, ihre Wohnung zu verbarrikadieren, um die Ratten draußen zu halten.

Dieser Angriff jedoch war sehr ungewöhnlich, das

musste er zugeben. Er hatte bei Tageslicht stattgefunden - Merkwürdigkeit Nummer eins. Und üblicherweise wurden nur die schwächsten Ratten aus der Kolonie verdrängt, doch das hier war ein starkes, gesundes Weibchen - Merkwürdigkeit Nummer zwei. Ratten lebten mit den Menschen in einem empfindlichen Gleichgewicht. Sie nutzten die Schwachstellen der Zivilisation, ernährten sich von ihrem Abfall, lauerten unsichtbar hinter Wänden oder unter Holzdielen. Aber in der Regel blieben sie, wo sie waren - wie der Mensch neigten auch Ratten nicht dazu, unnötige Risiken einzugehen: Man musste sie schon aktiv aus dem Untergrund vertreiben.

»Soll ich sie nach Flöhen absuchen?«, fragte Vasiliy. »Himmel, nein! Steck das Vieh in den Sack zurück und lass es verschwinden. Und zeig's ja nicht dem Mädchen. Sie ist schon traumatisiert genug.«

Vasiliy zog eine Plastiktüte aus seinem Koffer und steckte die Ratte zusammen mit einem weiteren in Halothan getränkten Schwamm hinein. Diesmal hatte er eine tödliche Dosis gewählt.

Er stopfte die Tüte in den Sack und dann setzte er seine Arbeit in der Küche fort. Rückte Herd und

Geschirrspüler zur Seite. Kontrollierte die Rohrleitungen unter der Spüle. Er konnte weder Exkreme noch Löcher entdecken, legte aber dennoch einen kleinen Köder hinter den Schränken aus. Das machte er immer - ohne den Bewohnern etwas davon zu sagen. Die Leute wurden ja immer gleich nervös, wenn es um Gift ging, ganz besonders junge Eltern. Aber es war nun mal eine Tatsache, dass in jedem Gebäude und auf jeder Straße Manhattans Rattengift lag; die grünen Kügelchen, die Trockenfutter für Hunde ähnelten, waren ein sicheres Indiz dafür, dass in der Nähe Ratten gesichtet worden waren.

Danach gingen sie in den Keller. Alles sauber und ordentlich, nirgendwo Müll oder die Sorte von Unrat, die aufgrund ihrer Konsistenz für den Nestbau geeignet war. Vasilij suchte den Raum ab, schnupperte. Er hatte eine gute Nase für Ratten - so wie Ratten eine gute Nase für Menschen hatten. Zu Bills Unbehagen schaltete er das Deckenlicht aus und knipste stattdessen die Taschenlampe an, die am Gürtel seiner hellblauen Latzhose hing und ein violettes Licht abgab. Urin von Nagetieren leuchtet unter Schwarzlicht indigoblau, doch hier war nichts

zu erkennen. Vasiliy legte weiteres Gift aus und stellte, nur zur Vorsicht, Fallen in den Ecken auf.

Als sie wieder oben waren, bedankte Bill sich bei ihm, dann verabschiedeten sie sich. Vasiliy war immer noch ein wenig verwirrt. Nachdem er die Ausrüstung und die tote Ratte im Laderaum des Lieferwagens verstaut hatte, zündete er sich eine dominikanische Corona an und schlenderte die Straße hinunter, bis er die mit Kopfsteinen gepflasterte Gasse erreichte, die er vom Zimmer des Mädchens aus gesehen hatte. Tribeca war das einzige Viertel in ganz Manhattan, in dem es noch solche altertümlichen Gässchen gab.

Vasiliy hatte nur einige wenige Schritte in der Gasse zurückgelegt, als er die Ratten entdeckte. Eine huschte am Rand des Gebäudes entlang; eine andere saß auf dem Ast eines kleinen, verkrüppelten Baums; eine dritte kauerte im Rinnstein und trank braunes Abwasser.

Und während er dastand und sie beobachtete, schienen immer mehr Ratten aus dem Kopfsteinpflaster zu kommen - sie gruben sich buchstäblich zwischen den abgewetzten Steinen hindurch, quollen geradezu aus dem Untergrund.

Das Skelett einer Ratte ließ sich regelrecht zusammenklappen, was es ihr ermöglichte, sich durch Löcher zu zwängen, die kaum breiter waren als ihr Schädel- also etwa zwei Zentimeter. Nun huschten sie zu zweit oder zu dritt durch die Ritzen und liefen schnell davon. Vasiliy schätzte ihre Körperlänge auf zwanzig bis fünfundzwanzig Zentimeter, den Schwanz nicht mitgerechnet. Mit anderen Worten: voll ausgewachsene Tiere.

Zwei Müllsäcke ganz in der Nähe zuckten und wölbten sich: Ratten fraßen sich durch den Inhalt. Als eine kleinere an Vasiliy vorbeilief, trat er nach ihr und schleuderte sie etwa viereinhalb Meter zurück. Das Tier landete auf dem Asphalt - und Sekunden später hatten sich die anderen Ratten schon gierig darauf gestürzt. Lange, gelbe Schneidezähne bissen sich durch das Fell. Vasiliy wusste, dass die effektivste Methode zur Rattenvernichtung darin bestand, ihrem Lebensraum sämtliche Nahrungsquellen zu entziehen und sie sich dann gegenseitig auffressen zu lassen.

Diese Ratten hier waren hungrig, und sie waren auf der Flucht. Eine derartige Oberflächenaktivität bei Tage trat in der Regel nur im Zusammenhang mit



besonderen Ereignissen auf, etwa nach Erdbeben oder Gebäudeeinstürzen.

Oder auch bei einem großen Bauvorhaben.

Er ging Richtung Süden, überquerte die Barclay Street, näherte sich dem Ort, an dem sich die Stadt zum Himmel hin öffnete: einer sechseinhalb Hektar großen Baustelle. Dem ehemaligen World Trade Center.

Dort angekommen, trat er auf eine der Aussichtsplattformen. Die Ausschachtungsarbeiten an dem tiefen Becken, das das neue Gebäude später einmal tragen sollte, waren nahezu abgeschlossen, die ersten Beton- und Stahlsäulen ragten bereits aus dem Fundament.

Vasiliy erinnerte sich gut an jenen September des Jahres 2001. Nur wenige Tage nach dem Einsturz d e r Twin Towers hatte er im Auftrag des Gesundheitsamts die Zone um den Ground Zero betreten. Sie hatten die Lebensmittel aus den Restaurants am Rand des Komplexes beseitigt und danach die Keller und unterirdischen Räume durchsucht. Kein einziges Mal hatten sie eine lebende Ratte gesehen - aber jede Menge Anhaltspunkte für ihre Anwesenheit. Ja, eine

Konditorei war praktisch komplett zerfressen worden.

Die Rattenpopulation um die Unglücksstelle herum war damals förmlich explodiert, und man befürchtete, dass die Biester die Ruinen früher oder später in Scharen verlassen und auf der Suche nach neuen Nahrungsquellen in die umliegenden Straßen und Viertel ausschwärmen würden. Deshalb wurde ein umfangreiches Eindämmungsprogramm eingeleitet: Tausende von Köderboxen und Stahldraht-Fallen wurden am Ground Zero aufgestellt, und dank der Wachsamkeit von Vasiliy und seinen Kollegen fand die Invasion nie statt.

Vasiliy arbeitete auch jetzt für die Regierung, leitete eine Studie zur Rattenbekämpfung im Battery Park neben dem ehemaligen World Trade Center. Daher war er auch auf dem Laufenden, was den Befall betraf, der seit Beginn des Bauvorhabens dort aufgetreten war. Bislang war alles jedoch im grünen Bereich.

Er ging zu einem der Ferngläser - es waren die gleichen wie die auf dem Empire State Building -, warf zwei Vierteldollarmünzen ein und suchte die Baustelle ab.

Er entdeckte sie sofort: die kleinen braunen Dinger,

die aus den Ecken getrippelt kamen und um die Steinhaufen herumwuselten. Einige von ihnen waren verdammt schnell unterwegs, flitzten die Baustellenzufahrt zur Liberty Street hinauf und rasten um die Stahldorne herum, die das Fundament des neuen Gebäudes markierten, als gelte es, einen Hindernisparcours zu durchlaufen.

Vasiliy suchte erst nach jenen Stellen, an denen der Neubau durch Tunnel mit dem U-Bahn-Netz verbunden werden sollte, dann richtete er das Fernglas etwas weiter nach oben, folgte einer Kolonne von Ratten, die auf eine Plattform an der Ostecke und von dort aus weiter auf die gespannten Stahlseile kletterten.

Fluchtartig verließen die Ratten die Baustelle - ein Massenexodus auf jedem sich nur bietenden Weg.

## **Jamaica Hospital Medical Center: Isolierstation**

Hinter der Schleuse der Isolierstation zog sich Eph Latex-Handschuhe über. Normalerweise hätte er darauf bestanden, dass Setrakian es ihm gleichtat, doch ein Blick auf dessen gekrümmte Finger ließ ihn

zweifeln, ob dem alten Mann dies überhaupt möglich war.

Sie betraten Jim Kents ganz persönlichen Behandlungsbereich, das einzige belegte Bett auf der ansonsten leeren Station. Jim schlief. Kabel führten von seiner Brust und der rechten Hand zu Geräten, die allerdings keinerlei Geräusche von sich gaben. Die Krankenschwester hatte erklärt, dass Jims Werte - Herzschlagfrequenz, Blutdruck, Atmung, Sauerstoffniveau - so niedrig waren, dass sie sämtliche akustischen Alarmfunktionen abgeschaltet hatten, um den ständigen Lärm zu vermeiden.

Eph schob die Plastikvorhänge zur Seite und spürte, wie sich Setrakian neben ihm anspannte. Als sie näher traten, zeigten sämtliche Geräte einen deutlichen Anstieg der Vitalfunktionen an. Sehr ungewöhnlich.

»Wie der Wurm in dem Glas«, sagte Setrakian mit belegter Stimme. »Er spürt uns. Spürt, dass Blut in der Nähe ist.«

»Das kann nicht sein.« Eph ging näher heran; Jims Kreislauf- und Gehirnaktivitäten nahmen weiter zu. »Jim?«

Das Gesicht seines Mitarbeiters - die Haut teigig und grau - wirkte völlig entspannt. Doch dann sah Eph, dass die Pupillen unter den Lidern hin- und herzuckten, als läge Jim in einer Art manischem REM-Schlaf.

Mit dem silbernen Wolfskopf am Ende seines Gehstocks schob Setrakian die letzte noch verbliebene Lage Vorhänge beiseite. »Gehen Sie nicht zu nahe ran. Ihr Kollege ... er verwandelt sich bereits. Der Spiegel. Nehmen Sie den Spiegel.«

Ephs Innentasche wurde von einem acht mal zehn Zentimeter großen, silbergerahmten Spiegel ausgebeult - nur einer von zahlreichen Gegenständen aus dem Keller des alten Mannes, die dieser ihnen mitgegeben hatte. Für den Kampf gegen Vampire ...

»Sehen Sie sich im Spiegel?«, fragte Setrakian.

Eph erblickte sein Spiegelbild in dem alten Glas. »Klar.« »Schauen Sie mich damit an.«

Eph drehte den Spiegel so, dass er das Gesicht des alten Mannes erkennen konnte. »Okay.«

»Haben Vampire keine Spiegelbilder?«, fragte Nora.

»So ähnlich«, sagte Setrakian. »Gut, Dr.

Goodweather, schauen Sie jetzt - und bitte vorsichtig - sein Gesicht damit an.«

Da der Spiegel ziemlich klein war, musste Eph noch näher an das Bett treten. Er streckte einen Arm aus und hielt das Glas in einem geeigneten Winkel über Jims Kopf.

Zunächst schien er dessen Spiegelbild gar nicht einzufangen; es war, als würde Ephs Hand stark zittern. Kopfkissen und Bettgestell im Hintergrund standen dagegen völlig still.

Doch dann sah er etwas: Jims Gesicht als verschwommenen Fleck. Es wirkte, als würde er in irrwitzigem Tempo den Kopf schütteln, so dass seine Gesichtszüge nicht mehr wahrnehmbar waren.

Schnell zog Eph den Spiegel wieder zurück.

»Die Rückwand besteht aus Silber«, erklärte Setrakian. »Das ist das ganze Geheimnis. Moderne Spiegel mit aufgesprühtem Chromrücken zeigen gar nichts. Aber ein echter Silberspiegel bringt die Wahrheit ans Licht.«

Eph sah sich noch einmal selbst im Spiegel an. Alles normal, abgesehen vom Zittern seiner Hand. Dann hielt er den Spiegel wieder über Jims Gesicht, versuchte, ihn absolut ruhig zu halten - und sah wie

zuvor nur einen vibrierenden Fleck. Fast so, als *wollte* Jim nicht wahrgenommen werden.

Mit bloßem Auge betrachtet, lag er jedoch ruhig und entspannt da.

Eph reichte den Spiegel an Nora weiter und sah Setrakian an. » Das bedeutet also, er verwandelt sich in so ein ... *Ding* wie Kapitän Redfern. «

»Ein Vampir braucht sieben Nächte für eine vollständige Verwandlung. Dann hat die Krankheit den Körper gänzlich übernommen und ihn komplett umgestaltet. Und dann dauert es noch etwa dreißig Nächte bis zur vollen Reife.«

Nora, schockiert von dem, was sie im Spiegel sah - oder dem, was sie *nicht* sah -, blickte auf. » Volle Reife?«

»Beten Sie, dass wir diese Phase nicht erleben.« Setrakian deutete auf Jim. »Die Arterien im Hals bieten den schnellsten Zugang zum Blutkreislauf. Manchmal nehmen sie auch die Oberschenkelarterie. «

Die Verletzung an Jims Hals war so sauber, dass sie so gut wie nicht erkennbar war. »Warum Blut?«, fragte Eph.

»Es enthält Sauerstoff, Eisen und viele andere Mineralien.«

»Sauerstoff? «

Setrakian nickte. »Unter anderem besteht die Metamorphose darin, dass Kreislauf und Verdauungssystem ähnlich wie bei Insekten miteinander verschmelzen. Ihrem eigenen blutähnlichen Plasma fehlt es an der Eisen-Sauerstoff-Kombination, die für die rote Färbung des menschlichen Bluts verantwortlich ist. Ihr Plasma wird weiß.«

»Und was ist mit den Organen? Redferns Organe sahen fast wie Krebsgeschwüre aus.«

»Das Organsystem wird verzehrt und vollständig transformiert. Die Befallenen atmen nicht mehr, sie respirieren lediglich in einer Art rudimentärem Reflex, aber eine Sauerstoffanreicherung des Bluts findet nicht mehr statt. Die nutzlos gewordene Lunge verkümmert schließlich und wird anderen Zwecken zugeführt.«

»Als Redfern uns angriff, hatte er einen Auswuchs im Mund. Eine Art Stachel aus Muskelsträngen, direkt unterhalb der Zunge.«

»Ja, er schwillt bei der Nahrungsaufnahme an.«



Setrakians Stimme klang, als würde er über das Wetter reden. »Der Stachel, wie Sie ihn nennen, ist eine Verschmelzung des Rachens, der Luftröhre und der Lungenflügel mit dem neu gebildeten Gewebe. Der Vampir kann dieses Organ ein bis zwei Meter weit aus der Brusthöhle schleudern. Wie einen umgestülpten Ärmel. Ich weiß nicht, wie ich es genau beschreiben soll. Sie sind der Wissenschaftler.«

»Ja, das habe ich auch gedacht«, murmelte Eph. »Bis jetzt zumindest. «

»Ich dachte immer, Vampire trinken das Blut von Jungfrauen und verwandeln sich in Fledermäuse«, sagte Nora. »Nun, das sind romantische Vorstellungen«, erwiderte Setrakian. »Leider. Die Wahrheit ist viel ... wie soll ich sagen ... «

»Perverser«, ergänzte Eph. »Ekelhafter«, ergänzte Nora.

»Nein. *Banaler*. Ja, das ist das richtige Wort. Haben Sie im Flugzeug Ammoniak entdeckt?«

Eph nickte.

»Vampire haben ein sehr kompaktes Verdauungssystem.

Es gibt nirgendwo Raum, um die aufgenommene

Nahrung zu speichern, unverdautes Plasma sowie alle anderen Rückstände müssen also umgehend ausgeschieden werden. So wie bei einer Zecke, bei der die Ausscheidung noch während des Fressens stattfindet.«

In diesem Moment veränderte sich die Temperatur hinter den Plastikvorhängen, sie konnten es ganz deutlich spüren. Ein Schwall Hitze schlug ihnen entgegen.

Setrakians Stimme wurde zu einem Zischen. »*5trigoi*.« Eph schob die Vorhänge etwas zur Seite und sah Jim an.

Dessen Augen waren geöffnet, die Iris dunkel, die sie umgebende Lederhaut so grauorange wie die Dämmerung. Er starrte an die Decke.

Setrakian streckte das Rückgrat durch und legte die Hand auf den Knauf seines Gehstocks. Bereit zuzuschlagen. Tiefer, uralter Hass loderte in seinen Augen.

Ein leiser, kaum hörbarer Seufzer kam von Jims Lippen.

Und dann ein Wort: »Professor ... « Seine Lider fielen zu. »Aber wie ... «, sagte Eph. »Woher kennt

er Sie?«

»Er kennt mich nicht«, erwiderte Setrakian. »Er ist jetzt eine Drohne, Teil eines Schwarms. Eines aus zahllosen Einzelwesen bestehenden, kollektiven Körpers mit einem einzigen Willen.« Er sah Eph an.  
»Er - es - muss vernichtet werden.«

»Was? Nein!«

»Er ist nicht mehr Ihr Freund. Er ist jetzt Ihr Feind.«  
»Selbst wenn das wahr wäre ... ist er doch immer noch mein Patient.«

»Dieser Mann hat alle Krankheiten weit hinter sich gelassen, Dr. Goodweather. In wenigen Stunden wird nichts Menschliches mehr von ihm übrig sein. Es ist äußerst gefährlich, ihn hierzu behalten. Sie setzen die Leute in diesem Gebäude einer großen Gefahr aus. Denken Sie an den Piloten.«

»Und was, wenn ... wenn er kein Blut bekommt?«  
»N a c h achtundvierzig Stunden ohne Nahrungsaufnahme versagt sein Körper. Sein Stoffwechsel hält sich an den übrig gebliebenen menschlichen Muskel- und Fettzellen schadlos, verzehrt sich langsam selbst. Bis schließlich nur noch der Organismus des Vampirs übrig bleibt.«

Eph schüttelte den Kopf. »Wenn diese Krankheit durch ein Virus verursacht wird, dann gibt es auch ein Gegenmittel«

»Es gibt nur ein einziges Gegenmittel. Den Tod. Die Vernichtung des Körpers. Und es ist ein Akt der Barmherzigkeit, glauben Sie mir.«

»Wir sind aber keine Tierärzte. Wir können nicht einfach Menschen den Gnadenschuss geben, weil sie zu krank zum Überleben sind.«

»Bei dem Piloten haben Sie es doch auch getan.«

»Das ... das war etwas anderes. Er hat Nora und Jim angegriffen. «

»Nun, Ihre Ethik von Notwehr und Selbstverteidigung hat auch in der jetzigen Situation Bestand. Was, wenn das Ziel dieser Kreaturen die totale Unterwerfung der Menschheit ist? Wie würde Ihre Antwort dann lauten?«

Eph wollte sich nicht in abstrakte Diskussionen verwickeln lassen. Vor ihm lag einer seiner Kollegen. Ein Freund. »Na schön, Dr. Goodweather«, sagte Setrakian schließlich. »Bringen Sie mich zu den sterblichen Überresten des Piloten. Vielleicht kann ich Sie dann überzeugen.«

Niemand sprach ein Wort, während der Fahrstuhl in den Keller fuhr. Unten mussten sie feststellen, dass die Tür zum Obduktionsbereich nicht mehr verschlossen war, sondern weit offen stand. Ein Sanitäter war dort. Und etliche Polizisten.

Eph ging auf die Männer zu. »Was fällt Ihnen ein, hier ... « In diesem Moment bemerkte er, dass der Türpfosten Kratzspuren aufwies, der metallene Türrahmen verbeult, das Schloss von außen aufgebrochen war.

Der Sanitäter hatte die Tür nicht aufgeschlossen. Jemand war eingebrochen.

Eph warf einen raschen Blick in den Raum. Der Seziertisch war leer, Redferns Leiche verschwunden.

Er wandte sich dem Sanitäter zu, als Setrakian ihn mit erstaunlicher Kraft am Arm festhielt. »Wir sollten besser gehen«, sagte der alte Mann.

»Aber ich muss wissen, wo die Leiche abgeblieben ist.« »Sie ist weg. Und man wird sie nie wieder finden. Er hat seinen Zweck erfüllt.«

»Seinen Zweck? Was soll das heißen?«

»Er war ein Ablenkungsmanöver. Er ist genauso wenig tot wie die anderen Passagiere, die in den

Leichenschauhäusern lagen.«

## **Sheepshead Bay, Brooklyn**

Die frisch verwitwete Glory Mueller entdeckte die Meldung über die verschwundenen Leichen von Flug 753, als sie gerade im Internet recherchierte, was zu tun war, wenn ein Ehepartner starb, ohne ein Testament hinterlassen zu haben. Sie folgte dem Link und las, das FBI werde in der nächsten Stunde eine Pressekonferenz abhalten und eine Belohnung für jeden sachdienlichen Hinweis zum Verbleib der Opfer aussetzen, die bei der Regis-Air-Tragödie den Tod gefunden hatten.

Die Nachricht jagte ihr einen gehörigen Schrecken ein.

Und aus irgendeinem Grund fiel ihr ein, dass sie in der vergangenen Nacht aus einem Traum aufgewacht war, weil sie Geräusche auf dem Speicher gehört hatte.

Was den Traum betraf, erinnerte sich Glory lediglich daran, dass Hermann, ihr verstorbener Ehemann, darin zu ihr zurückgekehrt war. Es hatte einen Irrtum

gegeben, die Tragödie von Flug 753 hatte sich nie ereignet, und Hermann war mit einem» Tja-du-dachtest-wohl-du-wärest-mich-los«Lächeln an der Hintertür ihres Hauses in Sheepshead Bay aufgetaucht. Und hatte nach dem Abendessen verlangt.

In der Öffentlichkeit spielte Glory die Rolle der trauernden Witwe, egal welche Untersuchungen und Gerichtsverfahren ihr noch bevorstanden. Doch ein Teil von ihr - ein sehr großer Teil- sah in den tragischen Umständen, die nach dreizehn Ehejahren zum Ableben ihres Mannes geführt hatten, ein Geschenk.

Dreizehn Jahre Ehe. Dreizehn Jahre Schläge. Im Laufe der Zeit war es immer schlimmer geworden - bis er es schließlich sogar vor den Augen ihrer neun- und elf jährigen Jungs getan hatte. Glory hatte in ständiger Angst vor seinen Stimmungsschwankungen gelebt und als er vergangene Woche seine Mutter in Heidelberg besucht hatte, hatte sie sich gestattet, darüber nachzudenken, wie es wohl wäre, die beiden Jungs zu nehmen und abzuhaue. Nur ein Tagtraum natürlich.

Wohin hätte sie gehen können? Und: Was hätte er ihr und den Jungs angetan, wenn er sie erst einmal aufgespürt hätte - was unweigerlich geschehen wäre.

Aber Gott meinte es offenbar gut mit ihr. Sie und die Jungs waren befreit worden. Die Gewalt war aus ihrem Haus gewichen.

Glory trat ans Ende der Treppe und sah zu der Speicherklappe auf, die sich in der Decke im ersten Stock befand, zu dem Seil, das von der Klappe herunterhing.

Die Waschbären waren wieder da. Hermann hatte einmal einen von ihnen auf dem Dachboden gefangen, den vor Angst panischen Eindringling in den Garten gebracht und vor den Augen der Jungs an ihm ein Exempel statuiert ...

Nie wieder! Es gab nichts mehr, wovor Glory Angst haben musste.

Die Jungs würden frühestens in einer Stunde zu Hause sein; sie beschloss, in der Zwischenzeit hinaufzugehen. Ohnehin hatte sie Hermanns Sachen durchgehen wollen. Dienstag war Sperrmülltag - bis dahin wollte sie alles aussortiert haben.

Dafür brauchte sie allerdings eine Waffe, und das



Erste, was ihr in den Kopf kam, war Hermanns Machete. Er hatte sie vor einigen Jahren mit nach Hause gebracht und, in Öltuch eingewickelt, in dem Gartenschuppen neben dem Haus verwahrt. Als sie ihn einmal gefragt hatte, wozu in aller Welt er so ein Ding brauche - ein Dschungelwerkzeug in Sheepshead Bay? -, hatte er nur höhnisch gegrinst und gesagt: »Man kann nie wissen.« Diese ständigen Andeutungen waren ein fester Bestandteil des täglichen Psychokriegs gewesen.

Glory nahm den Schlüssel vom Haken, ging nach draußen und öffnete den Schuppen. Sie fand das Öltuch vergraben unter Gartenwerkzeug und einem alten, zersplitterten Krocket-Set, einem Hochzeitsgeschenk, das sie bald als Feuerholz verwenden würde. Sie brachte das Päckchen in die Küche und legte es auf den Tisch, zögerte jedoch einen Moment, bevor sie es öffnete.

Für Glory hatte dieser Gegenstand schon immer etwas Böses gehabt. Entsprechend ehrfürchtig wickelte sie ihn nun aus - als würde sie einen schlafenden Babydämon von seinen Windeln befreien. Hermann hatte es nie ausstehen können, wenn sie seine persönlichen Dinge anfasste.

Die Klinge war lang und breit, der Griff mit Lederstreifen umwickelt, die durch die ausgiebige Benutzung durch den Vorbesitzer weich und braun geworden waren. Glory nahm die Waffe, drehte sie um, spürte das Gewicht dieses eigenartigen Gegenstandes in ihrer Hand. Sie sah ihr Spiegelbild in der Glastür der Mikrowelle, und es machte ihr Angst.

In ihrer Küche stand eine Frau mit einer Machete in der Hand.

Sie ging nach oben, blieb unter der Speicherklappe stehen und griff nach dem untersten Knoten des herabbaumelnden Seils. Die Klapptür öffnete sich, die Federn ächzten laut, und eine Leiter senkte sich herab. Der Lärm scheuchte mit Sicherheit alle eventuell dort lauernden Viecher auf. Sie lauschte nach sich entfernendem Getrappel. Doch es war nichts zu hören.

Als sie auf den Lichtschalter drückte, tat sich nichts. Seit Weihnachten war sie nicht mehr auf dem Speicher gewesen; die Birne musste wohl irgendwann durchgebrannt sein. Aber zum Glück war da noch ein kleines Dachfenster.

Glory zog die Leiter ganz herunter und stieg hinauf.

Nach drei Stufen befand sie sich auf Augenhöhe mit dem Speicherboden. Der Ausbau war noch nicht abgeschlossen: Die Glaswollmatten zwischen den Sparren waren noch unverkleidet, und kreuzförmig ausgelegte Sperrholzplatten bildeten improvisierte Pfade in alle vier Richtungen.

Es war dunkel. Dunkler als sonst. Sie sah, dass zwei der alten Kleiderständer - an denen in Plastiksäcken eingemottete Röcke seit dreizehn Jahren vor sich hin gammelten - vor das niedrige Dachfenster geschoben worden waren. Sie folgte den Holzplatten und schob die Ständer beiseite, um mehr Licht hereinzulassen, wobei sie sich vornahm, die Sachen hier, von denen etliche aus ihrer Zeit vor *Hermann* stammten, durchzugehen und ihrem alten Ich einen kleinen Besuch abzustatten. Plötzlich entdeckte sie abseits des Sperrholzes ein Stück nackten Boden. Zwischen zwei langen Balken war die Isolierung aus irgendeinem Grund entfernt worden. Und auch an anderen Stellen fehlte sie.

Glory erstarrte. An der Giebelwand des Dachbodens, weit entfernt von der Dachluke, waren die herausgerissenen Streifen Isoliermaterial zu einem Haufen aufgetürmt worden. Eine der

Glasfasermatten war völlig zerfetzt, als hätte irgendein Tier sein Nest damit ausgepolstert.

Aber das hier war kein Waschbär. Es war größer. Viel größer.

Der Haufen bewegte sich nicht, doch es sah aus, als wäre etwas darunter versteckt. Hatte Hermann hier an irgendetwas gearbeitet, von dem sie nichts wusste?

Mit der Machete zupfte Glory vorsichtig an einer der Matten, zog sie herunter und enthüllte ... nichts.

Sie zog eine zweite Matte weg - und hielt abrupt inne, als plötzlich der behaarte Arm eines Mannes zum Vorschein kam.

Glory kannte diesen Arm. Sie kannte auch die Hand an diesem Arm.

Und konnte einfach nicht fassen, was sie da vor sich sah. Mit erhobener Machete zog sie ein weiteres Stück Isoliermatte weg.

Es war sein Hemd. Eines der kurzärmeligen Hemden mit geknöpftem Kragen, die er so gerne trug, sogar im Winter. Hermann war ein eitler Mann und stolz auf seine behaarten Arme. Die Armbanduhr und der Ehering allerdings waren verschwunden.

Glory starb fast vor Angst, trotzdem griff sie nach einer weiteren Matte, wodurch der größte Teil des restlichen Materials zu Boden rutschte.

Hermann, ihr toter Gatte, lag friedlich schlafend auf ihrem Dachboden. In einem Bett aus zerfetzten, rosafarbenen Glasfasermatten, vollständig bekleidet, aber über und über mit Schmutz bedeckt. Der Ehemann, von dem sie gedacht hatte, ihn endlich für immer los zu sein. Der Tyrann. Der Schläger. Der Vergewaltiger.

Sie stand über seinem schlafenden Körper, die Machete erhoben, bereit, bei der geringsten Bewegung sofort zuzuschlagen.

Schließlich senkte sie die Waffe. *Ein Geist!* Ja, Hermann war ein Geist. Von den Toten zurückgekehrt, ein furchtbares Wesen, das sie nun für alle Zeiten verfolgen würde. Sie würde niemals frei sein.

Und während sie über all dies nachdachte, öffnete Hermann die Augen und starrte an die Decke.

Glory blieb wie gelähmt stehen. Sie wollte weglaufen oder schreien - und konnte weder das eine noch das andere.

Hermann drehte den Kopf ... bis sich sein starrer Blick auf sie richtete. Derselbe spöttische, höhnische Blick, mit dem er sie all die Jahre bedacht hatte. Der Blick, der stets schlimmen Dingen vorausging.

Und dann machte etwas *Klick* in ihrem Kopf.

Zur gleichen Zeit stand, vier Häuser weiter, die vierjährige Lucy Needham in der Einfahrt ihres Elternhauses und fütterte eine Puppe namens Baby Dear mit Käse-Crackern. Als sie die gedämpften Schreie und das harte, abgehackte Klatschen hörte, blickte sie auf. Sah zu ihrem Elternhaus hinüber, dann nach Norden und rümpfte mit einer Miene unschuldiger Verwirrung die kleine Nase. Bewegungslos stand sie da. Wie eine orangefarbene Zunge ragte ein halb aufgeessener, mit Käse überzogener Cracker aus ihrem offenen Mund, während sie den merkwürdigsten Geräuschen lauschte, die sie je gehört hatte. Das wollte sie unbedingt Daddy erzählen, wenn er mit Telefonieren fertig war. Doch bis dahin hatte sie die Tüte Cracker längst versehentlich ausgekippt, hockte in der Einfahrt und aß sie vom Asphalt. Und nachdem sie deshalb ausgeschimpft worden war, hatte sie die

ganze Angelegenheit schon wieder vergessen.

Keuchend stand Glory auf dem Dachboden und umklammerte mit bei den Händen die Machete. Hermann lag zerstückelt zwischen den rosa Glasfasermatten. Die Wand neben ihm war mit tropfendem weißem Zeug bespritzt.

*Weiß?*

Glory zitterte, ihr war speiübel. Sie begutachtete den Schaden, den sie angerichtet hatte. Zweimal war die Klinge im Holzbalken stecken geblieben, und in ihrer Fantasie hatte Hermann versucht, ihr die Machete zu entreißen. Mit aller Kraft hatte sie an der *W a f f e* zerren müssen, um sie wieder freizubekommen und abermals in seinem Fleisch zu versenken.

Sie wich einen Schritt zurück. Was hatte sie nur getan? Hermanns höhnisch grinsender Kopf war zwischen zwei Balken gerollt, wo er jetzt mit dem Gesicht nach unten lag; ein Büschel rosa Glasfasern klebte wie Zuckerwatte an seiner Wange. Der Rumpf war zerhackt, an den Schenkeln klafften tiefe Schnitte, und der Unterleib war mit weißem Schaum bedeckt.

*Weiß?*

Sie spürte, wie etwas auf ihre Hausschuhe tropfte, *tap-tap-tap*. Sie entdeckte Blut - rotes Blut -, begriff, dass sie sich am linken Arm irgendwie selbst verletzt haben musste, obwohl sie keinerlei Schmerz verspürte. Sie hob den Arm. Dicke rote Tropfen klatschten auf das Holz.

*Weiß?*

Ihr Knöchel unter dem blutverschmierten Hausschuh fing an zu jucken, und als das Kribbeln ihr Bein hochkroch, schlug sie mit der flachen Seite der klebrigen weißen Klinge auf ihren Schenkel.

Ein weiteres Kitzeln an der Vorderseite des anderen Beines. Und an der Taille ... Bestimmt so etwas wie eine hysterische Reaktion, dachte sie. Sie bildete sich ein, dass sie von Ungeziefer attackiert wurde.

Doch dann verspürte sie ein kribbelndes Gefühl in ihrem Schritt - und ein noch merkwürdigeres in ihrem Rektum. Und das war *keine* Einbildung! Ihr Schließmuskel weitete sich, und sie stand einen langen Augenblick da, wie gelähmt, bis das Gefühl nachließ. Sie entspannte sich wieder. Sie musste dringend auf die Toilette.

Aber ein weiteres Zappeln lenkte sie ab, diesmal im



Ärmel ihrer Bluse. Und ein brennendes Jucken über der Schnittwunde an ihrem Arm. Dann ließ sie ein reißender Schmerz, ein Schmerz tief in ihren Eingeweiden, zu Boden sinken. Während sie gequält aufschrie, fiel die Machete auf das Holz. Sie spürte, wie etwas ihren Arm hinaufraste - *unter* dem Fleisch, *unter* der kribbelnden Haut. Ihr Mund stand noch offen, als ein weiterer Wurm, der aus dem Nacken kam, über ihren Unterkiefer in den Mund glitt.

### **Freeburg, New York**

Es wurde Abend, als Eph mit Nora und Setrakian auf dem Cross Island Parkway nach Osten Richtung Nassau County fuhr.

»Sie wollen mir also allen Ernstes erzählen, dass die toten Passagiere, nach denen die ganze Stadt sucht ... einfach nach Hause gegangen sind?«

Der alte Professor saß auf dem Rücksitz, den Hut auf dem Schoß. »Wissen Sie, Dr. Goodweather, es stimmt: Blut ist dicker als Wasser. Wenn sie sich verwandelt haben, suchen die Vampire zunächst jene Verwandten auf, die noch nicht infiziert sind,

kehren zu >ihren Lieben< zurück. So etwas wie der Instinkt, der einen immer wieder nach Hause führt, vermute ich. Der gleiche animalische Trieb, der Hunde, die sich verlaufen haben, über Hunderte von Meilen zurück zu ihren Besitzern führt. «

»Sie kehren zu den Menschen zurück, die um sie trauern«, sagte Nora auf dem Beifahrersitz. »Nur um sie anzufallen und zu infizieren?«

»Nun, vor allem treibt sie der Hunger. Sie wollen fressen, sich verstecken, ein Nest bauen.«

Schweigend verließ Eph den Highway. Diese Vampirsache war das mentale Pendant zu einem ganz miserablen Essensein. Verstand weigerte sich schlicht und einfach, es zu verdauen. Er kaute und kaute, bekam es aber nicht hinunter.

Als Setrakian ihn gebeten hatte, sich einen Passagier von Flug 753 auszusuchen, war ihm als Erstes die Kleine in den Sinn gekommen, die im Flugzeug die Hand ihrer Mutter gehalten hatte. Sie hieß Emma Gilberton und schien ein guter Test für Setrakians abenteuerliche Hypothese: Wie um alles in der Welt sollte ein zwölf jähriges totes Mädchen nachts aus einem Leichenschauhaus in Queens ausbrechen und den ganzen weiten Weg hinaus zu

ihrer Familie nach Freiburg zurücklegen?

Doch als Eph vor dem Anwesen der Gilbertons hielt, einem Haus in georgianischem Stil mit großem Garten, wurde ihm bewusst, dass sie, sollten sie sich irren, aus nichtigen Gründen einen Mann aufwecken würden, der gerade um seine Familie trauerte, um seine Frau, um sein einziges Kind.

Setrakian stieg aus dem Explorer, den langen Stock in der Hand, der eindeutig nicht nur eine Gehhilfe war, und rückte seinen Hut zurecht. Um diese Uhrzeit war es völlig ruhig; hinter den Fenstern einiger Häuser brannte zwar noch Licht, doch niemand war unterwegs, und weit und breit war kein fahrendes Auto zu sehen.

Die Fenster am Haus der Gilbertons waren ausnahmslos dunkel. Setrakian reichte Eph und Nora jeweils eine Schwarzlichtlampe. Sie ähnelten den CDC-Luma-Leuchten, waren allerdings weitaus schwerer.

Mit dem Wolskopf betätigte der alte Mann die Klingel.

Als niemand öffnete, versuchte er die Türklinke, wobei er ausschließlich den Teil seiner Hand benutzte, der vom Handschuh bedeckt war; er

schien sehr darauf bedacht, nur ja nichts mit den nackten Fingerkuppen zu berühren.

Eph wurde bewusst, dass Setrakian so etwas nicht zum ersten Mal machte.

Die Haustür war abgeschlossen. »Kommen Sie«, sagte Setrakian.

Sie gingen um das Haus herum in den Garten, eine breite Lichtung am Rand eines alten Waldstücks. Der zunehmende Mond spendete einigermaßen Licht, genug jedenfalls, dass ihre Körper fahle Schatten auf das Gras warfen.

Setrakian blieb stehen und deutete mit dem Gehstock auf den Kellerzugang, dessen Türflügel weit offen standen. Eine steinerne Treppe führte nach unten. Setrakian blickte zu den Bäumen, hielt nach irgendetwas Ausschau.

»Wir können doch da nicht einfach so reingehen«, sagte Eph.

»Nach Sonnenuntergang ist das tatsächlich äußerst unklug«, erwiderte Setrakian. »Aber wir können nicht länger warten.«

»Nein, ich meine, hier geht es um unbefugtes Betreten fremden Eigentums. Wir sollten zuerst die

Polizei verständigen.«

Mit einem tadelnden Blick nahm Setrakian Eph die Lampe aus der Hand. »Was wir hier zu tun haben, würde die Polizei nicht verstehen.« Er schaltete die Lampe an. Zwei Birnen gaben ein violettes Licht ab - es war eine viel stärkere Lampe als jene, die Eph und Nora normalerweise im Dienst benutzten.

»Schwarzlicht?«, fragte Eph.

»Schwarzlicht ist nichts anderes als gewöhnliches Ultraviolettlicht: UV-A. Nützlich, aber harmlos. UV-B hat eine mittlere Wellenlänge und kann Sonnenbrand oder Hautkrebs verursachen. Die hier« - Setrakian achtete darauf, den Lichtstrahl sowohl von Nora und Eph als auch von sich selbst fernzuhalten - »geben kurzwelliges UV-C-Licht ab. Es ist keimtötend. Man benutzt es zur Sterilisation. Für die menschliche Haut ist eine ungeschützte Bestrahlung sehr schädlich, bei einem Vampir aber ... Nun, Sie halten eine hocheffektive Waffe in den Händen.«

Mit der Lampe in der einen und dem Gehstock in der anderen Hand ging der alte Mann die Treppe hinunter. Da das ultraviolette Spektrum praktisch kein Licht im sichtbaren Bereich umfasste und somit

zur bloßen Beleuchtung nicht geeignet war, trug das UV-C-Licht eher zur düsteren Atmosphäre bei, als sie zu mildern. Auf den Steinwänden an den Seiten der Treppe leuchtete gespenstisch weißes Moos.

Unten angekommen, konnte Eph die dunklen Konturen der Treppe, die ins Erdgeschoss führte, eine Waschecke und einen alten Flipperautomaten erkennen.

Und einen auf dem Boden liegenden Körper.

Ein Mann. In einem karierten Schlafanzug. Der Reflex des ausgebildeten Arztes drängte Eph, zu ihm zu gehen - doch er blieb still stehen, bewegte sich nicht. Nora tastete die Wand ab, fand den Lichtschalter, drückte ihn. Nichts.

Mit langsamen, aber festen Schritten näherte sich Setrakian dem Mann und richtete die Lampe auf dessen Hals. Das indigoblaue Leuchten brachte auf der linken Seite der Kehle einen kleinen, geraden Schnitt zum Vorschein.

Nun schaltete auch Nora ihre Lampe an und beleuchtete das Gesicht des Mannes. Eine totenähnliche Maske, die sich unter der Haut zu krümmen, zu winden schien. Ein grotesker Anblick.

Setrakian suchte im Keller herum, bis er eine Axt mit

lackiertem Holzstiel und rötlich silbern glänzender Klinge fand. Er griff danach.

»Moment«, sagte Eph.

»Treten Sie bitte beiseite, Doktor.« »Aber er liegt doch nur da.«

»Bald nicht mehr.« Der alte Mann deutete auf die steinernen Stufen, die hinauf in den Garten führten, während sein Blick keine Sekunde von dem auf dem Boden liegenden Mann wich. »Das Mädchen ist jetzt dort draußen. Und es ist hungrig.« Er hob die Axt. »Ich bitte Sie nicht darum, das hier gutzuheißen, Doktor. Ich bitte Sie lediglich, zur Seite zu treten.«

Als Eph die Entschlossenheit in Setrakians Gesicht sah, kam er dieser Bitte nach. Der Professor hob beide Arme hoch über den Kopf, bis das stumpfe Ende der Klinge fast seinen Rücken berührte - und dann senkte er die Axt wieder. Wandte sich zur Kellertür um und lauschte.

Eph hörte es ebenfalls. Schritte im raschelnden Gras. Zunächst dachte er, es sei ein Tier. Doch die Schritte hatten den Rhythmus eines Zweibeiners. Eines Menschen. Oder eines Wesens, das einmal ein Mensch gewesen ist.

»Gehen Sie zur Tür«, flüsterte Setrakian. »*Leise*. Schließen Sie sie, sobald sie hier im Raum ist.« Er nahm Eph die Lampe ab und drückte ihm stattdessen die Axt in die Hand. »Sie darf nicht entkommen.« Dann ging er zu seinem Gehstock, der gegenüber der Tür an der Wand lehnte, schaltete die Lampe aus und verschmolz mit der Dunkelheit.

Eph und Nora standen neben der Kellertür, den Rücken fest gegen die Wand gedrückt, und versuchten, ihre Angst nicht in Panik umschlagen zu lassen. Die Schritte waren jetzt ganz nah.

Dann Stille. Der Mond warf einen blassen Schatten in den Keller: ein Kopf, Schultern.

Das Mädchen kam langsam die Treppe herunter.

Vor der Tür blieb sie abermals stehen. Eph, keine drei Meter entfernt, die Axt an die Brust gedrückt, war von ihrem Anblick wie gelähmt. Sie war klein und dünn, hatte kurzes blondes Haar und trug ein schlichtes knielanges Nachthemd. Sie war barfuß.

Später sollte Eph mehr über diese Wesen erfahren: Dass Gehör und Geruchssinn außerordentlich gut entwickelt sind; dass sie das Blut ihrer Opfer pulsieren hören und das Kohlendioxid riechen können, das diese mit jedem Atemzug ausstoßen.



Und dass das Sehvermögen der schwächste ihrer Sinne ist, vor allem in der Zeit kurz nach der Verwandlung, in der sie die Fähigkeit verlieren, Farben zu sehen, und ihr »Wärmesehvermögen«, die Fähigkeit, Temperatursignaturen als monochrome Umrisse zu erkennen, noch nicht vollständig ausgeprägt ist.

Später. Jetzt aber stand dort ein kleines Mädchen im Mondschein. Ein Mädchen in Zacks Alter.

Ein Mädchen, das nun einige Schritte vorwärts machte, in die Dunkelheit des Kellers trat. Eph hätte die Tür schließen müssen, doch er war wie gelähmt.

In diesem Moment schaltete Setrakian die Lampe ein und ging auf das Mädchen zu. Sie starrte ihn ausdruckslos an, dann schien sie etwas zu spüren, wandte sich wieder zur Kellertür, wollte fliehen.

Eph riss sich aus seiner Starre - und die schweren Türflügel knallten so laut zu, dass er für einen Augenblick fürchtete, das Haus würde über ihnen einstürzen.

Emma Gilberton stand jetzt im violetten Licht, und Eph bemerkte Spuren von Indigoblau an ihren Lippen, an ihrem Kinn. Wie fluoreszierende Schminke, doch das war keine Schminke: Unter

ultraviolettem Licht leuchtete Blut indigoblau.

Setrakian kam mit der Lampe näher, und das Mädchen wich zurück, als hätte sie eine brennende Fackel vor sich. Irgendwo tief in ihrer Kehle löste sich ein gutturales Geräusch, ein gepeinigtes Stöhnen.

»Doktor«, rief Setrakian. »Nehmen Sie!« Er reichte Eph die Lampe. Während dieser das Mädchen mit dem Licht in Schach hielt, griff Setrakian nach seinem Gehstock und trennte mit einer entschiedenen Drehung des Handgelenks den Knauf vom Rest des Stocks.

Eine silberne Klinge schimmerte auf.

Als Emma, die sich im Schwarzlicht krümmte, die Klinge sah, zeichnete sich so etwas wie Angst auf ihrem Gesicht ab. Und gleich darauf Wut.

»Schnell!«, rief Eph. Er wollte nur noch, dass es ein Ende nahm.

»Professor?«, sagte Nora plötzlich, den Blick auf den am Boden liegenden Vater des Mädchens gerichtet. »Sehen Sie mal« Der Körper des Mannes begann sich zu rühren. Seine Augen öffneten sich.  
»Professor?«

Doch Setrakian war ganz und gar auf das Mädchen konzentriert.

Gary Gilberton setzte sich auf. Ein toter Mann mit offenen Augen - im Schlafanzug. Nora drückte auf ihre Lampe, die lediglich ein Knistern von sich gab. Sie schüttelte sie. Schlug gegen den Boden, wo sich die Batterie befand. Das violette Licht flammte kurz auf, ging wieder aus - und wieder an. »Professor!«, brüllte Nora.

Endlich drehte sich Setrakian um. Sah Gary, der eher verwirrt als bedrohlich wirkte. Und stieß ihm die Klinge in den Bauch. Weißes Blut strömte hervor.

Eph, der dem Mädchen nun allein gegenüberstand, das Licht die einzige Barriere zwischen ihm und ihr, konnte nicht sehen, was hinter seinem Rücken geschah. »Professor!«, rief er.

Setrakian hieb weiter auf Gary ein, bis dieser brüllend in die Knie ging. Dann hob der alte Mann die Klinge mit beiden Händen, stieß Worte in einer fremden Sprache aus - es klang wie eine feierliche Erklärung - und trennte den Kopf vom Rumpf des Wesens.

»Professor!«, rief Eph wieder. Er sah, wie sich die Augen des Mädchens indigoblau verfärbten und

blutige Tränen hervortraten. Sah, wie sich ihr Mund öffnete, als wollte sie sprechen. Oder singen.

Dann erschien unter der Zunge der Stachel.

Setrakian hob das Schwert über den Kopf und ging auf das Mädchen zu. »Zurück, *strigo!*«, rief er und intonierte die gleichen Worte wie zuvor.

Eph trat genau in dem Moment aus dem Weg, als die Klinge herabsauste.

Emma hatte noch eine Hand gehoben, um sich zu schützen. Doch die Klinge durchtrennte das Handgelenk und danach ihren Hals. Ein perfekter Schnitt. Weißes Blut spritzte gegen die Wand - kein feiner Sprühnebel, sondern ein widerliches Platschen -, und der Rumpf des Mädchens fiel um.

Setrakian senkte das Schwert und nahm Eph die Lampe aus der Hand. Mit einer triumphierenden Geste hielt er das Licht dicht an die Halswunde. Eph sah, dass in der zähflüssigen weißen Lache etwas zappelte.

Die Würmer ... Als das Licht sie traf, krümmten sie sich ekstatisch. Und verendeten. Setrakian bestrahlte mit der Lampe den gesamten Boden, sterilisierte ihn.

Dann hörte Eph, wie Nora die steinernen Stufen hinauf in den Garten rannte. Er folgte ihr, wobei er um ein Haar über den Körper des Vaters gestolpert wäre. Oben schlug ihm kühle Nachtluft entgegen.

Nora rannte auf die schwankenden Bäume zu, doch bevor sie den Wald erreichen konnte, holte Eph sie ein und schloss sie fest in die Arme. Sie weinte lautlos an seiner Brust, und er hielt sie, bis Setrakian ebenfalls in den Garten kam.

Der alte Mann presste die Finger auf sein Herz, seine Brust hob und senkte sich heftig. Sein wirres weißes Haar glänzte im Mondschein.

Er wischte die Klinge im Gras ab, ehe er sie in den Gehstock zurückschob. »Emma ist jetzt frei«, sagte er. Sein Atem kondensierte in der kalten Luft. »Sie und ihr Vater ruhen nun in Frieden.«

Mit gehetztem Blick betrachtete Nora ihn, während er seine Schuhe und Hosenaufschläge beäugte, offenbar nach Vampirblut Ausschau hielt. »Wer sind Sie wirklich, Setrakian?«, fragte sie leise.

»Nur ein Suchender«, erwiderte er. »So wie Sie.«

Sie gingen zum Wagen. Setrakian öffnete die Beifahrertür und holte eine Packung Batterien heraus, die er in Ephs Lampe steckte. Er prüfte das

violette Licht kurz an der Seite des Explorers.  
»Warten Sie bitte hier«, sagte er dann.

»Wozu?«, fragte Eph.

»Sie haben das Blut an den Lippen des Mädchens gesehen.

Sie hat Beute gemacht. Wir sind hier noch nicht fertig.«

Während der alte Mann sich auf den Weg zum Nachbarhaus machte, sahen Eph und Nora ihm mit leerem Blick nach. Nora lehnte sich erschöpft gegen den Wagen. Schluckte schwer, als müsste sie sich jeden Moment übergeben. »Mein Gott, wir haben gerade zwei Menschen umgebracht.«

»Diese Sache breitet sich durch Menschen aus«, erwiderte Eph mit leiser Stimme.

»Vampire ... Unfassbar!«

»Wie lautet Regel Nummer eins? Bekämpfe die Krankheit, nicht ihre Opfer.« Eph verzog den Mund zu einem Lächeln, das ihm jedoch nicht gelang.

»Und stigmatisiere nie die Kranken.«

»Aber jetzt ... jetzt *sind* die Kranken die Krankheit. Jetzt müssen *s i e* aufgehalten werden. Getötet. Vernichtet.«

»Was wird wohl Barnes dazu sagen?«

»Wir können nicht auf ihn warten. Wir haben ohnehin schon viel zu lange gewartet.«

Sie schwiegen - bis Setrakian mit Gehstock und Lampe zurückkehrte.

»Es ist vollbracht«, sagte der alte Mann.

Nora sah ihn mit großen Augen an. » Und nun? Ihnen ist doch klar, dass über zweihundert Passagiere an Bord des Flugzeugs waren?«

Setrakian schüttelte langsam den Kopf. » Es ist noch viel schlimmer. Dies ist die zweite Nacht. Die nächste Welle der Infektion findet in diesem Augenblick statt.«

## ***Die Zweite Nacht***

Energisch fuhr sich Patricia mit der Hand durch das Haar, als wollte sie die verlorenen Stunden des Tages abschütteln. Heute freute sie sich ausnahmsweise darauf, dass Mark nach Hause kam. Nicht nur aus Genugtuung darüber, ihm die Kinder mit einem »Hier, bitte« zu übergeben - sie wollte ihm von der einzigen echten Neuigkeit des Tages erzählen: Durch die dünne Gardine des Esszimmerfensters hatte Patricia beobachtet, wie die Nanny der Lusses keine fünf Minuten nach ihrem Eintreffen schon wieder aus dem Haus gelaufen war. Von den Kindern war weit und breit nichts zu sehen gewesen, und die alte schwarze Frau war gerannt, als wäre der Leibhaftige hinter ihr her.

Die Lusses! Solche Nachbarn konnten einem ganz schön auf die Nerven gehen. Schon wenn sie daran dachte, wie Joanie, dieser Hungerhaken, eine Beschreibung ihres »Weinkellers im europäischen Stil« zum Besten gab, reckte Patricia unwillkürlich den Mittelfinger in Richtung des LussHauses. Sie



brannte förmlich darauf zu erfahren, was Mark über Roger Luss wusste - ob er immer noch im Ausland war. Sie und ihr Mann schienen nur noch dann auf einer Wellenlänge zu liegen, wenn sie über Freunde, Familie und Nachbarn lästern konnten; vielleicht weil die eigenen Probleme weniger schlimm erschienen, wenn man sich an den Ehestreitigkeiten und familiären Missgeschicken anderer delectierte.

Zu Skandalen passte ein Glas Pinot, und jetzt leerte sie gerade ihr zweites. Sie warf einen Blick auf die Küchenuhr und nahm sich vor, sich etwas zu zügeln. Mark war immer so ungehalten, wenn er nach Hause kam und herausfand, dass sie mal wieder zwei Gläser Vorsprung hatte. Ach, scheiß auf ihn! Er saß schließlich den lieben langen Tag bequem in seinem Büro, aß zu Mittag, ging gemächlich spazieren und gondelte mit dem Spätzug nach Hause, während sie hier mit dem Baby und Marcus festsass, mit dem Kindermädchen und dem Gärtner.

Sie schenkte sich ein weiteres Glas ein und fragte sich, wie lange es wohl noch dauern würde, bis Marcus, dieser eifersüchtige kleine Rotzlöffel, seine Schwester aufweckte. Bevor sie gegangen war, hatte das Kindermädchen Jacqueline ins Bett

gebracht, und bisher war das Baby noch nicht aufgewacht. Patricia sah erneut auf die Uhr und bemerkte, wie ungewöhnlich lang diese Phase der Stille im Haus schon anhielt. *Wow, sie schläft wie ein Murmeltier!* Gestärkt durch den Wein und in Gedanken bei ihrem kleinen vierjährigen Terroristen, schob sie die mit Anzeigen vollgepflasterte Elternzeitschrift zur Seite und ging die hintere Treppe hinauf.

Erst sah sie in Marcus' Zimmer. Er lag auf dem New-York-Ranges-Teppich auf dem Bauch, neben ihm die blinkende Spielkonsole. Völlig fertig, der Junge! Natürlich würden sie für dieses späte Mittagsschläfchen noch teuer bezahlen wenn der wirbelnde Derwisch zur eigentlichen Schlafenszeit nicht zur Ruhe kommen wollte -, aber dann war Mark an der Reihe, sich um ihn zu kümmern.

Sie ging den Flur entlang, runzelte die Stirn über ein paar Klumpen Erde auf dem Läufer - *dieser kleine Teufel!* - und blieb vor der geschlossenen Tür stehen, an deren Knauf ein herzförmiges Seidenkissen mit dem aufgestickten Schriftzug PSSST! SCHLAFENDES ENGELCHEN! hing. Als sie die Tür zum dämmrigen, warmen Kinderzimmer

öffnete, erschrak sie zu Tode. Im Schaukelstuhl neben der Wiege saß eine Frau und wippte vor und zurück. Eine Frau mit einem Bündel im Arm. Sie wiegte die kleine Jacqueline.

Wegen der Wärme des Zimmers, des sanften Lichts der indirekten Beleuchtung und des angenehm weichen Teppichbodens unter ihren Füßen brauchte Patricia einige Zeit, bis sie die absurde Situation ganz und gar erfasste. »Wer sind Sie?« Als sie etwas weiter hineinging, kam ihr die Haltung der Frau vage vertraut vor. »Joan? Joan, bist du das? Was machst du? Bist du durch die Garage reingekommen?«

Joan - sie war es *tatsächlich* - hörte auf zu schaukeln und erhob sich vom Stuhl. Im Licht des rosa Lampenschirms hinter ihr konnte Patricia den merkwürdigen Ausdruck auf ihrem Gesicht kaum erkennen, doch ihr Mund wirkte seltsam verzerrt und sie stank. Unwillkürlich musste Patricia an ihre Schwester und jenes unendlich schreckliche Thanksgiving-Fest vergangenes Jahr denken. Hatte Joan vielleicht einen ähnlichen Zusammenbruch?

Aber warum war sie hier und hielt Jacqueline auf dem Arm?

Joan streckte die Arme aus, um Patricia den Säugling zu reichen. Als Patricia ihr Baby nahm, erkannte sie sofort, dass etwas nicht stimmte: Die Reglosigkeit der Kleinen ging weit über einen entspannten Säuglings schlaf hinaus. Mit ängstlich verkrampften Fingern zog sie die Decke zurück, die Jackies Gesicht bedeckte. Die Rosenknospen ähnlichen Lippen des Babys waren leicht geöffnet, die kleinen dunklen Augen starrten ins Nichts. Die Decke unterhalb des kleinen Halses war ganz feucht, und als Patricia die Finger wieder wegnahm, waren sie klebrig von Blut.

Der Schrei, der in ihrer Kehle aufstieg, drang nicht mehr nach außen.

Ann-Marie Barbour war buchstäblich mit ihrer Weisheit am Ende. Sie stand in der Küche, flüsterte Gebete, umklammerte den Rand der Spüle, als wäre das Haus, in dem sie ihr gesamtes Eheleben verbracht hatte, eine kleine Nussschale, ausgesetzt auf einem wirbelnden schwarzen Meer. Sie betete ohne Unterlass. Um Hilfe. Um einen Hoffnungsschimmer. Sie wusste, dass ihr Ansel nicht böse war, nicht das, was er den Anschein erweckte zu sein. Er war nur sehr, sehr krank. Welche

Krankheit auch immer ihn heimgesucht hatte, sie würde vorübergehen wie ein schlimmes Fieber, und alles würde wieder so sein wie vorher.

*Aber er hat die Hunde umgebracht ...*

Sie blickte zu dem abgeschlossenen Schuppen im dunklen Garten hinüber. Alles war ruhig.

Ihre Zweifel kehrten zurück - wie bei den Nachrichten über die toten Passagiere von Flug 753, die aus den Leichenschauhäusern verschwunden waren. Irgendetwas ging hier vor, etwas Schreckliches - *er hat die Hunde umgebracht!* -, und nur wiederholte Abstecher zu den Spiegeln und der Spüle milderten ihre Furcht ein wenig. Waschen und Glas berühren, sich Sorgen machen, beten.

Warum vergrub sich Ansel tagsüber unter der Erde? *Er hat die Hunde umgebracht!* Warum sah er sie, seine Ehefrau, immer so hungrig an? *Er hat sie umgebracht!* Warum sagte er denn nichts, sondern knurrte und jaulte nur - *wie die Hunde, die er umgebracht hat ...*

Wieder hatte die Nacht den Himmel in Besitz genommen. Davor hatte sie sich schon den ganzen Tag über gefürchtet.

Warum war es nur so still da draußen?

Ann-Marie ging in den Garten, wobei sie die Gräber der Hunde keines Blickes würdigte. Sie durfte jetzt nicht dem Wahnsinn nachgeben. Jetzt musste sie die Starke sein. Noch eine kurze Weile, nicht mehr lange

...

Die Tür des Schuppens lag vor ihr. Das Schloss und die Kette. Sie stand da, lauschte, die Faust so fest auf den Mund gedrückt, dass ihre Schneidezähne zu schmerzen begannen.

Was würde wohl Ansel tun? Würde er die Tür öffnen, wenn sie sich dort drin befände? Würde er sich zwingen, ihr gegenüberzutreten?

Ja. Das würde er.

Ann-Marie öffnete das Schloss, löste die Kette, trat ein und stellte sich genau an die Stelle, von der sie wusste, dass er sie nicht erreichen konnte.

Ein schrecklicher Gestank herrschte in dem Schuppen. Ein *gottloser* Gestank. Schon dieser üble Geruch trieb ihr Tränen in die Augen.

Sie sah nichts. Sie lauschte. Sie würde sich nicht hineinlocken lassen.

»Ansel?«

Kaum mehr als ein Flüstern, was über ihre Lippen kam.

Keine Antwort. »Ansel?«

Ein Rascheln. Eine Bewegung im Schmutz. Weshalb hatte sie keine Taschenlampe mitgenommen?

Sie streckte die Hand aus, um die Tür weiter aufzustoßen. Genug, um etwas mehr Mondschein in den Schuppen zu lassen.

Da war er. Er lag in einem Bett aus Erde, das Gesicht zur Tür gewandt, die Augen eingefallen und voller Schmerz. Sie sah sofort, dass er im Sterben lag. Ja, ihr Ansel starb. Wieder dachte sie an die Hunde, die früher hier geschlafen hatten, Pap und Gertie, die treuen Bernhardiner, die sie mehr geliebt hatte, als es Haustieren zustand. Die er getötet hatte und deren Platz er aus freien Stücken eingenommen hatte, um ... um sie und die Kinder zu retten.

Und dann begriff sie. Er musste jemand anderem Schaden zufügen, um leben zu können. Er wollte, dass sie sich ihm überantwortete. Das wusste sie genau. Sie konnte es spüren.

Ansel stieß ein kehliges Stöhnen aus, so stimmlos, als käme es aus den Tiefen seiner Magengrube.

Nein, sie konnte es nicht. Ann-Marie weinte, als sie die Schuppentür wieder zumachte. Sie drückte ihre Schulter dagegen, schloss Ansel weg wie jemanden, der weder richtig lebte noch richtig tot war. Er war inzwischen viel zu schwach, um sich gegen die Tür zu werfen. Sie hörte lediglich ein weiteres protestierendes Stöhnen.

Sie schob gerade die Kette durch den Griff, als sie auf dem Kies hinter sich Schritte hörte. Bestimmt war dieser Polizeibeamte zurückgekehrt! Sie wirbelte herum.

Ein älterer Mann stand in der Einfahrt. Er hatte schütteres Haar, trug ein Hemd mit steifem Kragen, eine offene Strickjacke und eine weite Cordhose. Es war ihr Nachbar von gegenüber, der die Polizei verständigt hatte. Mr. Otish, der Witwer. Ein Nachbar von der Sorte, der sein Laub so auf die Straße kehrt, dass es beim nächsten Windstoß in den Garten des Nachbarn weht. Ein Mann, von dem sie nie etwas sahen oder hörten, es sei denn, es gab ein Problem, von dem er vermutete, dass sie oder ihre Kinder dafür verantwortlich waren.

»Ihre Hunde«, sagte Mr. Otish, »finden immer einfallsreichere Mittel und Wege, mich nachts



wachzuhalten.«

Seine Anwesenheit war wie ein geisterhaftes Eindringen in einen Alptraum. *Die Hunde?*

Nein, er sprach von Ansel. Von dem Lärm, den er in der Nacht veranstaltete.

»Wenn man ein krankes Tier hat, dann sollte man es zu einem Tierarzt bringen und entweder behandeln oder einschläfern lassen.«

Ann-Marie war zu verwirrt, um darauf etwas entgegen zu können. Mr. Otish kam näher, verließ die Einfahrt, trat auf den Rasen, beäugte voller Verachtung den Schuppen, aus dem ein heiseres Stöhnen drang.

Er verzog angewidert das Gesicht. »Sie werden wegen der Köter etwas unternehmen müssen. Andernfalls rufe ich nochmals die Polizei, und zwar sofort.«

»Nein!«, rief sie.

Mr. Otish lächelte, überrascht von ihrer Angst. Er genoss das Gefühl von Macht, das sie ihm vermittelte. »Also, was beabsichtigen Sie zu tun?«

Ann-Maries Mund öffnete sich, doch es fiel ihr nichts ein, was sie darauf hätte erwidern können.

»Ich ... ich werde mich darum kümmern.«

Mr. Otish sah zur Veranda hinter dem Haus. Offenbar hatte er das Licht in der Küche bemerkt. »Ist denn der Herr des Hauses verfügbar? Ich würde lieber mit ihm sprechen.« Sie schüttelte den Kopf.

Ein weiteres schmerzerfülltes Stöhnen erklang aus dem Schuppen.

»Nun, ich rate Ihnen, wegen dieser verlausten Kreaturen etwas zu unternehmen - andernfalls tue ich es. Jeder, der auf einem Bauernhof aufgewachsen ist, Mrs. Barbour, wird Ihnen bestätigen, dass Hunde Nutztiere sind, die nicht verhätschelt werden dürfen. Es bekommt ihnen erheblich besser, wenn sie die Rute statt der sanften Hand spüren. Das gilt ganz besonders für eine so plumpe Rasse wie Bernhardiner.«

Nur wenig von dem, was er sagte, drang zu ihr durch.

Etwas über ihre Hunde ...

Der einzige Grund, warum sie den Pflock im Schuppen eingebaut hatten, war, weil Pap und Gertie einige Male weggelaufen waren. Und einmal, es war noch gar nicht so lange her, war Gertie, die Zutraulichere, die Arglose, mit Blessuren nach Hause

gekommen: Rücken und Hinterläufe waren mit Striemen überzogen gewesen ... gerade so, als hätte jemand mit einer Rute auf sie eingedroschen.

In diesem Moment vergaß Ann-Marie Barbour all ihre Furcht. Sie sah diesen Mann an - diese hässliche, kleine, verschrumpelte Persiflage eines Mannes -, und plötzlich begriff Sie.

»Sie ... « Ihr Kinn zitterte, jedoch nicht mehr aus Angst, sondern vor Wut. »Sie haben das getan. Sie haben ihr *wehgetan* ... «

Empört darüber, wie sie mit ihm redete, riss er seine Augen für einen Augenblick weit auf. Gleichzeitig verriet er damit seine Schuld. »*Falls* ich es getan habe«, erwiderte er in seiner gewohnt herablassenden Art, »hatte er es sich selbst zuzuschreiben. «

Jetzt kochte Ann-Marie innerlich. Alles, was sie während der letzten Tage in sich hineingefressen hatte - ihre Kinder fortzuschicken, die toten Hunde zu begraben, sich um ihren leidgeprüften Mann zu sorgen -, trat nun an die Oberfläche. »Sie«, sagte sie.

»Was?«

»Sie. Gertie ist eine Sie.«

Ein weiteres Stöhnen aus dem Schuppen. Ansels Verlangen ...

Zitternd wich Ann- Marie zurück. »Wollen Sie selbst nachsehen?«, hörte sie sich sagen.

»Wie bitte?«

»Sie wollen die Hunde zähmen? Dann sehen Sie doch mal, was Sie tun können.«

Er funkelte sie ungehalten an. Eine Frau forderte ihn heraus? »Ist das Ihr Ernst?«

»Sie wollen Ruhe und Frieden? Schön, ich auch!« Sie wischte sich ein wenig Speichel vom Kinn und schüttelte den feuchten Finger in seine Richtung.  
»*Ich auch!*«

Mr. Otish sah sie einen langen Moment an. »Es stimmt schon, was die Leute sagen. Sie *sind* verrückt!«

Wie um ihn zu bestätigen, setzte sie ein irres Grinsen auf und nickte, während er zu den Bäumen am Rande des Gartens lief. Er zog an einem dünnen Zweig, riss fest daran, bis er ihn in der Hand hielt. Er testete ihn, lauschte auf das an einen Degen erinnernde *Wusch*, als er ihn durch die Luft sausen

ließ, und ging zufrieden zum Schuppen.

»Ich möchte, dass Ihnen bewusst ist«, sagte er, »dass ich das, was ich jetzt vorhabe, nicht mir, sondern Ihnen zuliebe tue.«

Zitternd sah Ann-Marie zu, wie er die Kette entfernte. Die Tür schwang langsam auf, und Mr. Otish tappte hinein, versuchte seine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen. Weit genug ...

»Also «, sagte er, »wo stecken diese Bestien? «

Ann-Marie hörte das Knurren, dann das Klirren der eisernen Leine. Es klang, als ließe man eine Handvoll Münzen fallen. Mr. Otish schrie. Und Ann-Marie rannte los, warf sich gegen die Tür, hielt sie zu, während der verzweifelte Mr. Otish von innen dagegenhämmerte. Sie zog die Kette durch den Türgriff, ließ das Vorhängeschloss einrasten ... und flüchtete ins Haus, nur weg von dem bebenden Schuppen. Weg von der grausamen Tat, die sie gerade begangen hatte.

Mark Blessige stand mit dem Blackberry in der Hand in der Eingangsdiele seines Hauses und wusste nicht, was er tun sollte. Keine Nachricht von seiner Frau. Ihr Handy steckte in ihrer Burberry-

Tasche, der Volvo-Kombi stand in der Einfahrt, der Kindersitz im Windfang. Kein Zettel in der Küche, nur ein halb geleertes Glas Wein auf der Arbeitsfläche. Patricia, Marcus und die kleine Jackie waren fort.

Mark sah in der Garage nach. Alle Autos und Kinderwagen waren da. Er warf einen Blick auf den Kalender im Flur, aber dort war nichts eingetragen. War sie sauer auf ihn, weil er wieder einmal zu spät kam? Hatte sie ihm eine kleine Bestrafung zgedacht? Mark schaltete den Fernseher ein und beschloss, es einfach auszusitzen. Doch nach und nach begann er sich wirklich Sorgen zu machen.

Zweimal nahm er den Hörer ab, um die Polizei anzurufen, zweimal ließ ihn die Vorstellung, die Schmach, dass ein Streifenwagen vor seinem Haus hielt, die Absicht wieder verwerfen. Schließlich trat er aus der Haustür, sah die Straße hinauf, fragte sich, ob sie wohl zu einem Nachbarn gegangen waren. Doch dann fiel ihm auf, dass nahezu jedes Haus im Dunkeln lag. Nirgendwo konnte er das warme gelbe Licht irgendeiner antiken Lampe entdecken, die auf einem polierten Buffet thronte. Nirgendwo sah er einen Computermonitor oder Fernsehschirm hinter handgenähten Spitzengardinen flackern.

Er blickte zum Haus der Lusses auf der anderen Straßenseite, betrachtete die stolze Patrizierfassade, die alten weißen Ziegel. Auch dort war allem Anschein nach niemand zu Hause. War irgendetwas geschehen? Eine Katastrophe? War eine Evakuierung angeordnet worden?

Plötzlich sah er jemanden aus den hohen Büschen treten.

Es war eine Frau, die in den fleckigen Schatten des Eichenlaubs recht mitgenommen wirkte. Sie hielt ein Kind in den Armen.

Die Frau marschierte schnurstracks über die Zufahrt, wurde einen Moment vom Lexus der Lusses verdeckt und verschwand dann durch den Seiteneingang neben der Garage. Bevor sie hineinging, drehte sie noch kurz den Kopf und entdeckte Mark, der vor seinem Haus stand. Sie winkte nicht. Sie grüßte auch nicht, doch ihr Blick - so kurz er ihn auch wahrnahm - schleuderte ihm förmlich einen Eisblock gegen die Brust.

Das war nicht Joan Luss ... Aber vielleicht ihre Haushälterin.

Er wartete darauf, dass im Haus ein Licht anging, doch es tat sich nichts. Sehr seltsam. Da er nichts

Besseres zu tun hatte, überquerte er die Straße, nahm den Fußweg zur Einfahrt - wobei er vermied, den Rasen zu betreten - und schlenderte, die Hände lässig in die Taschen der Anzughose geschoben, die Zufahrt der Lusses hinauf zum Seiteneingang. Dorthin, wo die Frau verschwunden war.

Die Tür stand offen. Statt zu klingeln, klopfte Markforsch gegen die Glastür und trat ein. »Hallo?«, rief er, durchquerte den gefliesten Hauswirtschaftsraum, betrat die Küche und schaltete das Licht ein. »Joan? Roger?«

Der Boden war mit Abdrücken nackter Füße übersät. Auf einigen Schränken und an den Kanten der Arbeitsfläche waren Handabdrücke. Birnen verfaulten in einem Drahtkorb auf dem Küchentisch.

»Ist irgendjemand zu Hause?«

Er war sich sicher, dass Joan und Roger nicht hier waren, aber er wollte mit der Haushälterin reden. Sie würde jedenfalls nicht herumrennen und sich das Maul darüber zerreißen, dass die Blessiges keine Ahnung hatten, wo ihre Kinder waren. Oder darüber, dass Mark Blessige nicht wusste, wo seine betrunkene Frau steckte. Und falls er sich irrte und Joanie zu Hause war - nun, dann würde er sie nach



seiner Familie fragen, ganz beiläufig, als ginge er gerade zum Tennis. *Die Kinder haben ja so unglaublich viel um die Ohren, wie soll man da den Überblick behalten?* Und falls er von irgendwem sonst irgendetwas über seine missratene Brut zu hören bekäme, dann würde er die Horde barfüßiger Bauern erwähnen müssen, die bei den Lusses offensichtlich durch die Küche getrampelt war.

»Ich bin's, Mark Blessige von gegenüber. Ist jemand zu Hause?«

Seit der Geburtstagsparty des Jungen im Mai war er nicht mehr in diesem Haus gewesen. Seine Eltern hatten ihm eines dieser elektrischen Rennautos geschenkt, aber weil es keine Anhängerkupplung besaß - offenbar war der Junge besessen von Anhängerkupplungen -, hatte er das Auto schnurstracks in den Kuchentisch gefahren, unmittelbar nachdem die Servierhilfe alle Becher mit Saft gefüllt hatte. »Tja«, hatte Roger gesagt, »wenigstens weiß er, wo seine Vorlieben liegen.« Gelächter und Heiterkeit.

Mark trat durch die Schwingtür ins Wohnzimmer, dessen Fenster ihm einen guten Blick auf sein eigenes Haus boten.

Er kostete den Anblick aus. Schließlich hatte er nicht allzu häufig die Gelegenheit, sein Anwesen aus dieser Perspektive zu betrachten. Es war schon ein verdammt schönes Haus. Auch wenn dieser Mexikaner die Hecken auf der Westseite des Grundstücks wieder einmal ungleichmäßig geschnitten hatte ...

Plötzlich hörte er Schritte auf der Kellertreppe. Schritte von mehr als nur einer Person.

»Hallo? Mark Blessige von gegenüber.« Keine Antwort. »Tut mir leid, dass ich hier so reingeplatzt bin, aber ich habe mich gefragt ... «

Er drückte die Schwingtür zur Küche auf - und blieb konsterniert stehen. Ungefähr zehn Leute standen vor ihm.

Mark erkannte einige von ihnen. Es waren Einwohner von Bronxville, Menschen, die er vom Starbucks, vom Bahnhof, vom Club her kannte. Carol, die Mutter eines Freundes von Marcus. Und der UPS-Fahrer in seiner Uniform. Zwei Kinder ... Aber kein Luss und auch kein Blessige.

Was war das nur für eine bizarre Gesellschaft? »Es tut mir leid. Störe ich bei irgend was ... «

Er sah sie genauer an, bemerkte ihren blassen

Teint, ihre schwarzen Augen. Ihr Starren - nie zuvor war er auf diese Weise angestarrt worden. Und er spürte die Hitze, die von ihnen ausging.

Am Ende des Raumes, hinter den Leuten, stand die Haushälterin. Ihre Haare waren strähnig, und ihre Kleidung und Haut hätten nicht schmutziger sein können, wenn sie im Dreck geschlafen hätte. Auf ihrer Bluse prangte ein roter Fleck.

Mark wischte sich eine Locke aus der Stirn und stieß mit den Schultern gegen die Schwingtür. »Ich ... «

Sie bewegten sich langsam auf ihn zu - mit Ausnahme der Haushälterin. Eines der Kinder, ein Junge mit dicken schwarzen Augenbrauen, stieg auf eine geöffnete Schublade und von dort aus auf die Kochinsel. Oben angekommen, nahm er Anlauf und sprang, flog in Marks Richtung, dem gar nichts anderes übrigblieb, als die Arme auszustrecken, um ihn aufzufangen. Dann sah er, wie etwas aus dem Mund des Jungen drang ... und sich in seinen Hals grub. Der Schmerz war so heftig, als würde ihm ein heißer Bratspieß in die Haut getrieben.

Er fiel nach hinten, ging zusammen mit dem Jungen zu Boden, der nun, fest mit seinem Hals verbunden,

rittlings auf seiner Brust saß. Mark versuchte etwas zu sagen, versuchte zu schreien, doch die Worte gerannen in seinem Hals.

Der Körper des Jungen drückte sich an ihn, und Mark konnte das Schlagen seines kleinen Herzens spüren - fast so, als wäre es sein eigenes Herz. Er merkte, wie sich der Rhythmus des Jungen beschleunigte, kräftiger und zu einem fiebrigen Galopp wurde. *Poch-poch-poch*. Der Junge fuhr mit seinen knöchigen Fingern in Marks Haar, verstärkte den Griff um seine Beute ...

Und dann waren sie alle über ihm und auf ihm, die braven Bürger von Bronxville, rissen an seiner Kleidung, durchbohrten sein Fleisch, saugten ihn aus. Der Druck auf seinen Hals schwand - und Mark verwandelte sich in einen weiß leuchtenden Stern reinen Schmerzes.

Neeva drückte die Tür einen Spaltbreit auf, um nachzusehen, ob die Kinder endlich eingeschlafen waren. Keene und Audrey Luss lagen in Schlafsäcken auf dem Boden vor dem Bett von Neevas Enkeltochter Narushta. Die meiste Zeit über schien es den bei den hier zu gefallen - immerhin war Neeva ihre Nanny gewesen, seit Keene vier

Monate alt war -, doch heute Abend hatten sie beide geweint. Sie vermissten ihre eigenen Betten. Sie wollten wissen, wann sie wieder nach Hause durften, wann Neeva sie zurückbringen würde. Und Sebastiane, Neevas Tochter, fragte andauernd, wie lange es wohl noch dauern mochte, bis die Polizei ihre Tür aufbrach. Aber es war nicht die Polizei, die Neeva Sorgen bereitete.

Sebastiane war in den USA geboren, hatte amerikanische Schulen besucht und besaß die typisch amerikanische Arroganz. Einmal im Jahr nahm Neeva ihre Tochter mit nach Haiti, aber Sebastiane lehnte die alten Sitten und Gebräuche ab. Lehnte das alte Wissen ab. Na schön, sollte sie. Aber dass Sebastiane ihre Mutter als abergläubische Närrin hinstellte, war mehr, als Neeva ertragen konnte. Besonders, nachdem sie diese beiden verwöhnten Kinder gerettet und ihre eigene Familie damit in Gefahr gebracht hatte.

Auch wenn sie selbst römisch-katholisch erzogen worden war, hatte Neevas Großvater mütterlicherseits Voodoo praktiziert. Er war ein *Dorf-Bokor* gewesen, ein Zauberer, der sowohl weiße als auch schwarze Magie ausübte. Obwohl er angeblich

große *Ashe*, spirituelle Macht, besessen und häufig versucht hatte, *Zombie astrale* - Seelen, die in einem unbelebten Gegenstand gefangen waren - zu bannen, hatte er sich doch nie an der schwärzesten Kunst versucht: der Wiederbelebung einer Leiche, der Umwandlung eines toten Körpers in einen Zombie. Er hatte zu große Ehrfurcht vor der dunklen Seite gehabt, hatte behauptet, die Überschreitung dieser Grenze sei eine Beleidigung der *Loa*, der Gottheiten der Voodoo- Religion, die ähnlich den Heiligen oder Engeln der Christen als Mittler zwischen Mensch und Schöpfer dienen. Und doch hatte er an Exorzismen teilgenommen, bei denen die Verfehlungen auf Abwege geratener *Houngans* korrigiert wurden. Neeva hatte ihn dabei begleitet. Und das Antlitz der Untoten gesehen.

Als Joan sich in der ersten Nacht in ihrem Schlafzimmer eingeschlossen - es war so luxuriös wie die Hotelsuiten, die Neeva in Manhattan geputzt hatte, als sie gerade nach Amerika gekommen war - und das Stöhnen schließlich aufgehört hatte, hatte Neeva kurz den Kopf durch die Tür gesteckt, um nach ihr zu sehen. Joans Augen wirkten tot, ihr Herz raste, die Laken waren völlig durchgeschwitzt und

rochen stark. Das Kopfkissen war mit weißlichem, ausgehustetem Blut befleckt. Neeva hatte bereits Kranke und Sterbende gepflegt und sie wusste mit einem Blick auf Joan Luss, dass ihre Arbeitgeberin keiner Krankheit, sondern dem Bösen zum Opfer gefallen war.

Das war der Moment gewesen, in dem sie die Kinder genommen und das Haus verlassen hatte.

Jetzt überprüfte Neeva erneut die Gitter vor den Fenstern.

Sie wohnten im Erdgeschoss eines Dreifamilienhauses, und Sicherheitsgitter waren ein gutes Abschreckungsmittel für Einbrecher, doch Neeva traute ihnen nicht. Am Nachmittag war sie einmal ums Haus gegangen und hatte an den Gittern gerüttelt. Sie schienen solide und fest. Als weitere Vorsichtsmaßnahme hatte sie - ohne Sebastiane etwas davon zu erzählen, was Neeva einen Vortrag über Brandsicherheit erspart hatte - die Fenster vernagelt und das im Kinderzimmer zusätzlich mit einem Bücherregal verstellt. Außerdem hatte sie die Gitterstangen mit Knoblauch eingerieben - was sie klugerweise ebenfalls niemandem erzählte - und hatte, obwohl sie nicht vergessen hatte, wie

unwirksam ihr Kruzifix im Keller der Lusses gewesen war, eine Literflasche Weihwasser aus der Kirche geholt.

Nervös, aber zuversichtlich, dass diese Vorsichtsmaßnahmen wirken würden, zog sie alle Vorhänge zu und knipste jede Lampe an. Danach setzte sie sich in ihren Lieblingssessel und legte die Füße hoch, bereit, eine weitere Nacht Wache zu halten. Die schwarzen Schuhe mit den dicken Absätzen behielt sie an - für den Fall, dass sie schnell losrennen musste. Sie schaltete den Fernseher ein, drehte ihn aber ganz leise.

Die herablassende Haltung ihrer Tochter ging ihr stärker zu Herzen, als sie es hätte zugeben wollen. Es ist wohl die Sorge eines jeden Immigranten, dass sich die Sprösslinge die neue Kultur auf Kosten ihrer Herkunft aneignen. Neevas Angst jedoch war noch erheblich konkreter: Sie befürchtete, das übermäßige Selbstvertrauen ihrer amerikanisierten Tochter könnte ihr am Ende schaden. Für Sebastiane war die finstere Nacht lediglich eine Unannehmlichkeit, eine Phase unzureichenden Lichteinfalls, was sich mit dem Betätigen eines Schalters sofort beheben ließ. Für Neeva war die



Nacht *real*. Die Nacht war nicht Abwesenheit von Licht, sondern der Tag eine kurze Verschnaufpause vor der heraufziehenden Dunkelheit ...

Ein leises Kratzen weckte sie schlagartig auf. Ihr Kinn hob sich abrupt von der Brust. Im Fernsehen lief eine Dauerwerbesendung über die Vorzüge eines Wischmopps, der gleichzeitig ein Staubsauger war. Sie lauschte. Von der Haustür drang ein Klicken herüber. Zunächst dachte sie, Emile käme nach Hause - ihr Neffe fuhr nachts Taxi -, aber wenn er tatsächlich seine Schlüssel vergessen hätte, würde er klingeln.

Nein, jemand anderer war an der Haustür.

So schnell sie konnte stand Neeva auf, schlich den Flur hinunter und blieb vor der Tür stehen, horchte.

Es war eine einfache Haustür mit einem Sicherheitsschloss, ohne Fliegengitter oder Sichtfenster. Sie hatte einen altmodischen Briefschlitz genau in der Mitte der unteren Hälfte, etwa dreißig Zentimeter über dem Boden.

Und jetzt quietschte das Scharnier des Briefschlitzes. Die Messingklappe bewegte sich. Neeva eilte den Flur entlang, blieb einen Moment panisch keuchend stehen und hastete dann ins Bad,

zu einem Korb, in dem sich Spielsachen befanden. Sie schnappte sich die Wasserpistole ihrer Enkeltochter, schraubte den Verschluss der Weihwasserflasche ab und füllte das Wasser in die winzige Öffnung, wobei sie einen großen Teil verschüttete.

Mit gezückter Spielzeugpistole kehrte sie zur Wohnungstür zurück. Sie hörte nichts, aber sie spürte das Böse vor der Tür. Schwerfällig ließ sie sich auf ihr geschwollenes Knie nieder. Sie war nahe genug, um das Flüstern der Nachtluft durch die Messingklappe zu spüren - und sah einen Schatten die Kante entlanghuschen.

Die Spielzeugpistole hatte eine ziemlich lange Spritzdüse.

Neeva erinnerte sich, dass man die Unterseite vor- und zurückschieben musste, um Druck aufzubauen. Sie stieß den Briefschlitz mit der Mündung auf - das Scharnier gab ein wehleidiges Quietschen von sich - , ramnte den Lauf der Waffe hinein und drückte auf d e n Abzug. Verspritzte Weihwasser in alle Richtungen.

Sie stellte sich vor, wie Joan Luss versengt wurde, wie das säureartige Wasser ihren Körper verbrannte,

als wäre es das goldene Schwert des Herrn - und doch hörte sie kein Klagen, kein Wimmern.

Stattdessen tauchte eine Hand im Briefschlitz auf, umklammerte den Lauf der Spielzeugpistole, versuchte, sie Neeva abzunehmen. Die Finger der Hand waren so schmutzig wie die eines Totengräbers, die Nagelbetten käsig weiß. Neeva betätigte weiter panisch den Abzug; das Weihwasser lief über die Hand, verschmierte jedoch lediglich den Dreck. Weder zog sich die Hand zurück noch verbrannte deren Haut.

Das Wasser hatte nicht die geringste Wirkung.

Die Hand zerrte an der Pistole, drückte sie gegen den Briefschlitz, bis das Plastikspielzeug knackend und mit einem letzten Schwall Wasser zerbrach. Neeva wich zurück, während sich der Eindringling mit dem ganzen Körper gegen die Tür warf. Der Knauf klapperte, die Scharniere bebten, und die angrenzenden Wände wurden durchgerüttelt. Ein Bild, das einen Mann und seinen Sohn auf der Jagd zeigte, fiel vom Nagel, der Rahmen zerbrach. Neeva kroch bis zum Ende der Diele. Mit der Schulter stieß sie den Schirmständer um - in dem auch ein Baseballschläger steckte. Dankbar griff sie nach

dem Schläger, umklammerte den Griff, sah zur Tür.

Das Holz hielt stand. Diese alte Tür, über die sie sich immer ärgerte, wenn sie in der Sommerhitze aufquoll und praktisch im Rahmen festklebte, war stark genug, um dem Wesen der Dunkelheit zu widerstehen.

Plötzlich Stille.

Neevas Blick fiel auf die Weihwasserlache. Sogar die Macht von Jesus hatte nichts ausrichten können. Wenn die Tür nicht gewesen wäre ...

»Neeva?«

Keene Luss stand in Jogginghose und T-Shirt hinter ihr.

Neeva sprang schneller auf, als sie es je für möglich gehalten hätte, legte eine Hand auf den Mund des Jungen und schob ihn um die nächste Ecke. Dort blieb sie mit dem Rücken zur Wand stehen, Keene fest an sich gedrückt.

Hatte das Ding vor der Tür die Stimme des Jungen gehört? Neeva spitzte die Ohren. Keene zappelte und versuchte, etwas zu sagen. »Psssst! Ruhig!«, flüsterte sie.

Dann hörte sie wieder das Quietschen. Sie

umklammerte den Jungen noch fester, während sie sich vorbeugte und einen Blick um die Ecke riskierte.

Der Briefschlitz wurde von einem schmutzigen Finger aufgehalten. Neeva zog den Kopf blitzschnell zurück - nicht ohne einen flüchtigen Blick auf zwei glühend rote Augen zu erhaschen.

Im Anschluss an ein spätes Abendessen mit den Leuten von der Plattenfirma fuhr Gabriel Bolivars Manager Rudy Wain mit dem Taxi zum Stadthaus seines Schützlings. Nach dieser Flugzeuggeschichte machten Gerüchte über Bolivars Gesundheitszustand die Runde, ja es gab sogar ein Paparazzo-Foto, das ihn im Rollstuhl zeigte. Rudy war es nicht gelungen, Gabe telefonisch zu erreichen, also hatte er entschieden, ihn persönlich in Augenschein zu nehmen.

Als Rudy vor dem Haus an der Vestry Street aufkreuzte, waren weit und breit keine Paparazzi in Sicht. Auf dem Bürgersteig lungerten lediglich ein paar rauchende, ziemlich zugehörnt wirkende Gruftis herum. Sie standen erwartungsvoll auf, als Rudy die Stufen zur Eingangstür hinaufging. »Was geht denn hier ab?«, fragte er.

»Wir haben gehört, er hat ein paar Leute reingelassen.«

Rudy sah die Fassade hinauf. Kein Licht, nicht mal oben im Penthouse. »Tja, anscheinend ist die Party vorbei.«

»Es war keine Party«, sagte ein etwas pummeliger Junge, der sich eine Nadel durch die Wange gezogen hatte, von der bunte elastische Bänder herabhingen. »Er hat sogar die Paparazzi reingelassen. «

Rudy zuckte mit den Achseln, tippte den Zugangscode ein, betrat das Haus und drückte die Tür hinter sich ins Schloss. Wenigstens schien Gabe sich wieder besser zu fühlen ... Er ging an den schwarzen Marmor-Panthern vorbei ins dunkle Foyer. Keine der Baustellenlampen brannte, und die Lichtschalter waren immer noch nicht angeschlossen. Rudy dachte kurz nach, dann zog er sein Blackberry heraus, schaltete die Beleuchtung des Displays ein und schwenkte das blaue Licht herum. Vor der Treppe sah er einen Haufen teurer Spiegelreflex- und Videokameras aufgestapelt. Die Waffen der Paparazzi, zurückgelassen wie Schuhe am Rande eines Swimmingpools.

»Hallo?« Seine Stimme hallte dumpf durch die unteren Stockwerke.

Er stieg die geschwungene Marmortreppe hinauf, folgte der blauen Pfütze aus elektronischem Licht, die das Blackberry auf die Stufen warf. Er musste Gabe unbedingt für die Roseland-Show kommende Woche begeistern. Außerdem gab es um Halloween herum noch ein paar Konzerttermine in den Staaten, auf die er sich vorbereiten sollte.

Er erreichte das oberste Stockwerk. Bolivars Suite. Auch hier war alles dunkel.

»Hey, Gabe. Ich bin's, Mann. Sag was, Alter, ich will ja nicht bei irgendwas reinplatzen! «

Es war viel zu still hier. Rudy drückte die Tür zum Schlafzimmer auf, ließ den Lichtschein herumwandern, sah, dass die Bettlaken zerwühlt waren - doch weit und breit kein Gabe. Wahrscheinlich zog er wie üblich um die Häuser. Hier jedenfalls war er nicht. Rudy ging in das große Bad, um schnell mal zu pinkeln.

Auf der Ablage entdeckte er ein geöffnetes Fläschchen Vicodin, daneben ein kristallenes Cocktailglas, das nach Alkohol roch. Er überlegte kurz, dann nahm er sich zwei Pillen aus dem

Fläschchen, spülte das Glas im Waschbecken aus und schluckte die bei den Pillen mit Leitungswasser.

Als er das Glas auf die Ablage zurückstellte, bemerkte er eine Bewegung hinter sich. Er wirbelte herum - und da war Gabe, der aus der Dunkelheit ins Bad trat. Wegen der verspiegelten Wände auf beiden Seiten schien es Rudy so, als stünden hundert Gabes vor ihm.

»Gabe! Himmel, hast du mir einen Scheißschreck eingejagt!«

Gabe glotzte Rudy mit großen Augen an. Das blaue Blackberrylicht fiel nicht direkt auf ihn und war nur schwach. Sah seine Haut deshalb so dunkel aus? Waren die Augen deshalb blutunterlaufen? Er trug einen dünnen, knielangen schwarzen Hausmantel und nichts darunter. Seine Arme hingen schlaff herab, Hände und Oberkörper waren schmutzbedeckt. Er machte keinerlei Anstalten, seinen Manager zu begrüßen.

»Was ist mit dir, Mann? Hast du die Nacht in 'nem Kohlenkeller verbracht oder was?«

Gabe stand einfach nur da, in den Spiegeln unendlich vervielfacht.

»Du stinkst, Mann«, sagte Rudy und hielt sich die



Nase zu. »Wo zum Teufel bist du gewesen?« Er schob das Blackberry näher an Gabes Gesicht. »Junge, Junge, du hast dein Make-up diesmal aber wirklich zu lange draufgelassen.«

Nun begann das Vicodin zu wirken: Der Raum mit seinen zahllosen Spiegeln dehnte sich wie ein Akkordeon. Rudy bewegte das blaue Licht, und das ganze Bad flackerte. »Hör zu, Mann.« Er war inzwischen leicht verunsichert, weil Gabe überhaupt keine Reaktion zeigte. »Falls du gerade auf 'nem Trip bist, kann ich gern später noch mal vorbeikommen.« Er versuchte, sich links an Gabe vorbei nach draußen zu schieben, aber Gabe trat nicht zur Seite. Er versuchte es noch einmal, doch Gabe weigerte sich einfach, ihm Platz zu machen. Rudy trat einen Schritt zurück und richtete das schwache Licht wieder auf seinen langjährigen Klienten. »Gabe, Mann, scheiße, was ist los mit dir?«

Bolivar öffnete seinen Hausmantel, breitete die Arme wie Flügel aus und ließ das Kleidungsstück zu Boden gleiten.

Rudy schnappte nach Luft. Gabes Körper war von oben bis unten grau und ausgemergelt, doch was

ihm den Atem raubte, was ihn schwindeln ließ, war der Anblick von Gabes Unterleib. Er war völlig unbehaart und glatt wie der einer Puppe - und die Geschlechtsorgane fehlten.

Gabes Hand legte sich über Rudys Gesicht. Der Manager war zu perplex, um sich zu wehren. Er sah Gabe breit grinsen - und dann löste sich dieses Grinsen auf, und irgendetwas drang aus seinem Mund. Etwas, das wie eine Peitsche aussah oder wie ...

»Hey Mann!«

Die Peitsche schoss heraus - und Rudys Blackberry fiel neben seine zuckenden Füße auf den Badezimmerboden.

Die neunjährige Jeanie Millsome war mit ihrer Mutter auf dem Nachhauseweg. Sie war überhaupt nicht müde. Ja, nachdem sie *Die kleine Meerjungfrau* am Broadway gesehen hatte, glaubte sie, niemals zuvor in ihrem Leben so wach gewesen zu sein. Jetzt wusste sie wirklich, was sie einmal werden wollte, wenn sie groß war. Nicht mehr Ballettschullehrerin - weil Cindy Veely sich bei einem Sprung zwei Zehen gebrochen hatte -, und auch nicht olympische Turnerin - dafür war das Seitpferd

zu gruselig. Nein, sie wollte eine - Trommelwirbel bitte! - *Broadway-Schauspielerin* werden. Sie würde sich das Haar korallenrot färben, in *Die kleine Meerjungfrau* die Rolle der Arielle übernehmen und am Ende den größten und anmutigsten Knicks aller Zeiten vor dem Vorhang machen. Und nach dem donnernden Applaus würde sie ihre jungen Fans begrüßen, allen ein Autogramm auf die Programmhefte kritzeln und lächelnd mit ihnen zusammen für Fotos posieren. Und dann, an einem ganz besonderen Abend, würde sie das höflichste und ernsthafteste neunjährige Mädchen aus dem Publikum heraussuchen und es einladen, ihre zweite Besetzung *und* allerallerbeste Freundin zu werden. Ihre Mutter würde ihre Hairstylistin werden, und ihr Dad, der zu Hause bei Justin bleiben musste, würde ihr Manager sein, genau wie Hannah Montanas Dad. Und Justin ... Justin konnte einfach zu Hause bleiben und Justin sein.

Und so saß sie, das Kinn in der Hand vergraben, verkehrt herum auf der Sitzbank in der U-Bahn, die in südlicher Richtung unter der Stadt dahinbrauste. Sie sah ihr Spiegelbild in der Scheibe und die Lichter des Wagens hinter ihnen. Manchmal flackerten die

Lampen, und in einem dieser kurzen Momente, in denen das Licht ausging, bemerkte sie etwas an einer jener Stellen, wo ein Tunnel in einen anderen mündete. Es blitzte nur kurz an der Schwelle ihres Bewusstseins auf, ähnlich einem beunruhigenden Einzelbild, das in eine ansonsten monotone Filmsequenz hineingeschnitten ist. Es ging viel zu schnell, als dass ihr neun Jahre altes Bewusstsein dieses Bild, das sie nicht verstand, hätte verarbeiten können. Sie konnte nicht einmal sagen, warum sie in Tränen ausbrach.

Ihre Mutter schreckte auf. Sie sah heute sehr hübsch aus, hatte sich extra fürs Theater in Schale geworfen. Sofort tröstete sie Jeanie und wollte wissen, weshalb sie so schluchzte. Jeanie deutete lediglich aus dem Fenster und verbrachte den Rest des Nachhausewegs in den schützenden Armen ihrer Mutter.

Aber der Meister hatte sie gesehen. Der Meister sah alles.

Selbst wenn er - nein, *besonders* wenn er fraß. Seine Nachtsicht, die sich in verschiedenen Grauschattierungen darstellte, reichte außergewöhnlich weit. Hitzequellen registrierte er als

glühendes, gespenstisches Weiß.

Zufrieden, wenn auch nicht gesättigt - er war *niemals* gesättigt -, löste er die riesigen Hände von dem Menschen und ließ ihn auf den Schotterboden gleiten. Die Tunnel um ihn herum raunten im Wind, der seinen dunklen Umhang flattern ließ. **I**n der Ferne kreischten Züge auf, als Eisen auf Stahl traf.

Es klang wie der Schrei einer Welt, der die Ankunft des Meisters schlagartig bewusst geworden war.

# ***Täuschung***

## **Canary-Zentrale, Eleventh Avenue Ecke 27th Street**

Am dritten Morgen nach der Landung von Flug 753 nahm Eph Setrakian mit in die Zentrale des Canary-Projektes, die am westlichen Rand von Chelsea, nur einen Straßenzug östlich des Hudson lag. Bevor Eph Canary ins Leben gerufen hatte, hatte das aus drei Räumen bestehende Büro das medizinische Untersuchungsprogramm beherbergt, das die CDC auf dem Gelände des World Trade Center für Arbeiter und freiwillige Helfer durchgeführt hatte - man hatte mögliche Zusammenhänge zwischen den Bergungs- und Wiederaufbauarbeiten und chronischen Atemwegserkrankungen erforscht.

Ephs Stimmung besserte sich, als sie sich dem Gebäude in der Eleventh Avenue näherten. Zwei Streifenwagen und zwei zivile Limousinen mit Behördennummernschildern parkten vor dem Eingang. Endlich zeigte Direktor Barnes den nötigen

Einsatz, endlich würden sie die Hilfe bekommen, die sie benötigten. Es war völlig absurd anzunehmen, dass Eph, Nora und Setrakian diese Seuche allein würden bekämpfen können.

Die Bürotür im zweiten Obergeschoss stand offen. Barnes besprach sich gerade mit einem Mann in Zivil, der sich als Special Agent des FBI vorstellte.

»Ihr Timing könnte nicht besser sein, Everett«, sagte Eph. »Sie sind genau der Mann, den ich brauche.« Er trat an den kleinen Kühlschrank neben der Tür. Reagenzgläser klirrten, als er nach einem Liter Vollmilch griff, den Verschluss öffnete und gierig trank.

»Wer ist das?«, fragte Barnes.

»Das«, sagte Eph und wischte sich den Milchschnurrbart von der Oberlippe, »ist Professor Abraham Setrakian.« Setrakian hielt seinen Hut in der Hand; sein alabasterfarbenes Haar schimmerte unter der Deckenbeleuchtung.

»Es ist so viel passiert, Everett«, fuhr Eph fort und trank einen weiteren Schluck Milch, löschte den quälenden Durst. »Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll«

»Warum fangen wir nicht einfach mit den Toten an,

die aus den städtischen Leichenschauhäusern verschwunden sind?«

Eph senkte die Flasche. Einer der Polizisten hatte sich in die Tür gestellt. Ein zweiter FBI-Mann hatte sich vor Ephs Laptop gesetzt und fing an draufloszutippen. »Hey, entschuldigen Sie mal ... «

»Ephraim«, sagte Barnes, »was wissen Sie über die verschwundenen Leichen?«

Eph versuchte, aus der Miene im Gesicht des Leiters der CDC schlau zu werden. Dann warf er Setrakian einen Blick zu, doch der alte Mann zeigte keinerlei Reaktion, sondern stand einfach nur da, den Hut in den knotigen Fingern.

Eph wandte sich wieder seinem Chef zu. »Sie sind nach Hause gegangen.«

»Nach Hause gegangen?« Barnes legte den Kopf schief, als hätte er nicht richtig verstanden.

»Zu ihren Familien.«

Barnes sah den FBI-Agenten an, der seinerseits Eph fixierte. »Sie sind tot«, sagte der Direktor.

»Nein, sie sind nicht tot. Zumindest nicht auf die herkömmliche Weise.«

»Man kann nur auf eine einzige Art und Weise tot



sein, Ephraim.«

Eph schüttelte den Kopf. »Nein, inzwischen nicht mehr.«

Barnes machte einen Schritt auf ihn zu. »Ich weiß, dass Sie in letzter Zeit unter starkem Stress stehen, Ephraim. Ich weiß, dass Sie familiäre Probleme haben ... «

»Moment mal«, unterbrach ihn Eph. »Was zum Teufel ist hier eigentlich los?«

»Es geht um Ihren Patienten, Doktor«, sagte der FBI-Agent. »Um einen der Piloten von Regis Air Flug 753. Kapitän Doyle Redfern. Wir haben einige Fragen bezüglich seiner Behandlung.«

Eph lief es kalt den Rücken hinunter. »Besorgen Sie sich eine richterliche Verfügung, dann werde ich Ihre Fragen beantworten. «

» Vielleicht möchten Sie uns das hier erklären.« Der Agent öffnete einen mobilen Videoplayer, der auf dem Schreibtisch lag, und drückte auf den Wiedergabeknopf.

Das Bild einer Überwachungskamera. Ein Krankenhauszimmer. Redfern war von hinten zu sehen, er taumelte, sein Flügelhemd war auf der

Rückseite geöffnet. Er wirkte verletzt und verwirrt. Aufgrund der Perspektive konnte die Kamera den Stachel, der aus seinem Mund quoll, nicht einfangen. Eph, der vor ihm stand und mit der rotierenden Fräse auf Redferns Hals einstach, war jedoch sehr wohl zu erkennen. Es flackerte, ein harter Schnitt, dann war Nora im Hintergrund zu sehen, die Hände über den Mund gelegt, während Eph schwer atmend vor der Tür stand. Redfern lag zusammengesunken auf dem Boden. Die nächste Einstellung: das Bild einer anderen Kamera, die ein Stück weiter und in höherem Winkel in demselben Korridor angebracht war. Es zeigte zwei Personen, einen Mann und eine Frau, die sich gewaltsam Zugang zum abgeschlossenen Obduktionsraum verschafften, in dem Redferns Leiche aufbewahrt wurde. Kurze Zeit später war zu sehen, wie sie mit einem offenbar sehr schweren Leichensack verschwanden. Die beiden Personen besaßen eine verblüffende Ähnlichkeit mit Eph und Nora.

Die Aufnahme stoppte. Eph sah die sichtlich geschockte Nora an, dann den FBI-Agenten und Barnes. »Das war ... das ist mit Absicht so zusammengeschnitten, dass ich ... Da war doch ein

Schnitt. Redfern hatte ... «

»Wo ist seine Leiche, Dr. Goodweather?«

Eph konnte nicht klar denken. »Das sind nicht wir. Die Kamera war viel zu hoch oben, um ... «

»Sie behaupten also, dass das gerade nicht Sie und Dr. Martinez waren?«

Eph blickte wieder Nora an, die den Kopf schüttelte. Beide waren sie viel zu verblüfft, als dass sie sofort eine schlüssige Verteidigung hätten liefern können.

»Lassen Sie mich die Frage noch einmal stellen, Ephraim«, sagte Barnes. »Wo befinden sich die verschwundenen Toten aus den Leichenschauhäusern?«

Eph sah zu Setrakian, der neben der Tür stand. Dann wieder zu Barnes. Ihm fiel absolut nichts ein, was er darauf antworten konnte.

»Ich schließe das Canary-Projekt mit sofortiger Wirkung.«

»Was? Moment, Everett ... « Eph machte einige schnelle Schritte auf Barnes zu. Die Polizisten stellten sich ihm in den Weg, als wäre er ein gefährlicher Krimineller. Ihre Reaktion ließ ihn innehalten.

»Dr. Goodweather, wenn Sie uns bitte begleiten würden«, sagte der FBI-Agent. »Und Sie auch ... Hey!«

Eph drehte sich um. Setrakian war verschwunden.

Der Agent schickte zwei der Polizisten los, um ihn zurückzuholen.

Eph sah wieder Barnes an. »Sie kennen mich doch, Everett. Sie wissen, wer ich bin. Hören Sie sich an, was ich Ihnen zu sagen habe. In dieser Stadt breitet sich eine Seuche aus eine schlimmere Seuche, als wir sie jemals erlebt haben.«

»Was haben Sie Jim Kent injiziert, Dr. Goodweather?«, fragte der FBI-Agent.

»Wie bitte? Was ich ... «

»Ephraim«, sagte Barnes, »ich habe eine Vereinbarung mit dem FBI getroffen. Nora wird straffrei bleiben, wenn Sie sich kooperationsbereit zeigen. Ersparen Sie ihr den Skandal einer Verhaftung. Ich weiß, dass Sie beide sich ... nahe stehen.«

»Und woher wissen Sie das?« Eph sah seine Ankläger mit funkelnden Augen an. »Everett, das ist doch alles völliger Schwachsinn! «

»Sie sind auf einem Video zu sehen, wie Sie einen Patienten angreifen und töten. Sie haben abstruse Testergebnisse durchgegeben, die sich jeder rationalen Erklärung entziehen, für die Sie keine Belege haben und die höchstwahrscheinlich manipuliert wurden. Glauben Sie mir, ich wäre nicht hier, wenn ich eine andere Wahl hätte. Wenn Sie eine andere Wahl hätten.«

Barnes hatte Recht. Zumindest in diesem Augenblick - in der Gegenwart der Gesetzeshüter - blieb Eph keine andere Wahl. Er drehte sich zu Nora um. Sie würden sie gehen lassen. Vielleicht konnte sie weiterkämpfen. »Lass dich von ihnen nicht beirren«, sagte er zu ihr. »Du bist möglicherweise die Einzige, die weiß, was hier wirklich vor sich geht.«

Nora schüttelte den Kopf. »Sir«, sagte sie zu Barnes. »Wir haben es hier mit einer Verschwörung zu tun ... «

»Bitte, Dr. Martinez«, unterbrach sie der Direktor. »Bringen Sie sich nicht noch mehr in die Bredouille.«

Der zweite Agent packte Ephs und Noras Laptops ein.

Dann führten sie Eph die Treppe hinunter.

Auf dem Flur im ersten Stock entdeckten sie die beiden Polizisten, die Setrakian gefolgt waren. Sie standen mit den Rücken zueinander und waren mit Handschellen gefesselt.

Und dann, wie aus dem Nichts, tauchte Setrakian mit gezücktem Schwert hinter der Gruppe auf und legte die Spitze der Klinge an den Hals des ersten FBI-Mannes. In der anderen Hand hielt er einen ebenfalls aus Silber geschmiedeten kleinen Dolch, den er Direktor Barnes an die Kehle hielt.

»Diese Gentlemen sind lediglich Schachfiguren in einem Plan, der weit über ihr Verständnis hinausgeht«, sagte der Professor. »Doktor, nehmen Sie den Dolch.«

Eph griff nach der Waffe und hielt ihre Spitze an die Kehle seines Chefs.

»Mein Gott, Ephraim«, stieß Barnes atemlos hervor. »Haben Sie den *Verstand* verloren?«

»Everett, diese Sache reicht weiter, als Sie es sich vorstellen können. Wir haben es hier mit dem Ausbruch einer Krankheit von nie gekanntem Ausmaß zu tun. Und das ist noch nicht mal die halbe Wahrheit.«

Nora trat neben Eph und nahm dem FBI-Agenten die Laptops wieder ab. »Ich habe alles aus dem Büro mitgenommen, was wir sonst noch brauchen. Es sieht ganz so aus, als kämen wir nicht mehr so schnell hierher zurück.«

»Um Himmels willen«, sagte Barnes, »nehmen Sie Vernunft an!«

Eph musterte ihn. »Das hier ist der Job, für den ich eingestellt wurde, Everett. Alarm zu schlagen, wenn eine Gefährdung der öffentlichen Gesundheit vorliegt. Wir stehen kurz vor einer weltweiten Pandemie. Und irgendjemand setzt alle Hebel in Bewegung, damit es auch tatsächlich so weit kommt.«

## **Stoneheart Group, Manhattan**

Eldritch Palmer schaltete eine Reihe Monitore ein, auf denen verschiedene Nachrichtensender zu sehen waren. Das Programm auf dem Bildschirm ganz unten links interessierte ihn besonders. Er drehte seinen Stuhl um einige Grad, deaktivierte die anderen Monitore und drehte dann die Lautstärke hoch.

Der Reporter befand sich vor dem Polizeirevier an der East 51st Street. Offenbar wollte der Polizeisprecher die große Zahl an Vermisstenmeldungen im New Yorker Stadtgebiet während der letzten paar Tage nicht kommentieren. Der Reporter merkte an, dass auch noch andere rätselhafte Zwischenfälle gemeldet wurden, etwa Hauseinbrüche, bei denen nichts gestohlen wurde. Am merkwürdigsten sei jedoch die Tatsache, dass auch die moderne Technik versage, die sonst bei der Suche nach verschwundenen Personen so behilflich war: Die Handys der Vermissten, die fast ausnahmslos rückverfolgbare GPS-Empfänger enthielten, waren allem Anschein nach mitsamt ihren Besitzern verschwunden - was wiederum manche spekulieren ließ, dass die Leute vielleicht in voller Absicht ihre Familien und Arbeitsplätze verlassen hatten. Da der Anstieg der Vermisstenmeldungen mit der Sonnenfinsternis zusammenfiel, wurde auch vermutet, dass ein direkter Zusammenhang zwischen diesen beiden Ereignissen bestünde. Ein Psychologe kommentierte die Möglichkeit einer Massen hysterie aufgrund gewisser Himmelsereignisse. Der Beitrag endete damit, dass



der Reporter einer Frau mit Tränen in den Augen Gelegenheit gab, ein Foto ihrer verschwundenen Freundin in die Kamera zu halten. Dann folgte ein Werbespot für eine Anti-Aging-Creme, der »ein längeres und besseres Leben« versprach.

Palmer schaltete den Ton aus, so dass der einzige Laut, außer den Geräuschen der Dialysemaschine, das Summen war, das von seinen Lippen kam.

Ein anderer Bildschirm zeigte anhand einer Grafik die rückläufigen Tendenzen auf den Finanzmärkten. Der Dollarkurs fiel. Palmer beeinflusste die Märkte, veräußerte Wertpapiere und legte stattdessen in Edelmetall an: Gold, Silber, Palladium, Platin. Überall hieß es, dass die jüngste Rezession hervorragende Gelegenheiten für Termingeschäfte biete. Palmer war da völlig anderer Meinung. Er wettete nicht mehr auf die Zukunft - zumindest nicht die aller anderen.

Mr. Fitzwilliam stellte einen Anruf durch. Ein Mitarbeiter des Federal Bureau of Investigation setzte Palmer davon in Kenntnis, dass Dr. Ephraim Goodweather, der Epidemiologe des Canary-Projekts, entkommen war.

»Entkommen?«, fragte Palmer. »Wie konnte das nur passieren?«

»In seiner Begleitung befand sich ein älterer Mann, der sich als schlauer als erwartet entpuppt hat. Er trug ein langes Schwert bei sich.«

Palmer schwieg einen Augenblick. Dann breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus.

Die gegnerischen Mächte begannen sich zu formieren.

Sollten sie ruhig - dann konnte er sie alle auf einen Schlag beseitigen.

»Sir?«, kam es aus dem Telefon.

»Oh, Entschuldigung«, sagte Palmer. »Ich musste nur gerade an einen alten Freund denken.«

## **Knickerbocker Loans and Curios, 118th Street, Spanish Haderm**

»Ich habe denen Ihren Namen genannt«, sagte Eph und sah aus dem Fenster der Pfandleihe auf die Straße.

»Der Laden läuft auf den Namen meiner verstorbenen Frau«, erwiderte Setrakian. »Vorläufig müssten wir hier also in Sicherheit sein.«

Der alte Professor konnte es kaum erwarten,

endlich hinunter in seine Waffenkammer zu gehen, doch die beiden Ärzte waren immer noch völlig außer sich.

»Sie werden hinter uns her sein«, sagte Eph.

Setrakian räusperte sich. »Ja, sie räumen der Infektion den Weg frei. Die Saat kann sich in einer friedlichen, geordneten Gesellschaft schneller ausbreiten als in einer, die sich in Alarmbereitschaft befindet.«

»Wen meinen Sie mit *sie*?«, fragte Nora.

»Jemanden oder eine Gruppe mit genügend Einfluss, um einen Sarg ohne Frachtpapiere in einem Transatlantikflug unterzubringen.«

Eph tigerte nervös auf und ab. »Sie wollen uns das anhängen. Sie haben jemanden geschickt, der Redferns Leiche abgeholt hat. Jemanden, der *aussah wie wir*.«

»Sie sind die führende Autorität beim Seuchenschutz, Dr. Goodweather. Sie wären in der Lage, einen allgemeinen Alarm auszulösen. Seien Sie froh, dass man nur versucht hat, Sie in Misskredit zu bringen.«

»Ohne die CDC haben wir doch nicht die geringste

Autorität. «

»Ja, wir sind jetzt auf uns allein gestellt. Wir haben es mit Krankheitsbekämpfung in ihrer primitivsten Ausprägung zu tun.«

Nora sah Setrakian an. »Sie meinen Mord.«

»Was wäre Ihnen denn lieber? So zu werden wie sie? Oder erlöst zu werden?«

»Trotzdem ist das, was Sie vorhaben, nur eine harmlosere Beschreibung für Mord. Und außerdem leichter gesagt als getan. Wie viele Köpfe müssen wir abschlagen? Wir sind nur zu dritt.«

»Die Durchtrennung der Wirbelsäule ist nicht die einzige Möglichkeit. Denken Sie an das Sonnenlicht, Dr. Martinez. Es ist unser mächtigster Verbündeter.«

Eph spürte den Vibrationsalarm seines Handys. Er zog es aus der Tasche und warf einen misstrauischen Blick auf das Display. Eine Nummer aus Atlanta. CDC-Hauptquartier. »Pete O'Connell«, sagte er zu Nora und nahm den Anruf entgegen.

Nora wandte sich wieder Setrakian zu. »Und wo stecken diese Vampire tagsüber?«

»Im Untergrund. In Kellern und Abwasserkanälen. In den dunkelsten Winkeln, in Heizungs- und

Klimaanlagen. Manchmal sogar in den Wänden selbst, üblicherweise aber im Erdboden. Dort bauen sie mit Vorliebe ihre Nester.«

»Also ... dann schlafen sie tagsüber, habe ich das richtig verstanden? «

»Das wäre natürlich sehr bequem, nicht wahr? Eine Handvoll Särgе voller schlummernder Vampire in einem Keller ... Nein, sie schlafen leider überhaupt nicht. Zumindest nicht so, wie wir es kennen. Wenn sie gesättigt sind, fahren sie für eine Weile, wenn Sie so wollen, die Systeme herunter. Allerdings nie sehr lange. Nein, sie ziehen sich tagsüber nur aus einem einzigen Grund zurück - um den tödlichen Strahlen der Sonne zu entgehen.«

Nora wirkte wie ein kleines Mädchen, dem man gerade gesagt hat, dass den Toten in Wahrheit keine Flügel wachsen und sie nicht als Engel in den Himmel kommen - sondern dass sie auf Erden bleiben, dass ihnen Stachel unter der Zunge wachsen und dass sie sich in Vampire verwandeln.

»Sie haben etwas gerufen«, sagte sie nach einer Weile. »Bevor Sie sie getötet haben. Etwas in einer fremden Sprache.«

Der alte Mann verzog leicht das Gesicht. »Das war

nur, um mich zu beruhigen. Um für den letzten, tödlichen Hieb eine ruhige Hand zu haben. Aber wenn Sie es genau wissen wollen, ich sagte: >Strigoi, mein Schwert singt von Silber.«< Es schien, als wäre es Setrakian unangenehm, diese Worte auszusprechen. »In der alten Sprache klingt es viel besser.«

»Silber«, flüsterte Nora.

»Nichts anderes. Es ist seit Urzeiten bekannt für seine antiseptischen, keimtötenden Eigenschaften. Man kann ihnen mit Stahl Wunden zufügen oder mit Blei auf sie schießen, aber nur Silber vermag sie wirklich zu *verletzen*.«

Eph stand etwas abseits und hielt sich das freie Ohr zu, damit er Pete besser verstehen konnte, der offenbar aus einem fahrenden Auto anrief.

»Was ist da oben bei euch los?«, wollte Pete gerade wissen. »Tja ... was hast du denn gehört?«

»Dass ich nicht mit dir reden soll. Dass du in Schwierigkeiten steckst. Dass du völlig durchgeknallt bist.«

»Hier herrscht das reinste Chaos, Pete. Ich weiß nicht, womit ich anfangen soll«

»Ich wollte dich sowieso anrufen. Ich habe die Proben untersucht, die du mir geschickt hast.«

Eph spürte, wie sich sein Magen verkrampfte. Dr. Peter O'Connell war Mitglied der CDC-Forschungsgruppe für überträger basierte und enterovirale Krankheiten. Es war eine interdisziplinäre Gruppe, bestehend aus Virologen, Bakteriologen, Epidemiologen, Tierärzten und anderen Spezialisten. Eine große Zahl natürlicher Todesfälle in den USA blieb jedes Jahr ungeklärt, und ein Bruchteil davon - etwa siebenhundert pro Jahr - wurde der Forschungsgruppe zur weiteren Untersuchung gemeldet. Von diesen siebenhundert wurden rund fünfzehn Prozent aufgeklärt, während Gewebeproben der restlichen Fälle für eine mögliche neuerliche Überprüfung eingelagert wurden. Jeder Mitarbeiter der Forschungsgruppe besaß noch eine weitere Funktion innerhalb der CDC, und Pete leitete die Abteilung Infektionskrankheiten, ein Experte dafür, wie und warum ein Virus auf seinen Wirt einwirkt. Eph hatte völlig vergessen, dass er ihm die Biopsien und Blutproben geschickt hatte, die er Kapitän Redfern bei einer ersten vorläufigen Untersuchung entnommen hatte.

»Es handelt sich um einen Virenstamm, Eph, daran besteht überhaupt kein Zweifel. Ein wirklich bemerkenswertes Stück Nukleinsäure. Das Glykoprotein hat verblüffende Bindungscharakteristika, es ist so was wie ein Generalschlüssel. Erstaunlich. Der kleine Drecksack kapert nicht einfach nur die Wirtszelle und bringt sie dazu, weitere Kopien seiner selbst zu produzieren. Nein - er vereinigt sich mit der Wirts-DNA, *verschmilzt* mit ihr. Er assimiliert sie, zerstört sie aber nicht. Das Virus repliziert diese *Verbindung* mit dem Genom der Wirtszelle. Wobei es allerdings nur die Teile übernimmt, die es braucht. Ich weiß nicht, was du bei deinem Patienten beobachtest, aber theoretisch kann sich dieses Ding replizieren und immer weiter replizieren, bis es viele Millionen Generationen später in der Lage ist - und dieses Ding ist *verdammt schnell*-, eine eigene Organstruktur aufzubauen. Und zwar systematisch. Es könnte seinen Wirtskörper verändern. Umbauen. Was dabei entsteht, kann ich dir beim besten Willen nicht sagen - aber ich würde es verdammt gern herausfinden.«

»Pete ... « Eph schwirrte der Kopf. Alles ergab auf



einmal einen Sinn: Das Virus überwältigte die Zelle und baute sie um - genau wie der Vampir sein Opfer überwältigte und anschließend verwandelte. Die Vampire waren die Inkarnation des Virus.

»Ich würde die genetische Untersuchung gern selbst durchführen. Ich muss unbedingt wissen, wie es funktioniert.« »Pete, hörst du mir bitte mal zu. Ich will, dass du es vernichtest. «

Eph konnte in der folgenden Stille das Quietschen von Petes Scheibenwischern hören. »Was sagst du da?«

»Du kannst ja deine Ergebnisse und Befunde abspeichern und damit weiterarbeiten - aber die Gewebeproben musst du sofort vernichten.«

Wieder Scheibenwischergeräusche. »Du meinst, ich soll die Probe vernichten, mit der ich gearbeitet habe? Okay, du weißt ja, dass wir immer etwas einlagern für den Fall, dass ... «

»Pete, es ist ungeheuer wichtig, dass du auf der Stelle ins Labor fährst und diese Proben vernichtest.«

Nun war der Blinker zu hören, als Pete von der Straße abfuhr. »Du weißt doch am Besten, wie vorsichtig wir mit allen potenziellen Pathogenen

umgehen. Wir sind auf der sicheren Seite. Außerdem haben wir ein sehr strenges Laborprotokoll, über das ich mich nicht einfach so hinwegsetzen kann, nur weil du ... «

» Ich habe einen schrecklichen Fehler begangen, als ich das Zeug aus New York City rausgeschickt habe. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, was ich jetzt weiß.«

»Was geht hier eigentlich vor, Eph?«

»Versuch's mit Bleichmittel. Wenn das nicht klappt, nimm Säure. Verbrenn es, wenn es sein muss, ist mir egal. Ich übernehme die volle Verantwortung.«

»Es geht hier nicht um Verantwortung, Eph. Es geht hier um Wissenschaft. Du musst mir reinen Wein einschenken. Irgendjemand hat erzählt, dass er dich in den Nachrichten gesehen hat und ... «

»Tu einfach, was ich dir sage, Pete - ich verspreche dir, dass ich dir das alles so bald wie nur irgend möglich erklären werde.« Eph beendete das Gespräch.

Setrakian und Nora sahen ihn an. »Sie haben das Virus an einen anderen Ort geschickt?«, fragte der Professor.

»Er wird es vernichten. Ich kenne Pete - er geht immer auf Nummer sicher.« Ephs Blick fiel auf die Fernseher, die an der Wand aufgereiht waren. *Irgendjemand hat dich in den Nachrichten gesehen* ... »Funktionieren die noch?«

Sie fanden tatsächlich einen, der noch funktionierte, klickten sich durch die Programme - und dann sahen sie es.

Das Foto auf Ephs CDC-Ausweis ... Es folgte ein unscharfer Ausschnitt von seinem Kampf mit Redfern. Danach war zu sehen, wie einer ihrer »Doppelgänger« einen Leichensack aus dem Obduktionsraum des Krankenhauses trug. Dr. Ephra im Goodweather wurde im Zusammenhang mit dem Verschwinden der toten Passagiere von Flug 753 gesucht ...

Eph stand reglos da. Er dachte an Kelly. Und an Zack.

Hatten sie es schon gesehen? »Diese verdammten Mistkerle!«, zischte er.

Setrakian schaltete den Fernseher aus. »Die einzig gute Nachricht ist, dass man Sie offenbar weiterhin für eine Bedrohung hält. Was bedeutet, dass uns noch etwas Zeit bleibt. Es gibt noch Hoffnung. Eine

Chance.«

»Das hört sich ganz so an, als hätten Sie einen Plan«, sagte Nora.

»Nein, keinen Plan. Eine Strategie.« »Na, dann schießen Sie los.«

»Vampire haben ihre eigenen uralten Gesetze. Eines dieser Gesetze, das immer noch Bestand hat, ist, dass sie kein fließendes Gewässer überqueren können. Nicht ohne menschliche Hilfe.«

»Und warum nicht?«

»Nun, der Grund liegt womöglich in ihrer Schöpfungsgeschichte. Den Vampirmythos hat es in jeder bekannten Kultur gegeben, bei den Mesopotamiern, den Griechen des klassischen Altertums, den Ägyptern, Hebräern und Römern. Er verliert sich im Dunkel der Geschichte, aber irgendetwas ist damals, vor langer Zeit, geschehen - dieses Verbot jedenfalls gilt bis zum heutigen Tag. Und das verschafft uns einen gewissen Vorteil. Sie wissen ja, was New York City eigentlich ist.«

Nora nickte. »Eine Insel.«

»Ein Archipel, ja. Wir sind hier von allen Seiten von Wasser umgeben. Die Passagiere des Flugzeugs

sind auf die Leichenschauhäuser in allen fünf Stadtbezirken verteilt worden, richtig?«

»Nein. Nur in vier. Nicht nach Staten Island.«

»Gut, vier. Queens und Brooklyn werden beide durch den East River beziehungsweise den Long Island Sound vom Festland getrennt. Die Bronx ist der einzige Stadtbezirk mit einer direkten Landverbindung zum Rest der Vereinigten Staaten.«

»Wenn wir nur die Brücken abriegeln könnten«, schaltete

### **Baustelle World Trade Center, Liberty Street**

sich Eph ein. »Wir müssen nördlich der Bronx und bei Nassau östlich von Queens Straßensperren errichten ... «

»Das ist im Moment nur Wunschdenken, Dr. Goodweather. Aber sehen Sie, wir müssen nicht jeden einzeln vernichten. Sie werden alle von einer einzigen Intelligenz kontrolliert. Und die sitzt höchstwahrscheinlich irgendwo hier in Manhattan fest.«

»Der Meister.«

»Ja, der, der mit dem Flugzeug den Ozean überquert hat.

Der Besitzer des verschwundenen Sarges.«

»Woher wollen Sie wissen, dass er nicht noch in der Nähe des Flughafens ist«, fragte Nora, »wenn er den East River nicht allein überqueren kann?«

Setrakian lächelte. »Ich bin mir ziemlich sicher, dass er nicht die weite Reise nach Amerika unternommen hat, um sich in Queens zu verstecken.« Er öffnete die Tür zur Treppe, die in den Keller führte. Zu den Waffen. »Wir müssen ihn jagen. Ihn zur Strecke bringen.«

Vasiliy Fet, Kammerjäger beim Amt für Schädlingsbekämpfung der Stadt New York, stand am Zaun oberhalb der großen, badewannenähnlichen Baugrube, dort, wo sich einmal der World-Trade-Center-Komplex befunden hatte. Seinen Handkarren hatte er im Lieferwagen gelassen, den er neben den Baufahrzeugen auf einem Grundstück der Port Authority an der West Street abgestellt hatte. In der einen Hand trug er Rattengift und eine leichte Tunnelausrüstung in einer schwarz-roten Puma-Sporttasche. In der anderen hielt er ein Stück Armierungsstahl, das er irgendwann einmal auf einer Baustelle gefunden

hatte; es war eine Stahlstange von etwa einem Meter Länge, bestens geeignet, um in Rattenhöhlen herumzustochern und Köder hineinzuschieben - und gelegentlich auch, um aggressiven oder panischen Schädlingen eins überzubraten.

Orange-weiße Warnkegel waren entlang des breiten Fußgängerwegs zwischen den Verkehrssperren und dem Baustellenzaun an der Ecke Church und Liberty aufgestellt. Die Leute marschierten mit eiligen Schritten auf den provisorischen U-Bahn-Eingang am anderen Ende des Blocks zu. Eine Atmosphäre der Hoffnung lag in der Luft, warm wie der Sonnenschein, der diesen zerstörten Teil der Stadt mit seiner Anwesenheit beglückte. Nach jahrelangen Planungs- und Ausschachtungsarbeiten konnten die neuen Gebäude nun endlich errichtet werden, und es war, als würde diese furchtbare Wunde endlich anfangen zu heilen.

Nur Vasiliy schien die öligen Verschmutzungen an den Kanten des Bordsteins zu bemerken, den Kot auf den Absperrgittern, die Nagespuren, die die Deckel der Mülltonnen an der Ecke überzogen: verräterische Anzeichen für die Anwesenheit von

Ratten an der Oberfläche.

Einer der »Maulwürfe« - so nannten sich die Arbeiter, die in New York im Tiefbau tätig waren - fuhr mit ihm über die Baustellenzufahrt in die »Badewanne« hinunter. Sie hielten am Fuße des Bauwerks, das einmal die neue U-Bahn-Station World Trade Center mit fünf Gleisen und drei unterirdischen Bahnsteigen werden sollte; bis dahin fuhren die silbernen Züge oberirdisch.

Vasiliy stieg aus dem Pick-up, trat zwischen die Betonfundamente und blickte zur Straße hinauf, die etwa sieben Stockwerke über ihm lag. Er befand sich jetzt genau an der Stelle, an der die Türme eingestürzt waren. Das allein raubte ihm den Atem. »Ein heiliger Ort«, sagte er leise.

Der Maulwurf hatte einen buschigen, grau melierten Schnauzbart und trug zwei schmutzige, verschwitzte Flanellhemden übereinander, dazu Jeans, in deren Gürtel er seine dreckverschmierten Handschuhe geklemmt hatte. Sein Bauhelm war mit Aufklebern bepflastert. »Das fand ich auch immer«, erwiderte er. »Aber in letzter Zeit bin ich mir da gar nicht mehr so sicher.«

Vasiliy sah ihn an. »Wegen der Ratten?«



»Ja, deswegen auch, klar. Die sind die letzten paar Tage aus den Tunneln gekrochen, als wären wir auf ein Rattengiftlager gestoßen. Aber das hat sich inzwischen wieder gelegt.« Der Mann schüttelte den Kopf und sah zu der Wand auf, die unterhalb der Vesey Street errichtet worden war. Einundzwanzig Meter senkrecht aufragender Beton.

»Weswegen dann?«

Der Bauarbeiter zuckte mit den Achseln. Die Maulwürfe waren eine stolze Gemeinschaft. Sie hatten New York City erbaut, die U-Bahnen und Abwasserkanäle, jeden einzelnen Tunnel, die Fundamente der Piers, die Wolkenkratzer und Brücken. Das frische Leitungswasser floss nur dank ihnen aus dem Wasserhahn. Es war echte Drecksarbeit, die jedoch ordentlich erledigt werden musste; daher wollte der Mann auf keinen Fall zögerlich oder gar verängstigt klingen. »Irgendwie haben alle hier weiche Knie. Zwei von uns sind losgezogen und einfach spurlos verschwunden. Haben bei Schichtbeginn die Uhr gestempelt, sind runter in die Tunnels und wurden nicht wieder gesehen. Wir sind sieben Tage die Woche rund um die Uhr im Einsatz, aber momentan will keiner mehr

Nachtschichten machen. Und keiner will mehr unter die Erde. Sogar die Jungen, die Draufgänger, ziehen den Schwanz ein.«

Vasiliy sah zu den Tunnelöffnungen, die die Bauwerke unterhalb der Church Street eines Tages miteinander verbinden würden. »Dann ist hier in den letzten Tagen gar nicht gebaut worden?«

»Nicht, seit wir die Grube komplett ausgeschachtet haben.«

»Und das alles fing mit den Ratten an?«

»Mehr oder weniger, ja. Irgendwas ist in den letzten paar Tagen hier passiert, ich weiß auch nicht.« Der Maulwurf zuckte wieder mit den Schultern und reichte Vasiliy einen weißen Schutzhelm. »Und ich dachte schon, ich hätte 'nen schmutzigen Job. Wie kommt man eigentlich dazu, Rattenfänger zu werden?«

Vasiliy setzte den Helm auf. Als sie weitergingen, spürte er, wie der Wind in der Nähe der unterirdischen Gänge drehte. »Ruhm und Ehre, Mann.«

Der Maulwurf betrachtete Vasiliys Schuhe, seine Puma-Tasche, die Stahlstange. »Ist nicht das erste Mal für Sie, was?«

»Na, die Schädlinge kommen ja nicht zu mir. Es gibt verdammt viel Stadt unter dieser Stadt.«

»Wem sagen Sie das. Haben Sie eine Taschenlampe dabei?

Ein paar Brotkrumen?«

»Ich komm schon klar.« Vasiliy schüttelte dem Maulwurf die Hand, dann machte er sich auf den Weg in den Tunnel.

Der Eingangsbereich war überraschend sauber. Bald war das Sonnenlicht hinter Vasiliy verschwunden, und gelbe Lampen im Abstand von etwa zehn Metern leuchteten ihm den Weg. Er befand sich jetzt direkt unterhalb der ursprünglichen Bahnhofshalle. Diese große Röhre würde den neuen PATH-Bahnhof mit dem Verkehrsknotenpunkt verbinden, der sich einen halben Block entfernt zwischen den WTC-Gebäuden zwei und drei befand. Für Wasser, Strom und Kanalisation waren weitere Tunnel vorgesehen.

Je weiter er vordrang, desto deutlicher fiel ihm der feine, pudrige Staub auf, der immer noch die Wände des ursprünglichen Tunnels überzog. Ja, dies war ein heiliger Ort. Ein Friedhof. Hier waren Gebäude

pulverisiert, Menschen zu Atomen reduziert worden.

Er sah ihre Gänge, ihre Spuren, ihre Exkremente - doch die Ratten selbst sah er nicht. Er stocherte mit der Stange in den Höhlen und lauschte. Nichts.

Die Reihe der Lampen endete an einer Biegung, dahinter lag nur noch samtige Schwärze. Vasiliy hatte einen starken Punktstrahler in seiner Tasche - eine große, gelbe Garrity mit Pistolengriff - sowie zwei Mini-Maglites als Reserve. Doch künstliches Licht machte die ohnehin nur rudimentär ausgebildete Fähigkeit des Menschen, im Dunkeln zu sehen, vollends zunichte.

Also nahm er sein Nachtsichtgerät heraus. Es war ein Handgerät mit Riemen, das sich perfekt an den Schutzhelm befestigen ließ, von wo er es sich vor das linke Auge klappen konnte. Wenn er das rechte Auge schloss, wurde der Tunnel grün. Er nannte dies den »Rattensichtmodus«, da die glänzenden Augen der Tiere in seinem Sichtfeld deutlich aufleuchteten.

Hier aber leuchtete überhaupt nichts. Obwohl alles auf das Gegenteil hinwies, waren die Ratten verschwunden. Aus ihren Löchern gescheucht.

Verwirrt rieb sich Vasiliy die Augen. Es gehörte viel

dazu, um Ratten aus ihrem Revier zu vertreiben. Selbst wenn man ihnen ihre Nahrungsquellen entzog, dauerte es Wochen, bis man eine Veränderung in der Population feststellte - und nicht nur ein paar Tage.

Vom Haupttunnel zweigten weitere, ältere Gänge ab. Vasiliy stieß auf mit Unrat übersäte Gleisanlagen, die seit Jahren nicht mehr benutzt wurden. Die Beschaffenheit des Bodens hatte sich ebenfalls geändert, an seiner Konsistenz konnte er erkennen, dass er das »neue« Manhattan verlassen hatte, das aus Geländeaufschüttungen bestand; nur so hatte man dem Sumpf genug Land abgewinnen können, um den Battery Park zu errichten. Nun hatte er das »alte« Manhattan betreten, die ursprüngliche, trockene Felssohle der Insel.

An einer Ecke blieb er kurz stehen, um sich zu orientieren.

Als er in den Quertunnel sah, erblickte er ein Augenpaar. Die Augen glühten zwar wie Rattenaugen, waren aber größer und schwebten wesentlich höher über dem Boden.

Dann waren sie blitzschnell verschwunden.

» Hallo?«, rief Vasiliy. Das Echo seines Rufs hallte

durch den Tunnel.

»Wer ist da?«, antwortete eine Stimme, die ebenfalls von den Wänden widerhallte. »Wer ist da?«

Vasiliy spürte einen Anflug von Angst in dieser Stimme.

Der Schein einer Taschenlampe tauchte im Tunnel auf, weit hinter der Stelle, an der Vasiliy die Augen gesehen hatte. Er konnte das Nachtsichtgerät gerade noch rechtzeitig hochklappen, um seine Netzhaut zu schützen, dann erwiderte er das Signal mit der Maglite und ging los. An der Stelle, an der er die Augen gesehen hatte, verlief der alte Zugangstunnel parallel zu einem Gleis, das offenbar noch in Betrieb war. Das Nachtsichtgerät zeigte keine glühenden Augen, nichts, also folgte er weiter der Biegung zur nächsten Abzweigung.

Dort traf er auf drei Maulwürfe mit Schutzbrillen, Helmen, Flanellhemden, Jeans und Stiefeln. Sie legten gerade mithilfe einer Drainagepumpe eine undichte Stelle trocken. Die Halogenbirnen der starken, auf Stativen montierten Arbeitslampen tauchten den Tunnel in ein seltsames Licht wie in einem Science-Fiction-Film. Die Arbeiter waren

nervös, standen dicht beieinander, bis sie Vasilij deutlich erkennen konnten.

»War da gerade jemand von euch da hinten?«, fragte er. Die Männer sahen sich an. »Was hast du denn gesehen?«

»Ich dachte, da wäre jemand über die Gleise gegangen.« Vasilij deutete auf den Tunnel hinter sich.

Wieder sahen sich die drei Maulwürfe an, dann fingen zwei von ihnen an, ihren Kram zusammenzupacken. »Bist du der Typ, der die Ratten sucht?«, fragte der Dritte.

»Ja.«

Der Maulwurf schüttelte den Kopf. »Hier gibt's keine Ratten mehr.«

»Ich will ja nicht unhöflich sein, aber das ist so gut wie unmöglich. Wie sollte das denn gehen?«

»Könnte ja sein, dass sie einfach schlauer sind als wir.« Vasilij blickte den beleuchteten Tunnel Richtung Pumpenschlauch hinunter. »Ist der U-Bahn-Ausgang da unten?« »Jep, da geht's raus.«

Vasilij deutete in die entgegengesetzte Richtung. »Und wohin geht's da?«

»Das schlag dir besser aus dem Kopf.« »Warum, was ist da?«

»Hör zu, vergiss die Ratten. Komm mit uns. Wir sind hier unten fertig.«

Noch immer sickerte Wasser in den trogartigen Tümpel. »Ich komme gleich nach«, sagte Vasiliy.

Der Maulwurf sah ihn ausdruckslos an. »Wie du meinst.« Er schaltete eine der Lampen aus, wuchtete sich seinen Rucksack auf den Rücken und folgte den anderen.

Vasiliy sah ihnen hinterher. Ihre Lichter tanzten den Tunnel hinunter, verschwanden langsam an einer sanft geschwungenen Biegung. Dann hörte er das beunruhigend nahe Kreischen einer U-Bahn. Er ging zu dem Gleis hinüber, wartete, bis sich seine Augen wieder an die Dunkelheit gewöhnt hatten.

Dann aktivierte er das Nachtsichtgerät. Die Welt wurde erneut in ein unwirkliches Grün getaucht.

Das Geräusch seiner Schritte veränderte sich, als der Tunnel sich zu einem mit Abfall übersäten Weichenbereich in der Nähe mehrerer zusammenlaufender Gleisstränge weitete. Vernietete Stahlträger standen in regelmäßigen Abständen wie Säulen in einem Industriepark. Rechts von Vasiliy



tauchte ein verlassener Wartungsschuppen auf. Auf den zerbröckelnden Backsteinwänden war eine Graffiti-Darstellung der brennenden Zwillingstürme zu sehen. Der eine war mit SADDAM, der andere mit GOMORRAH beschriftet.

Vasiliy beschloss, das Schwarzlicht einzusetzen. Er nahm den kleinen Leuchtstab aus seiner Tasche und schaltete ihn ein. Die Birne glühte kalt und blau. Nagetierurin fluoresziert aufgrund der darin enthaltenen Bakterien im Schwarzlicht. Er strich damit über den Boden in der Nähe der Stützpfeiler: eine Mondlandschaft aus eingetrocknetem Dreck und Abfällen. Er bemerkte einige kleine, uralte Flecken, aber keine frischen Spuren, bis er das Licht in die Nähe eines verrosteten, umgekippten Ölfasses hielt. Um das Fass herum war ein riesiger leuchtender Fleck. Eine gewaltige Lache. Wenn Vasiliy von der Menge ausging, die er normalerweise fand, dann war das Vieh, das sich hier erleichtert hatte, mindestens zwei Meter groß.

Es musste sich also um relativ frische Körperausscheidungen eines größeren Tieres handeln - möglicherweise sogar um die eines Menschen.

Das Tröpfeln des Wassers über den alten Gleisen hallte durch die windigen Tunnel. Er hörte ein Rascheln, spürte eine Bewegung in der Ferne. Schnell steckte er das Schwarzlicht wieder ein und suchte die Gegend mit dem Nachtsichtgerät ab.

Hinter einem der Stahlträger bemerkte er erneut ein glänzendes Augenpaar, das ihn anstarrte - und dann verschwand.

Diesmal rief er keinen Gruß, ja gab überhaupt keinen Laut von sich, sondern umklammerte nur die Stahlstange etwas fester. Obdachlose waren, wenn man ihnen denn überhaupt begegnete, nur sehr selten angriffslustig. Doch das hier war kein Obdachloser, das sagte ihm sein sechster Sinn. Mit einem Mal fühlte sich Vasiliy schwer unterlegen.

Bevor er sich wieder auf den Weg machte, griff er in seine Tasche, öffnete einen Karton Rattengift und verstreute es um sich herum. Es war ein Kontaktgift, das langsamer, aber dafür zuverlässiger wirkte als fressbare Köder. Außerdem bot es den Vorteil, dass man Spuren darin sehen konnte, was die anschließende Verfolgung der Ratten bis zu ihrem Nest erheblich vereinfachte.

In aller Eile leerte er drei Kartons aus, dann ging er

den gleichen Weg durch die Tunnel zurück, auf dem er gekommen war. Wieder stieß er auf die aktive Gleisanlage, erreichte die Drainagepumpe und folgte von dort aus dem langen Schlauch.

Plötzlich spürte er, wie sich der Wind im Tunnel drehte, und als er sich umsah, bemerkte er einen Lichtschein, der hinter der Biegung auftauchte und schnell größer wurde. Sofort trat er in eine Wandnische und bereitete sich auf den ohrenbetäubenden Lärm vor. Der Zug kreischte vorbei, und Vasiliy sah flüchtig die Pendler hinter den Fenstern, bevor er seine Augen in Anbetracht des rauchartigen Wirbels aus Dreck und Staub schloss.

Als der Zug vorübergefahren war, folgte er dem Gleis, bis er zur nächsten Station kam. Er kletterte auf den fast menschenleeren Bahnsteig, ging die Treppe zum Zwischengeschoss hoch, weiter durch das Drehkreuz und hatte bald wieder die Straße und das wärmende Sonnenlicht erreicht. Als er in der Nähe auf einen Zaun stieß, stellte er fest, dass er sich außerhalb der Baustelle des World Trade Center befand. Mit seinem Zippo steckte er sich einen Zigarrenstumpfen an, inhalierte gierig das süße Gift und verscheuchte damit die Angst, die er unter

der Erde empfunden hatte.

Dann, während er die Straße zur Baustelle überquerte, bemerkte er die handgemachten Flugblätter, die an den Zaun getackert waren. Farbfotos von zwei Maulwürfen waren darauf zu sehen, von denen einer einen Schutzhelm über dem schmutzigen Gesicht trug. Über den beiden Fotos stand:

VERMISST.

## **LETZTES ZWISCHENSPIEL**

### **Die Ruinen**

In den Tagen nach dem Aufstand im Lager wurden die meisten Flüchtlinge aufgespürt und hingerichtet. Doch Abraham Setrakian gelang es, in den Wäldern zu überleben. Er blieb immer in Reichweite des Gestanks, der vom Lager herüberwehte, und aß Wurzeln und alle kleinen Tiere, die er mit seinen gebrochenen Händen fangen konnte. Er fand einige Leichen, die er um schmutzige Kleider und schäbige, nicht zueinander passende Schuhe erleichterte.

Tagsüber war er damit beschäftigt, den Suchtrupps

und den bellenden Hunden aus dem Weg zu gehen. Nachts erkundete er die Gegend.

Im Lager hatte er Gerüchte über die römischen Ruinen gehört, die sich hier irgendwo befinden sollten. Er streifte etwa eine Woche umher - bis er schließlich im schummrigen Licht der Abenddämmerung auf den bemoosten Stufen der uralten Trümmer stand.

Von außen sah man nur überwachsene Steine; der größte Teil der Ruinen befand sich unter der Erde. Oben auf dem Steinhügel ragte eine hohe Säule auf. Setrakian konnte Buchstaben darauf erkennen, doch sie waren schon so verwittert, dass man nichts mehr entziffern konnte.

Es war unmöglich, am Eingang zu diesen Katakomben zu stehen und sich nicht zu fürchten.

Dort unten - dessen war Setrakian sich sicher - befand sich Sardus Versteck.

Er spürte, wie das brennende Loch in seiner Brust größer wurde. Doch er wusste, dass es sein Schicksal war, das Wesen aufzuspüren und zu töten. Sein Plan war vereitelt worden nachdem er über Wochen und Monate frische Eiche gesammelt und zurechtgeschnitzt hatte -, aber sein Bedürfnis nach

Rache war nicht gemindert. Von allen Übeln der Welt war dies eines, das er vernichten konnte. Und jetzt stand er im Begriff, genau das zu tun.

Mithilfe eines Felssplitters hatte er einen neuen, groben Pflock gefertigt und sich damit seine Hände endgültig ruiniert. Er hatte das härteste Holz ausgewählt, das er finden konnte, zwar keine echte Weißeiche, doch es müsste genügen.

Der Eingang führte in eine steinerne Kammer, von der seine Schritte widerhallten. Die Decke war niedrig, was ihn angesichts der Riesenhaftigkeit des Wesens überraschte. Baumwurzeln hatten die Festigkeit der Steine geschwächt, die das Bauwerk zusammenhielten.

Die erste Kammer führte in eine zweite und die in eine dritte. Jede Kammer war kleiner als die vorherige. Ob es noch mehr davon gab, konnte Setrakian im schwachen Licht des schwindenden Tages nicht erkennen.

Er bewegte sich mit größter Vorsicht, sein Puls raste. Der derbe Holzpflock erschien ihm nun völlig unzureichend als Waffe für den Kampf mit der Bestie. Besonders angesichts seiner zerschlagenen Hände. Was tat er hier nur? Wie sollte er dieses Ungeheuer

töten?

Als er die dritte Kammer betrat, brannte die Angst sauer in seiner Kehle - ein Geschmack, der ihn von nun an für den Rest seines Lebens heimsuchen sollte. Der Raum war leer, doch in der Mitte erkannte Setrakians geübtes Handwerkerauge eine Konturlinie. Hier musste etwas Großes, Schweres gestanden haben. Etwa zweieinhalb auf eineinviertel Meter.

Ein Sarg ...

Plötzlich hörte er Schritte auf den steinernen Bodenplatten. Er wirbelte herum, den Holzpflöck vor sich ausgestreckt.

Das Ungeheuer war nach Hause gekommen, um sich in seinem Nest zu verkriechen - und ein Beutetier an seinem Schlafplatz vorzufinden ...

Doch es war nicht das Ungeheuer. Es war ein Mann von durchschnittlicher Größe.

Ein deutscher Offizier.

Setrakian erkannte ihn wieder: Dieter Zimmer, ein junger Kerl, kaum älter als er selbst. Und ein widerlicher Sadist, der im Lager damit geprahlt hatte, dass er jeden Abend das verkrustete Blut der

Gefangenen von seinen Stiefeln kratzen würde, bevor er sie polierte.

Jetzt war seine Uniform beschmutzt und zerrissen. Und seine Augen ... seine Augen glühten vor Gier. Es gelüstete ihn wieder nach Blut.

Aber Setrakian würde kämpfen. Er war nicht mehr im Lager. Er hatte diese Hölle nicht überstanden, nur um hier diesem verfluchten Nazi zum Opfer zu fallen.

Die Spitze des Pflocks nach vorn gerichtet, stürzte er los, doch Zimmer war schneller als erwartet. Er packte die hölzerne Waffe, entrang sie Setrakians nutzlosen Händen, brach ihm dabei den Unterarm. Dann schleuderte er den Pflock gegen die Wand. Und ging, keuchend vor Erregung, auf Setrakian zu.

Setrakian wich zurück, bis er begriff, dass er im Zentrum des rechteckigen Sargabdrucks stand. Und dann, mit einer Kraft, die er sich nie zugetraut hätte, stürmte er auf den Offizier zu, stieß ihn gegen die Wand. Staub löste sich von den freiliegenden Steinen, senkte sich wie Rauchschwaden zu Boden. Benommen stand Zimmer da - und plötzlich bewegte sich etwas in seinem Mund. Kam aus seinem Mund heraus ... Setrakian stürzte sich erneut auf ihn, drückte den Arm unter das Kinn seines Gegners und



zwang so dessen höhnisch grinsendes Gesicht nach oben.

Doch der Offizier - oder was immer er geworden war - war zu stark. Er schleuderte Setrakian zur Seite, der über den Boden rollte und neben dem Pflock landete. Blitzschnell packte er das Holz, sprang auf, sah das Wesen an, dessen Mund sich wieder weit öffnete - und rammte das Holz in die Wand. Verkeilte den Pflock unter einem lockeren Stein und legte sein ganzes Gewicht darauf, um diesen Stein herauszubrechen.

Die Wand gab nach und dann ein Teil der Decke. Laut krachend stürzten die Steine zu Boden - während Setrakian zur Seite sprang. Das Getöse war nur von kurzer Dauer. Bald war es wieder still in der Kammer. Dicker Staub erfüllte die Luft. Setrakian kroch blind über die Steine ... als etwas seine Hand packte. Zimmer. Setrakian konnte erkennen, dass ein Stein seinen Kopf vom Scheitel bis zum Kinn zerschmettert hatte. Das Wesen war tot, doch es bewegte sich immer noch. Setrakian trat nach dem Arm, der ihn festhielt, und konnte sich endlich aus dem Griff befreien.

Dann zog er den zuckenden Körper des Wesens mit

seinem unverletzten Arm aus den Trümmern, schleifte ihn an die Oberfläche, in die letzten Reste des Tageslichts, das durch die Blätter sickerte. Die Abenddämmerung hatte bereits in ein düsteres Orange gewechselt, doch das Licht reichte gerade noch aus. Das Wesen wand sich vor Schmerzen, während es verbrannte.

Setrakian blickte in die untergehende Sonne. Und ein animalischer Schrei kam von seinen Lippen. Das war nicht sonderlich klug, denn er war immer noch auf der Flucht, doch der Schrei kam aus den Tiefen seiner gepeinigten Seele, ein Schrei, in dem alles lag, was ihm widerfahren war: der Tod seiner Familie, die Gräuel der Gefangenschaft, der neue Schrecken, den er gefunden hatte, der *ihn* gefunden hatte.

Er schrie zu dem Gott, der ihn verlassen hatte.

Wenn er das nächste Mal einer dieser Kreaturen begegnete, hätte er geeignetere Werkzeuge zur Verfügung; er würde dafür sorgen, dass seine Chancen deutlich besser stünden.

Und in diesem Moment wusste er, dass er in den vor ihm liegenden Jahren den Spuren des Sarges folgen würde. Jahrzehntlang, wenn es sein musste.

Für den Rest seines Lebens.

# ***Replikation***

## **Jamaica Hospital Medical Center**

Eph und Nora zogen ihre glücklicherweise immer noch gültigen Ausweise durch den Scanner und schleusten Setrakian schnell in die Notaufnahme, ohne unnötig Aufmerksamkeit zu erregen.

»Das ist ein unangemessenes Risiko«, sagte der alte Mann, als sie die Treppe zur Isolierstation hinaufgingen.

»Nora und ich arbeiten seit einem Jahr eng mit Jim zusammen«, erwiderte Eph. »Wir können ihn nicht einfach so aufgeben.«

»Er ist infiziert. Was wollen Sie noch für ihn tun?«

Eph ging etwas langsamer. Setrakian schnaufte hinter ihnen her und war dankbar, als sie endlich stehen blieben; erleichtert stützte er sich auf seinem Gehstock ab. Eph sah Nora an. »Ich kann ihn erlösen«, sagte er dann.

Sie verließen das Treppenhaus und blickten sich

vor dem Eingang der Isolierstation am Ende des Korridors vorsichtig um.

»Keine Cops in Sicht«, flüsterte Nora.

»Da ist Sylvia«, sagte Eph, als er den Wuschelkopf von Jims Freundin erspähte, die auf einem Klappstuhl neben dem Stationseingang saß.

Nora nickte. »Lasst mich das machen.« Sie ging auf Sylvia zu, die sich von ihrem Stuhl erhob, als sie sie kommen sah.

»Hi, Nora.«

» Wie geht's Jim?«

»Ich weiß überhaupt nichts.« Sylvia sah an ihr vorbei den Flur hinunter. »Ist Eph nicht bei dir?« Nora schüttelte den Kopf. »Er ist weg.«

»Es stimmt doch nicht, was man über ihn hört, oder?« »Natürlich nicht. Du siehst ziemlich fertig aus. Komm, wir besorgen dir einen Happen zu essen.«

Während Nora sich nach dem Weg zur Cafeteria erkundigte und damit die Krankenschwestern ablenkte, schlüpfen Eph und Setrakian durch die Tür zum inneren Bereich der Isolierstation und bahnten sich einen Weg durch mehrere Schleusen aus Plastikfolie, bis sie Jims Abteil erreicht hatten.

Das Bett war leer. Jim war fort.

Schnell überprüfte Eph die anderen Abteile. Alle waren leer.

»Sie müssen ihn verlegt haben«, sagte er.

»Seine Freundin würde doch nicht warten, wenn sie wüsste, dass er nicht mehr hier ist«, erwiderte Setrakian. »Dann ... «

»Sie haben ihn geholt.«

Eph starrte das leere Bett an. »Sie?«

»Verschwinden wir. Hier ist es ausgesprochen gefährlich, und wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Moment.« Eph ging zum Nachttisch, öffnete die Schublade und nahm Jims Handy heraus. Er vergewisserte sich, dass der Akku aufgeladen war, dann zog er sein eigenes Handy aus der Tasche - das jetzt praktisch so etwas wie ein Ortungsgerät war, da das FBI mittels des darin installierten GPS seinen exakten Aufenthaltsort ausmachen konnte.

Er legte sein Handy in die Schublade und nahm Jims Gerät an sich.

»Doktor, wir müssen gehen«, sagte Setrakian ungeduldig.

## West Side Highway, Manhattan

»Bitte nennen Sie mich Eph.« Auf dem Weg nach draußen ließ Eph Jims Handy in seine Tasche gleiten. »Irgendwie habe ich mich in den letzten Tagen nicht wie ein Doktor gefühlt.«

Mit Handschellen an eine Stahlstange gefesselt saß Gus Elizalde im Heck eines NYPD-Gefangenentransporters. Felix saß ihm schräg gegenüber; sein gesenkter Kopf wiegte sich mit der Bewegung des Fahrzeugs, sein Gesicht wurde von Minute zu Minute blasser. Sie mussten auf dem West Side Highway sein. Nirgendwo sonst in Manhattan konnte man so schnell fahren. Zwei weitere Gefangene waren bei ihnen. Der eine saß Gus gegenüber, der andere links von ihm. Beide schliefen - Vollidioten, dachte Gus, können immer und überall schlafen.

Durch die Trennwand roch er Zigarettenrauch aus dem Führerhaus des Transporters. Als sie ihn in den Wagen geschafft hatten, war es kurz vor Beginn der Abenddämmerung gewesen. Gus behielt Felix im Auge, dachte an das, was der alte Pfandleiher gesagt hatte, wartete.

Es dauerte nicht lange, dann fing Fe1ix' Kopf an zu zucken und bald saß er aufrecht, musterte seine Umgebung. Er sah Gus durchdringend an, doch nichts in seinem Blick verriet, dass sein lebenslanger *compadre* ihn wiedererkannte.

Tiefe Finsternis lag in seinen Augen. Eine unendliche Leere.

Plötzlich riss lautes Hupen den Gefangenen neben Gus aus dem Schlaf. »Scheiße«, sagte der Kerl und zerrte an den Handschellen hinter seinem Rücken. »Wo fahren wir scheiße nochmal hin, ey?« Gus gab keine Antwort. Der Typ glotzte Felix an, trat gegen dessen Fuß. »Hey, du! Wo wir scheiße nochmal hinfahren, hab ich gefragt.«

Felix starrte einen Augenblick lang mit seinem leeren, beinahe idiotischen Blick zurück. Sein Mund öffnete sich wie zu einer Antwort - und dann schoss der Stachel heraus, schnellte quer durch den Transporter und durchbohrte den Hals des armen Kerls, der außer Strampeln und Treten nichts tun konnte.

Gus saß mit Felix in der Falle - mit dem, was aus Felix geworden war. Er brüllte aus Leibeskräften, weckte damit den Gefangenen, der ihm



gegenübersaß. Bald schrien und trampelten sie beide, während der Typ neben Gus zusammensackte. Felix' Stachel wechselte die Farbe von fast durchsichtig zu blutrot.

Das Fenster in der Trennwand wurde aufgeschoben, und ein Kopf mit Schirmmütze drehte sich vom Beifahrersitz nach hinten. »Gottverdammte, ihr haltet jetzt sofort die Schnauze, sonst werde ich ... «

Der Cop sah, wie Felix den Gefangenen aussaugte. Sah, wie sich dieses neue Körperteil quer durch den Transporter erstreckte. Sah, wie Felix den Kontakt unterbrach und seinen Stachel wieder einzog. Blut quoll aus dem Hals des Gefangenen, und auch auf Felix' Brust tropfte Blut ... Der Cop schrie erschrocken auf.

»Was ist da los? «, brüllte der Fahrer und versuchte selbst nach hinten zu sehen.

Felix' Stachel schoss durch das Fenster in der Trennwand und versenkte sich im Hals des Fahrers. Weitere Schreie drangen aus dem Führerhaus, während der Transporter ins Schlingern geriet. Gus umklammerte die Stange hinter sich, um zu verhindern, dass er sich die Handgelenke brach. Der

Transporter schleuderte heftig zu bei den Seiten ... und dann kippte er um.

Der Wagen schlitterte weiter über die Straße, bis er an einer Leitplanke abprallte und schließlich zum Stillstand kam. Gus lag auf der Seite. Der Gefangene, der ihm gegenübergesessen hatte, hing an gebrochenen Armen von der Metallstange und jaulte vor Schmerz und Angst. Felix hatte seine Handschellen irgendwie aufbekommen; sein herabhängender Stachel zuckte wie ein spannungsführendes Kabel.

Seine toten Augen öffneten sich.

Gus bemerkte, dass die Metallstange, an der seine Handschellen befestigt waren, geborsten war. Schnell schob er die Fesseln daran entlang, befreite sich. Dann trat er gegen die eingedellte Hecktür, bis sie aufsprang, taumelte aus dem Fahrzeug und landete auf dem Seitenstreifen der Straße. Seine Ohren dröhnten, als hätte er neben einer explodierenden Bombe gestanden.

Scheinwerfer rauschten vorbei, wurden langsamer, da sich die Fahrer offenbar die Unfallstelle ansehen wollten. Gus rollte sich schnell zur Seite. Er schaffte es, die Handschellen unter die Füße und damit seine

Hände nach vorne zu bekommen. Dann warf er einen Blick auf die Hecktür des Transporters, wartete darauf, dass Felix herausgeklettert kam, um ihn zu verfolgen.

Er hörte einen Schrei. Fieberhaft sah er sich nach einer Waffe um, musste sich jedoch mit einer verbeulten Radkappe begnügen. Er stand auf und näherte sich vorsichtig der offen stehenden Tür.

Im Inneren saugte Felix gerade den von der Stange hängenden, mit großen Augen ins Leere starrenden Gefangenen aus. Bei dem Anblick wurde Gus speiübel.

Plötzlich trennte sich Felix von seinem Opfer, und sein Stachel schoss ohne die geringste Vorwarnung auf Gus' Hals zu - der gerade noch rechtzeitig die Radkappe hochreißen konnte, um das Ding abzulenken. Dann drehte er sich um und rannte los.

Felix kam ihm nicht nach. Nach einigen Metern blieb Gus stehen. Langsam fing er an, wieder klar zu denken, fragte sich, warum Felix ihn nicht verfolgte - und sah in die Sonne.

Blutrot stand sie zwischen zwei Gebäuden auf der anderen Seite des Hudson und war schon fast hinter dem Horizont verschwunden ...

Ja, Felix versteckte sich in dem Transporter und wartete auf den Sonnenuntergang. Wartete auf die Nacht. In wenigen Minuten würde er frei sein.

Gus sah sich fieberhaft um, bemerkte die Glassplitter der Windschutzscheibe auf der Straße, doch damit konnte er nichts anfangen. Er kletterte das Chassis des Transporters hinauf, bis er die oben liegende Seite erreicht hatte, rutschte zur Tür auf der Fahrerseite hinüber und trat so lange gegen das Scharnier des Außenspiegels, bis es brach. Dann zog er an den Drähten, um den Spiegel ganz abzureißen - als der Cop im Führerhaus »Keine Bewegung!« brüllte.

Gus starrte den Fahrer an. Der Mann hielt sich an einem Haltegriff fest und hatte seine Waffe gezogen. Er blutete am Hals. Sein Kollege auf dem Beifahrersitz rührte sich nicht; offenbar hatte er den Unfall nicht überlebt. Mit einem letzten, harten Ruck riss Gus den Spiegel ab und sprang wieder auf die Straße hinunter.

Die Sonne floss dahin wie ein angestochenes Eigelb. Gus hielt den Spiegel über den Kopf, um damit die letzten Sonnenstrahlen einzufangen, versuchte, den richtigen Winkel zu finden. Die

Reflexion schimmerte auf dem Boden. Der Strahl wirkte matt, zu schwach, um irgendetwas auszurichten, also zerbrach Gus das flache Glas mit seinen Knöcheln, achtete jedoch darauf, dass die Scherben mit der Rückseite verbunden blieben. Er versuchte es wieder, und jetzt waren die reflektierten Strahlen klarer und schärfer.

»Keine Bewegung, hab ich gesagt!«

Die Kanone im Anschlag kletterte der Cop aus dem Wagen. Mit der freien Hand umklammerte er seinen Hals an der Stelle, an der Felix ihn erwischte hatte. Er ging nach hinten und warf einen Blick ins Innere.

Felix kauerte in der Dunkelheit. Von einem Handgelenk baumelte eine Handschelle. Die andere Hand war beim Unfall durch die scharfkantige Metallfessel glatt abgetrennt worden. Doch es schien ihm nichts auszumachen, dass er seine Hand verloren hatte. Auch störte ihn offenbar das weiße Blut nicht, das aus dem Stumpf spritzte. Er lächelte - und der Cop eröffnete das Feuer. Die Kugeln durchbohrten Felix' Brust und Beine, rissen Fleisch und Knochenstücke heraus. Sieben, acht Schüsse. Felix sackte nach hinten. Der Cop senkte die Waffe ... und dann richtete Felix sich wieder auf, immer

noch lächelnd.

Immer noch durstig. Unendlich durstig.

In diesem Moment kam Gus hinzu, schob den Cop zur Seite und hob den Spiegel. Die letzten Strahlen der Sonne strichen über das Gebäude auf der anderen Seite des Flusses. Gus rief Felix' Namen, als könne ihn das aus seinem Bann reißen, als könne er ihn damit auf wundersame Weise zurückholen ...

Doch Felix war nicht mehr Felix. Er war jetzt ein gottverdammter Vampir. Gus zwang sich, nur daran zu denken, während er den Spiegel so drehte, dass die Strahlen des reflektierten Sonnenlichts in den umgestürzten Transporter fielen.

Felix wirkte seltsam überrascht, als die Sonnenstrahlen ihn durchbohrten, ihn mit der Intensität von Laserstrahlen aufspießten, Löcher in sein Fleisch brannten, es in Brand steckten. Ein animalischer Schrei löste sich aus seinem tiefsten Inneren.

Dieser Schrei ging Gus durch Mark und Bein, aber er richtete das gespiegelte Licht weiter auf Felix - bis von seinem ehemaligen Kumpel nicht mehr übrig war als ein Haufen rauchender Asche.

Das Licht schwand, Gus senkte den Arm. Er sah über den Fluss.

Die Nacht war hereingebrochen.

Ihm war zum Heulen zumute, doch dann verwandelte sich seine Trauer in Zorn. Benzin war aus dem Tank des Transporters geflossen, die Pfütze hatte inzwischen fast seine Füße erreicht. Gus ging zu dem Cop hinüber, der am Straßenrand stand und fassungslos verfolgte, was um ihn herum geschah. Er fischte sein Zippo aus der Tasche, ließ den Deckel zurückschnappen und drehte das Zündrad. Der Docht flammte auf.

»*Lo siento, 'mano*«, flüsterte er und steckte das ausgelaufene Benzin in Brand. Mit einem *Wusch!* ging der Transporter in Flammen auf.

»*Chingado* - er hat dich gestochen«, sagte Gus dann zu dem Cop, der immer noch seinen Hals umklammerte. »Jetzt wirst du einer von denen.« Er nahm dem Mann die Kanone ab und richtete sie auf ihn.

Der Cop sah verwirrt zu ihm auf, und einen Augenblick später war sein Kopf verschwunden. Gus hielt die rauchende Waffe auf den Körper des

Mannes gerichtet, bis er die Böschung neben dem Highway erreicht hatte. Dann warf er die Kanone weg, und erst jetzt fiel ihm der Schlüssel für die Handschellen ein. Doch dafür war es zu spät. Flackerndes Blaulicht näherte sich. Er drehte sich um und rannte die Böschung hinunter in die Nacht.

## **Kelton Street, Woodside, Queens**

Kelly trug immer noch dieselben Sachen, in denen sie unterrichtet hatte, ein dunkles T-Shirt unter einem weichen Wickeltop und einen langen, gerade geschnittenen Rock. Zack war oben in seinem Zimmer, angeblich mit seinen Hausaufgaben beschäftigt, und Matt war ebenfalls zu Hause; er hatte nur einen halben Tag gearbeitet, da er die Nacht über in seinem Geschäft Inventur machen musste.

Die Nachrichten über Eph, die sie im Fernsehen gesehen hatte, hatten Kelly zutiefst beunruhigt. Sie hatte versucht, ihn unter seiner Handynummer zu erreichen, doch war nicht durchgekommen.

»Also hat er's endlich geschafft«, sagte Matt.



**Das Sears-Hemd hing ihm über die Hose. »Er ist völlig durchgedreht.« »Matt!«, protestierte Kelly halb ernst, halb im Scherz.**

**Aber ... hatte Eph vielleicht tatsächlich den Verstand verloren? Und wenn ja, was bedeutete das für sie?**

**»Er ist größenwahnsinnig geworden. Hält sich für den Super- Virusjäger. Er ist wie einer dieser Feuerwehrmänner, die selbst Brände legen, damit sie den Helden spielen können.« Matt ließ sich tief in den Sessel sinken. »Würde mich nicht wundern, wenn er das alles nur für dich getan hätte.«**

**»Für mich?«**

**»Ja, um deine Aufmerksamkeit zu erregen. >Sieh mich an, ich bin so schrecklich wichtig.< Was weiß ich.«**

**Sie schüttelte heftig den Kopf. Manchmal war es verblüffend, wie falsch Matt die Menschen einschätzte.**

**In diesem Augenblick klingelte es an der Tür. Matt sprang aus dem Sessel auf, doch Kelly kam ihm zuvor.**

**Es war Eph in Begleitung von Nora Martinez. Und hinter den beiden stand ein alter Mann in einem langen Tweed-Mantel.**

**»Mein Gott, Eph. Was machst du denn hier?«, fragte Kelly und blickte erschrocken links und rechts die Straße hinunter.**

**Eph schob sie sanft beiseite und betrat das Haus. »Ich bin hier, weil ich Zack sprechen muss.«**

**»Er weiß von nichts.«**

**Eph sah sich um, wobei er Matt, der genau vor ihm stand, völlig ignorierte. »Ist er oben und macht Hausaufgaben? Mit seinem Laptop?«**

**»Ja«, erwiderte Kelly.**

**»Wenn er Internetzugang hat, dann weiß er Bescheid.« Eph ging zur Treppe, ließ Nora bei Kelly an der Tür zurück. Er nahm zwei Stufen auf einmal.**

**Nora seufzte. »Entschuldigen Sie, dass wir hier so bei Ihnen hereinplatzen.«**

**Kelly schüttelte kaum merklich den Kopf. In ihrem Blick lag ein winziger Anflug von Bewunderung. Sie wusste, dass zwischen Nora**

und Eph irgendetwas lief. Für Nora war Kelly Goodweathers Haus wohl mit Abstand der letzte Ort, an dem sie sein wollte.

Dann richtete Kelly ihre Aufmerksamkeit auf den alten Mann mit dem ungewöhnlichen Gehstock. »Was ist hier eigentlich los?«

»Die ehemalige Mrs. Goodweather, nehme ich an?« Setrakian streckte seine Hand aus und deutete eine Verbeugung an. »Abraham Setrakian. Es ist mir eine Freude, Ihre Bekanntschaft machen zu dürfen.«

»Danke, ebenfalls«, erwiderte Kelly verdattert und warf Matt einen unsicheren Seitenblick zu.

»Er wollte unbedingt hierherkommen«, sagte Nora. »Um alles zu erklären.«

»Werden wir durch diesen kleinen Besuch nicht irgendwie zu Komplizen eines Verbrechens?«, fragte Matt.

Kelly überlegte, wie sie seine Unhöflichkeit wieder ausbügeln konnte. »Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«, fragte sie Setrakian. »Ein Glas Wasser vielleicht?«

»Du liebe Güte«, sagte Matt, »für dieses Glas

**Wasser könnten wir beide locker zwanzig Jahre kriegen ... «**

**Eph saß auf Zacks Bettkante; Zack an seinem Schreibtisch vor dem aufgeklappten Laptop.**

**»Ich bin da in eine Sache hineingeraten, die ich momentan noch nicht ganz verstehe«, sagte Eph. »Aber ich wollte, dass du es von mir erfährst. Nichts von alledem ist wahr. Mit Ausnahme der Tatsache, dass gewisse Leute hinter mir her sind.«**

**»Werden die nicht auch hierherkommen und dich suchen?«**

**»Vielleicht. «**

**Zack senkte beunruhigt den Blick und dachte nach. »Du musst dein Handy loswerden.«**

**Eph lächelte. »Schon passiert.« Er legte eine Hand auf die Schulter seines Sohnes und Komplizen. Neben dem Laptop des Jungen sah er die Videokamera, die er ihm zu Weihnachten geschenkt hatte. »Arbeitest du immer noch mit deinen Freunden an diesem Film?«**

**»Klar. Wir befinden uns in der Schnittphase. «**

**Eph nahm die Kamera in die Hand. Sie war**

sehr leicht und klein genug, um sie in die Tasche zu schieben. »Glaubst du, ich könnte mir die hier mal eine Weile ausborgen?« Zack nickte langsam. »Liegt es an der Sonnenfinsternis, Dad? Verwandelt sie die Menschen in Zombies?«

Eph sah seinen Sohn überrascht an - und begriff, dass die Wahrheit auch nicht viel plausibler war als *diese* Theorie. Er versuchte, die ganze Sache aus dem Blickwinkel eines scharfsinnigen und gelegentlich sehr einfühlsamen Elf jährigen zu sehen, und allein das erzeugte in seinem Inneren eine heftige Gefühlswallung. Er stand auf und umarmte seinen Jungen. Es war ein besonderer Moment zwischen einem Vater und seinem Sohn, vergänglich und wunderschön. Er zerzauste Zacks Haare.

Es war alles gesagt.

Kelly und Matt tuschelten in der Küche miteinander, nachdem sie Nora und Setrakian im Wintergarten auf der Rückseite des Hauses allein gelassen hatten. Dort stand Setrakian mit den Händen in den Hosentaschen und starrte in

den leuchtenden Frühlabendhimmel. Die dritte Nacht seit der Landung des Flugzeugs brach an.

Er hatte Nora den Rücken zugekehrt, doch sie spürte seine Ungeduld. »Er, äh, hat eine Menge Probleme mit seiner Familie. Seit der Trennung, verstehen Sie.«

Setrakian schob die Finger in die kleine Tasche seiner Weste und vergewisserte sich, dass sein Tablettendöschen noch da war. Die Tasche befand sich in der Nähe seines Herzens - als wäre es bereits heilsam für seinen Kreislauf, wenn er das Nitroglyzerin dicht an seiner alten Pumpe aufbewahrte. Sein Herz schlug zuverlässig, wenn auch nicht sehr kräftig. Aber wie viele dieser Schläge blieben ihm noch? Genug, so hoffte er, um die bevorstehende Aufgabe zu erfüllen ... »Ja. Ich selbst habe keine Kinder«, sagte er. »Meine Frau Anna ist jetzt schon seit siebzehn Jahren tot. Man könnte annehmen, dass die Sehnsucht nach Kindern über die Jahre schwindet, aber tatsächlich wird sie mit zunehmendem Alter immer größer. Ich habe vieles, was ich lehren könnte, aber keinen Schüler.«

Nora sah auf den Gehstock, der an der Wand neben einem Stuhl lehnte. »Wie sind Sie zu dem allem gekommen?«

»Sie meinen, wann ich ihre Existenz entdeckt habe?« »Ja. Und warum Sie sich über all die Jahre dieser Sache gewidmet haben.«

Setrakian schweig einen Moment, ordnete seine Erinnerungen. »Ich war damals noch ein junger Mann. Während des Zweiten Weltkriegs fand ich mich im besetzten Polen interniert. Es war ein kleines Lager, ein furchtbarer Ort. Nicht nur wegen der Nazis - meine Mitgefangenen und ich waren dort ein Festschmaus für ihn.«

»Ihn?«

»Den Meister.«

Die Art, wie er das Wort aussprach, ließ Nora frösteln. »War er ein Deutscher?«

»Nein, nein. Er hat keine ... Nationalität. Er ist nichts und niemandem gegenüber loyal. Er geht dorthin, wo es ihm beliebt. Er frisst, wo es Nahrung gibt. Das Lager war für ihn wie ein großes Buffet. Leichte Beute.«

»Aber Sie ... Sie haben überlebt. Hätten Sie es

**nicht jemandem erzählen können?«**

**»Wer hätte denn dem wirren Gerede eines vor Hunger halb wahnsinnigen Mannes Glauben geschenkt? Ich habe Wochen gebraucht, das zu akzeptieren, was Sie jetzt gerade akzeptieren müssen, und ich war immerhin Augenzeuge seiner Schreckenstaten. Das hier geht weit über alles hinaus, was der Verstand bereit ist zu glauben. Ich wollte nicht für verrückt erklärt werden. Nachdem seine Nahrungsquelle versiegt war, zog der Meister einfach weiter. Aber ich hatte in diesem Lager ein feierliches Versprechen abgelegt, das ich niemals vergessen habe. Ich bin viele Jahre seiner Spur gefolgt, quer durch Mitteleuropa und den Balkan, durch Russland und Zentralasien. Drei Jahrzehnte lang. Manches Mal war ich ihm dicht auf den Fersen, doch ich bin ihm niemals wirklich nahe genug gekommen. Ich wurde Professor an der Universität Wien, studierte Mythen, Überlieferungen. Ich begann, Bücher und Waffen und Werkzeuge zusammenzutragen, während ich mich darauf vorbereitete, ihm erneut gegenüberzutreten. Eine Gelegenheit,**



auf die ich inzwischen mehr als sechs Jahrzehnte warte.«

»Aber ... wer ist er denn nun?«

»Er hat im Laufe der Zeit viele Gestalten angenommen.

Gegenwärtig steckt er im Körper eines polnischen Adligen namens Jusef Sardu, der während einer Jagdexpedition im Norden Rumäniens verschwand. Das war im Frühling des Jahres 1873.«

»1873?«

»Ja. Sardu war ein Riese. Zum Zeitpunkt der Expedition war er bereits über zwei Meter groß. Viel zu groß, als dass seine Muskeln die langen, schweren Knochen hätten tragen können. Man erzählte sich, dass seine Hosentaschen so groß wie Rübensäcke waren. Er musste sich schwer auf einen Gehstock stützen, dessen Knauf das Wappentier seiner Familie zierte.«

Wieder warf Nora einen Blick auf Setrakians Gehstock, auf den silbernen Knauf. Sie bekam große Augen. »Ein Wolfskopf ... «

»Die sterblichen Überreste der anderen

**Expeditionsteilnehmer wurden viele Jahre später gefunden, zusammen mit dem Tagebuch des jungen Jusef. Dort ist ausführlich beschrieben, wie die Jagdgesellschaft immer wieder von einem unbekannten Raubtier heimgesucht wurde, das sie einen nach dem anderen verschleppte und tötete. Der letzte Eintrag beschreibt, wie Jusef die Leichen am Eingang zu einer Höhle entdeckte. Er begrub sie, bevor er zu der Höhle zurückging, um sich der Bestie zu stellen und seine Familie zu rächen.«**

**Nora konnte den Blick nicht von dem Knauf abwenden. »Wie sind Sie in seinen Besitz gekommen?«**

**»Im Sommer 1967 war ich diesem Gehstock bis zu einem privaten Antiquitätenhändler in Antwerpen gefolgt.« Setrakian räusperte sich. »Aber zurück zu Sardu ... Er kehrte schließlich zu m Anwesen seiner Familie nach Polen zurück, viele Wochen später, allein und erheblich verändert. Er führte zwar noch den Gehstock bei sich, stützte sich aber nicht mehr darauf und hörte schließlich ganz auf, ihn zu**

benutzen. Er war anscheinend nicht nur von den Schmerzen seines Riesenwuchses geheilt, es ging auch das Gerücht, dass er übermenschliche Kraft besaß. Und es dauerte nicht lange, bis die ersten Dorfbewohner spurlos verschwanden. Es hieß, die Stadt sei verflucht - und schließlich wurde sie aufgegeben. Das Haus Sardu zerfiel, und der junge Herr ward nie wieder gesehen.«

Nora musterte den Gehstock von oben bis unten. »Mit fünfzehn war er schon so groß?«

»Und noch im Wachstum.«

»Der Sarg ... er war mindestens zweifünfzig mal einzwanzig groß.«

Setrakian nickte ernst. »Ich weiß.«

Nora zog eine Augenbraue hoch. »Woher wissen Sie das?«.

»Ich habe ihn einmal gesehen - zumindest die Spuren, die er auf dem Boden hinterließ. Vor langer, langer Zeit.«

Kelly und Eph standen sich in der Küche gegenüber. Ihr Haar war heller und kürzer, irgendwie, so schien es ihm, sachlicher.

**Vielleicht auch mütterlicher. Sie umklammerte die Kante der Arbeitsfläche, und er bemerkte auf ihren Knöcheln die feinen Schnittverletzungen von Papierbögen, die die Arbeit als Lehrerin mit sich brachte.**

**Sie hatte ihm eine Halbliterpackung Milch aus dem Kühlschrank gegeben. » Du hast immer noch Vollmilch im Haus?«, fragte er.**

**»Z mag sie. Er will so sein wie sein Vater.«**

**Eph trank einen Schluck. Die Milch war erfrischend, erzeugte jedoch nicht das gewohnt beruhigende Gefühl. Er sah Matt auf der anderen Seite der Durchreiche auf einem Sessel sitzen und so tun, als würde er nicht ständig zu ihnen hinübersehen.**

**»Er ist dir in so vielen Dingen ähnlich«, sagte Kelly. »Ich weiß.«**

**»Je älter er wird, desto mehr ähnelt er dir. Er ist stur. Anspruchsvoll. Brillant.«**

**»Ganz schön hart, damit bei einem Elf jährigen klarzukommen, was?«**

**Ein Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus. »Da bin ich wohl auf Lebenszeit verflucht,**

**schätze ich.«**

**Eph lächelte ebenfalls. Es fühlte sich seltsam an, eine Übung, die sein Gesicht seit Tagen nicht mehr ausgeführt hatte. »Hör zu«, sagte er. »Ich habe nicht viel Zeit. Ich will nur ... ich möchte, dass alles wieder gut wird. Oder wenigstens, dass alles zwischen uns einigermaßen okay ist. Die Sorgerechtsgeschichte, dieser ganze Schlamassel - das hat uns beide ziemlich mitgenommen, und ich bin froh, dass es vorbei ist. Aber ich bin nicht hergekommen, um große Reden zu schwingen, ich wollte nur ... ich finde, jetzt ist der richtige Augenblick, um reinen Tisch zu machen.«**

**Kelly sah ihn an, schien nach Worten zu suchen. »Du musst jetzt nichts sagen, ich wollte nur ... «**

**»Nein.« Sie hob die Hand. »Es tut mir leid. Es tut mir leid, dass alles so gekommen ist. Ehrlich. Ich weiß, dass du das niemals so beabsichtigt hast. Ich weiß, du wolltest, dass wir zusammenbleiben. Z zuliebe.«**

**»Natürlich.«**

**»Aber das konnte ich nicht - ich konnte es einfach nicht.**

**Und dann hat natürlich auch noch eine Rolle gespielt ... dass ich dir wehtun wollte. Ja, so war's, ich geb's zu. Und das mit Zack - das war die einzige Möglichkeit, genau das zu tun.«**

**Er atmete tief aus. Endlich gab sie zu, was er schon die ganze Zeit über gewusst hatte. Aber dabei empfand er nicht das geringste Gefühl der Befriedigung.**

**»Ich brauche Zack, und das weißt du. Z ist ... er ist mein Ein und Alles. Ich glaube, ohne ihn gäbe es mich nicht mehr. Egal, ob das nun gut ist oder nicht - aber so ist es nun mal. Er bedeutet mir *alles*. Genau wie du früher.« Sie unterbrach sich, um ihre Worte wirken zu lassen. »Ohne ihn bin ich verloren. Ich wäre ... «**

**»Du wärst wie ich.«**

**Sie erstarrte. Sie standen einander gegenüber und sahen sich an.**

**»Hör zu«, sagte Eph nach einer Weile, »ich übernehme einen Teil der Schuld. Für uns, für dich und mich. Ich weiß, ich bin nicht der ... der was auch immer, der umgänglichsste, einfachste**

**Kerl der Welt, der ideale Ehemann. Und Matt ich weiß, ich habe in der Vergangenheit ein paar Dinge gesagt ... «**

**»Du hast ihn mal mein >Trostleben< genannt.«**

**Eph zuckte unmerklich zusammen. »Nun, wenn ich der Manager einer Sears-Filiale wäre, wenn ich einen Job hätte, der nichts anderes als ein Job ist und keine weitere Ehe - vielleicht hättest du dich dann nicht so allein gefühlt. Und so betrogen.«**

**Sie schwiegen einen Augenblick, und Eph begriff, dass größere Probleme die Tendenz hatten, die kleineren zu verdrängen. Dass ein Kampf auf Leben und Tod dazu führte, dass persönliche Probleme bereitwillig beiseitegeschoben wurden.**

**Schließlich fuhr sich Kelly durch das Haar. »Ich weiß, was du jetzt sagen willst. Du willst sagen, dass wir dieses Gespräch schon vor vielen Jahren hätten führen sollen.«**

**»Das hätten wir, ja. Aber wir konnten nicht. Es hätte nicht funktioniert. Vorher mussten wir diese ganze Scheiße hinter uns bringen. Glaub mir, ich hätte alles dafür gegeben, es nicht so**

weit kommen zu lassen - nicht eine einzige Sekunde davon durchmachen zu müssen -, aber hier stehen wir nun. Wie zwei alte Bekannte.«

»Das Leben verläuft nicht immer so, wie man sich es vorstellt. «

»Nach allem, was meine Eltern durchgemacht haben, was sie mich haben durchmachen lassen, habe ich mir immer geschworen: niemals, niemals, niemals.«

»Ich weiß.«

»Also vergessen wir, wer woran Schuld hat. Was wir jetzt tun müssen, ist: Wir müssen es ihm gegenüber wiedergutmachen.«

»J a, das machen wir.«

Kelly nickte. Eph nickte. Er ließ die Milch in der Packung kreisen, spürte die kalte Flüssigkeit durch den Karton auf seiner Handfläche. »Himmel, was für ein Tag!«, stöhnte er. Wieder dachte er an das kleine Mädchen in Freiburg, das Mädchen, das auf Flug 753 die Hand seiner Mutter gehalten hatte. Das Mädchen, das etwa so alt war wie Zack. »Weißt du noch, was du immer zu mir gesagt hast? Falls irgendetwas passiert, falls es zu einer biologischen



**Bedrohung kommt wenn ich es dir nicht als Erste sage, würdest du mich verlassen. Tja, dazu ist es jetzt zu spät.«**

**Sie musterte sein Gesicht. »Ich weiß, dass du in Schwierigkeiten steckst.«**

**»Es geht nicht um mich. In der Stadt breitet sich ein Virus aus. Er ist ... außergewöhnlich ... bei weitem das Schlimmste, was ich je gesehen habe.«**

**»Das Schlimmste? Ist es SARS?«**

**Beinahe hätte Eph laut gelacht. Es war alles so absurd ... »Ich will, dass du mit Zack die Stadt verlässt, Kel. Nimm Matt mit. Und zwar so schnell und so weit weg wie möglich - heute Nacht, jetzt sofort. Weg aus den dicht besiedelten Gebieten, meine ich. Deine Eltern ... ich weiß, was du davon hältst, sie um einen Gefallen zu bitten, aber sie haben doch noch dieses Haus oben in Vermont, stimmt's? Oben auf dem Berg?«**

**»Was redest du da?«**

**»Fahrt dorthin. Wenigstens für ein paar Tage. Schau dir die Nachrichten an, warte auf meinen**

**Anruf.«**

**»Moment mal, ich bin doch hier eigentlich die Auf-unddavon-Paranoikerin. Und ... was ist mit meiner Klasse? Zacks Schule?« Sie blinzelte. »Warum sagst du mir nicht, worum es sich hier handelt?«**

**»Weil du dann niemals fahren würdest. Vertrau mir einfach. Geh und hoffe, dass wir es noch irgendwie verhindern können.«**

**»Hoffen? Jetzt machst du mir wirklich Angst. Was, wenn ihr es nicht verhindern könnt? Und - was, wenn dir etwas zustößt?«**

**Er konnte ihr unmöglich seine Zweifel mitteilen. »Kelly, ich muss los.«**

**Er wandte sich zum Gehen, doch sie packte seinen Arm, blickte in seine Augen, um zu sehen, ob alles okay war, dann nahm sie ihn in die Arme, hielt ihn ganz fest. »Es tut mir leid«, flüsterte sie in sein Ohr und ließ einen Kuss auf seinem unrasierten Hals zurück.**

**Vestry Street, Tribeca**

Eldritch Palmer saß auf einem ungepolsterten Stuhl auf der Dachterrasse, die sich auf dem niedrigeren der beiden zusammenhängenden Gebäude befand. Es war Nacht, das einzige direkte Licht kam von einer Campinggaslampe, die in einer Ecke brannte. Der Boden der Terrasse bestand aus quadratischen Tonziegeln, die von Wind und Wetter ausgebleichen waren. Eine flache Stufe führte zu einer hohen Backsteinmauer an der Nordseite, in der sich zwei Torbögen mit schmiedeeisernen Türen befanden. Die Mauer und die Auskragungen an beiden Enden waren mit kannelierten Terracottaziegeln bedeckt. Links davon kam man durch breite Schmuckbögen mit überdimensionierten Türflügeln zu Bolivars Residenz.

Hinter Palmer stand vor der weiß getünchten Betonwand eine kopflose Frauenstatue mit wallendem Gewand, die Schultern und Arme verwittert und dunkel. Efeu schlängelte sich den steinernen Sockel herauf. Auch wenn im Norden und Osten noch höhere Gebäude standen, b e s a ß die Terrasse doch ausreichend

**Privatsphäre und war wohl einer der bestverborgenen Dachgärten Lower Manhattans.**

**Palmer saß da und lauschte den Geräuschen der Stadt, die von der Straße unter ihm aufstiegen. Geräusche, die schon bald verstummen würden. Wenn die Menschen dort unten das nur wüssten, dachte er, wie sehr würden sie diese Nacht auskosten. Jede Banalität des Lebens wird unendlich kostbar angesichts des unmittelbar bevorstehenden Todes. Palmer wusste dies nur zu gut. Schon sein ganzes Leben lang hatte er um seine Gesundheit gerungen, hatte an so manchem Morgen überrascht festgestellt, dass er einen weiteren Tagesanbruch erleben durfte. Die meisten Menschen hatten keine Vorstellung davon, was es hieß, sein Dasein von Sonnenaufgang zu Sonnenaufgang zu messen. Wie es war, für das eigene Überleben auf Maschinen angewiesen zu sein. Gesundheit war das Geburtsrecht der meisten, und das Leben eine Abfolge von Tagen, die man irgendwie hinter sich brachte; sie hatten nie erfahren**

müssen, wie nahe der Tod war, nie die Intimität dieser äußersten Dunkelheit gespürt.

Doch schon bald würde Eldritch Palmer diese Glückseligkeit kennenlernen. Eine endlose Reihe von Tagen lag vor ihm. Schon bald würde er wissen, wie es war, sich keine Sorgen um das Morgen machen zu müssen oder um das Morgen nach dem Morgen ...

Eine Brise fuhr in die Bäume auf der Terrasse und rauschte in den Zierpflanzen. Palmer sah zum größeren Haus hinüber - als er ein leises Rascheln hinter sich hörte.

Wie der Saum eines Kleidungsstücks auf dem Boden. Der Saum eines schwarzen Gewands.

*Haben wir nicht vereinbart, die erste Woche verstreichen zu lassen, ohne uns zu sprechen?*

Die Stimme - so vertraut wie unheimlich - jagte einen Schauer über Palmers verwachsenen Rücken. Hätte er sich nicht von der Terrasse abgewandt - aus Respekt wie auch aus bloßer, nur allzu menschlicher Abscheu -, dann hätte er gesehen, dass sich der Mund des Meisters nicht bewegte. Kein Laut entwich hinaus in die Nacht.

Palmer spürte die Präsenz hoch über seiner

Schulter und hielt den Blick fest auf die gewölbten Türen gerichtet. »Willkommen in New York!« Zu seinem Missfallen musste er feststellen, dass er beim Sprechen ängstlich krächzte.

Als der Meister nichts erwiderte, versuchte Palmer, seine Autorität wieder geltend zu machen. »Ich muss sagen, dass ich diesen Bolivar zutiefst missbillige. Ich weiß wirklich nicht, warum Sie ausgerechnet ihn auswählen mussten.«

*Es ist mir gleichgültig, wer er ist.*

Palmer begriff, dass der Meister Recht hatte. Was machte es schon, dass Bolivar ein geschminkter Rockstar war? »Warum haben Sie diese vier bei Bewusstsein gelassen? Das hat Probleme aufgeworfen.«

*Zweifelst du an mir?*

Palmer schluckte. Er war in diesem Leben - unter den Menschen - ein Königsmacher, der niemandem untertan war. Das Gefühl von Unterwürfigkeit war ihm so fremd, wie es nun überwältigend war. »Jemand ist Ihnen auf der Spur«, sagte er schnell. »Ein Mediziner, ein

**Krankheitsjäger. Hier in New York.«**

***Was kann ein einzelner Mann mir anhaben?***

**»Er - sein Name ist Dr. Ephraim Goodweather - ist ein Fachmann auf dem Gebiet der Seuchenbekämpfung.« *Überhebliche kleine Äffchen. Eure Art ist die Seuche nicht wir.***

**»Dieser Goodweather hat einen ... Berater. Ein Mann mit detailliertem Wissen über Ihre Art. Er kennt die Überlieferungen und weiß auch das eine oder andere über Ihre Biologie. Die Polizei sucht nach ihm, aber ich denke, dass hier entschlosseneren Maßnahmen erforderlich sind. Ich glaube, dass dies den Unterschied zwischen einem schnellen, endgültigen Sieg und einem langwierigen Kampf bedeuten könnte. Schließlich haben wir noch viele Schlachten zu schlagen, sowohl an der menschlichen Front als auch an anderen.«**

***Ich werde triumphieren.***

**»Ja, natürlich.« Doch Palmer wollte den alten Mann für sich allein haben, wollte seine Identität bestätigt wissen, ohne dem Meister allzu viele Informationen zu geben; also versuchte er, nicht an diesen Mann zu denken - in dem**

**Wissen, dass man in Gegenwart des Meisters seine Gedanken besser schützte ...**

***Ich kenne ihn. Unsere Wege haben sich schon einmal gekreuzt.***

**Palmer erstarrte angesichts dieser Demütigung. Der Meister las in ihm wie in einem offenen Buch. »Sie werden sich erinnern, dass ich sehr lange gebraucht habe, um Sie zu finden. Meine Reisen haben mich um die ganze Welt geführt, in Sackgassen und auf Umwege - es gab viele Menschen, mit denen ich mich befassen musste. Er war einer von ihnen.« Er versuchte, das Gespräch in seinem Sinne zu steuern, aber sein Verstand war wie benebelt. In der Gegenwart des Meisters fühlte er sich wie Öl in der Nähe eines brennenden Dochts.**

***Dieser Goodweather - ich werde mich schon bald um ihn kümmern.***

**Palmer hatte eine Liste mit Hintergrundinformationen über den CDC-Epidemiologen vorbereitet. Er zog das Blatt aus seiner Jackentasche, faltete es auseinander und legte es auf den kleinen Tisch neben sich. »Hier steht alles, Meister. Seine Familie, Kollegen ... «**



**Etwas scharfte über die Kacheln des Tisches, und das Blatt Papier wurde fortgenommen. Palmer erhaschte lediglich einen flüchtigen Blick auf die Hand des Meisters. Der Mittelfinger war gekrümmt und viel länger und dicker als die anderen.**

**»In einigen Tagen ist es so weit«, sagte er dann.**

**Im Inneren der Residenz des Rockstars schien irgendeine Art von Streit ausgebrochen zu sein. Palmer hatte das zweifelhafte Vergnügen gehabt, das sich noch in der Renovierung befindliche Doppelhaus zu durchqueren, um zu seiner Verabredung auf der Dachterrasse zu gelangen. Ganz besondere Abneigung hegte er gegen den einzigen fertiggestellten Teil des Domizils, das Schlafzimmer im Penthouse, das lächerlich grell eingerichtet war und nach animalischer Lust stank. Palmer selbst war noch nie mit einer Frau zusammen gewesen. In seiner Jugend war er zu krank dafür gewesen, und die Predigten seiner beiden Tanten, die ihn aufgezogen hatten, hatten ihr übriges getan. Und später hatte er aus freiem Willen auf alles**

**Fleischliche verzichtet.**

**Er war zu der Erkenntnis gelangt, dass die Reinheit seiner sterblichen Hülle niemals von Lust und Verlangen befleckt werden sollte.**

**Der Streit im Haus wurde lauter, der unverkennbare Lärm einer gewalttätigen Auseinandersetzung.**

***Dein Mann ist in Bedrängnis.***

**Palmer beugte sich vor. Mr. Fitzwilliam war im Haus; er hatte ihm ausdrücklich verboten, die Dachterrasse zu betreten. »Aber Sie haben mir seine Sicherheit garantiert.« Palmer hörte das Stampfen rennender Füße. Er hörte Ächzen und Stöhnen. Einen Schrei ... »Halten Sie sie zurück!«**

***Er ist nicht derjenige, den sie suchen.***

**Die Stimme des Meisters klang weiterhin gelangweilt und unbeeindruckt.**

**Palmer erhob sich. Sprach der Meister vielleicht von ihm?**

**War das hier eine Art Falle? »Wir haben eine Vereinbarung!«**

***Ja. Solange es mir gefällt.***

**Palmer hörte einen weiteren Schrei, ganz nah, gefolgt von zwei schnellen Schüssen. Dann flog eine der gewölbten Türen auf, und Mr. Fitzwilliam kam herausgestürmt, hundertachtzehn Kilo Ex-Marine in einem teuren Maßanzug. Er hatte die Pistole in der rechten Hand, und in seinen Augen stand Panik. »Sir - sie sind direkt hinter mir ... « In diesem Moment wanderte sein Blick von Palmers Gesicht zu der unfassbar großen Gestalt, die hinter seinem Chef stand. Die Waffe entglitt ihm und fiel scheppernd auf die Fliesen. Jegliche Farbe wich aus seinem Gesicht, und einen Augenblick lang schwankte er wie ein Mann, der am Galgen baumelt. Dann fiel er auf die Knie.**

**Hinter ihm stürmten die Vampire die Terrasse. Sie waren alle unterschiedlich gekleidet - von Geschäftsanzügen über Gothic-Outfits bis zur lässigen Freizeitkleidung der Paparazzi. Ihre Sachen waren schmutzig und abgewetzt, da sie sich im Dreck verkrochen hatten. Sie kamen, als wären sie von einer Hundepfeife herbeigerufen worden.**

**Ihnen voran Bolivar selbst, ausgemergelt, fast**

haarlos und in ein schwarzes Gewand gehüllt. Als Vampir der ersten Generation war er bereits weiter entwickelt als die Übrigen. Sein Fleisch hatte eine blutleere, alabasterne Blässe, die beinahe zu leuchten schien, und seine Augen waren wie tote Monde.

Neben ihm ein Groupie, dem Fitzwilliam mitten ins Gesicht geschossen hatte. Ihr Jochbein war geborsten und die Haut bis zum schiefen Ohr aufgeplatzt, was ihr ein halbseitiges, zähnefletschendes Grinsen verlieh.

Sie hielten alle inne und starrten den Meister mit schwarzäugiger Ehrfurcht an.

*Meine Kinder.*

Niemand beachtete Palmer, der zwischen ihnen und dem Meister stand. Die schiere Präsenz des Meisters ließ sie erstarren; sie versammelten sich vor ihm wie Wilde vor einem Götzenbild.

*Du hast große Mühen auf dich genommen, um mich hierherzubringen. Willst du mich nicht ansehen?*

Der Meister sprach immer noch auf jene Weise, von der Palmer glaubte, dass sie allein für seine

**Ohren gedacht war.**

**Er hatte den Meister nur einmal zuvor erblickt, in einem dunklen Keller, auf einem anderen Kontinent. Nicht deutlich und doch - deutlich genug.**

**Nun schloss er die Augen, konzentrierte sich, dann öffnete er sie wieder und zwang sich dazu, sich umzudrehen. Es war, wie eine Erblindung zu riskieren, indem man direkt in die Sonne sah.**

**Palmers Blick wanderte von der Brust des Meisters hinauf zu ... seinem Gesicht.**

**Das Grauen. Und die Herrlichkeit.**

**Kelton Street, Woodside, Queens**

**Das Barbarische. Und das Heilige.**

**Der Anblick ließ Palmer sein eigenes Gesicht zu einer Maske der Angst verzerren, bis sich seine Mundwinkel schließlich zu einem triumphierenden Lächeln hoben.**

**Sehet den Meister.**

**Schnell durchquerte Kelly mit frischer Kleidung und Batterien in den Händen das**

**Wohnzimmer, vorbei an Matt und Zack, die im Fernsehen die Nachrichten verfolgten.**

**»Wir gehen«, verkündete sie und ließ die Sachen in eine Leinentasche auf dem Stuhl fallen.**

**Matt drehte sich lächelnd zu ihr um. »Jetzt komm schon, Baby.«**

**»Hast du mir nicht zugehört?«**

**»Doch. Ruhig und geduldig.« Er stand von seinem Sessel auf. »Hör zu, Kel, dein Ex zieht wieder mal seine Show ab, siehst du das denn nicht? Wenn die Lage wirklich so ernst wäre, würden die Behörden uns das auch mitteilen.«**

**»0 ja, natürlich. Die Politiker sagen ja immer die Wahrheit.« Sie ging zum Schrank, um das restliche Gepäck heraus zu holen. Wie vom Städtischen Amt für Katastrophenschutz für eine eventuelle Evakuierung empfohlen, hielt Kelly stets eine gepackte Tasche bereit - eine strapazierfähige Segeltuchtasche, gefüllt mit Wasserflaschen, Müsli-Riegeln, einem mit einer Kurbel betriebenen Grundig-Radio, einer Induktionstaschenlampe, einem Erste-Hilfe-Kasten, einhundert Dollar in Bargeld und**

**Fotokopien aller wichtigen Dokumente in einem wasserdichten Behälter.**

**»Das ist doch bei dir so etwas wie eine sich selbst erfüllende Prophezeiung«, nölte Matt, während er ihr folgte. »Kapierst du das denn nicht? Er kennt dich. Er weiß genau, auf welches Knöpfchen er drücken muss. Genau deswegen seid ihr beide ja auch nicht gut füreinander gewesen.«**

**Kelly grub in den Tiefen des Schrankes und warf Matt zwei alte Tennisschläger, die ihr im Weg waren, vor die Füße. Er hatte kein Recht, in Zacks Gegenwart so zu reden. »Du verstehst das falsch. Ich glaube ihm.«**

**»Er wird polizeilich gesucht, Kel. Er hatte so etwas wie einen Nervenzusammenbruch, einen Kollaps. All diese sogenannten Genies sind doch im Grunde schwache Persönlichkeiten. Wie die Sonnenblumen, die du ständig hinten am Gartenzaun anpflanzen willst - ihre Köpfe sind schlicht zu groß, sie brechen unter ihrem eigenen Gewicht zusammen.« Kelly warf einen Stiefel aus dem Schrank, dem er gerade noch rechtzeitig ausweichen konnte. » Er ist von dir**

besessen, Kel. Er ist krank. Er kann nicht loslassen. Bei der ganzen Sache geht es ihm doch nur darum, dich in seiner Nähe zu behalten. «

Sie hörte auf zu suchen, drehte sich auf allen vieren um und starrte Matt zwischen den an Kleiderhaken hängenden Mänteln hindurch an. »Bist du wirklich so naiv?«

»Männer verlieren nicht gern.«

Kelly kroch rückwärts aus dem Schrank und wuchtete dabei ihren großen Samsonite-Koffer heraus. »Ist das der Grund, weshalb du nicht fahren willst?«

»Ich werde nicht fahren, weil ich zur Arbeit muss. Wenn ich mit der Weltuntergangsausrede deines bekloppten Exmannes um diese Inventur herumkommen könnte, dann würde ich ihm mit Freuden glauben. Aber in der wirklichen Welt verliert man seinen Job, wenn man nicht zur Arbeit erscheint. «

Sie funkelte Matt an. Seine Halsstarrigkeit machte sie wütend. »Eph hat gesagt, wir sollen gehen, und ich habe ihn noch nie zuvor so besorgt gesehen. Das hier ist echt.«



»Es ist diese Sonnenfinsternis-Hysterie, von der sie im Fernsehen geredet haben. Die Leute rasten einfach aus. Wenn ich nur wegen ein paar Spinnern New York verlassen müsste, hätte ich schon vor Jahren abhauen sollen.« Matt griff nach ihrer Schulter. Erst schüttelte sie ihn ab, doch dann ließ sie sich einen Moment von ihm festhalten. »Ich werde von Zeit zu Zeit in die Elektroabteilung gehen und auf den Fernsehern verfolgen, ob sich irgendetwas Dramatisches tut. Trotzdem - die Welt dreht sich weiter. Jedenfalls für diejenigen unter uns, die richtige Jobs haben. Was ist mit dir? Willst du einfach von jetzt auf gleich nicht mehr in die Schule gehen?«

Sicher, sie würde ihre Schüler im Stich lassen, aber die kamen - wie alle anderen - eben an zweiter Stelle. Nach Zack. »Vielleicht werden die Schulen ja für einige Tage geschlossen. Wo ich jetzt so darüber nachdenke, heute hat eine ganze Reihe Schüler unentschuldigt gefehlt ... «

»Das sind Kinder, Kel. Sie haben die Grippe.«

»Ich glaube, es hängt tatsächlich mit der Sonnenfinsternis zusammen«, rief Zack von der

anderen Seite des Raumes. »Fred Falin hat's mir heute in der Schule erzählt. Allen, die sich ohne Schutzbrille die Sonne angesehen haben, hat es das Gehirn zerbrutzelt, und jetzt sind sie Zombies.«

»Was fasziniert dich eigentlich so an diesen Zombies?«, fragte Kelly.

»Sie sind da draußen. Man muss auf sie vorbereitet sein.

Jede Wette, dass du nicht mal die zwei wichtigsten Dinge weißt, die man braucht, um eine Zombie-Invasion zu überleben.«

Kelly ignorierte die Bemerkung, doch Matt sagte: »Keine Ahnung.«

»Eine Machete und einen Hubschrauber.«

»Eine Machete, ja?« Matt schüttelte den Kopf. »Ich denke, mir wäre eine anständige Schrotflinte lieber.«

»Falsch. Eine Machete muss man nicht nachladen.« Matt drehte sich zu Kelly um. »Dieser Fred Falin, der weiß wirklich Bescheid.«

»Leute - es reicht!« Zu jedem anderen Zeitpunkt hätte sie sich womöglich darüber

gefreut, dass Zack und Matt an einem Strang zogen, aber jetzt ... »Zack, du redest Unsinn. Es handelt sich um ein Virus, und es ist die Realität. Wir müssen fort von hier.«

Matt sah zu, wie sie den leeren Koffer zu den übrigen Taschen trug. »Kel, jetzt beruhige dich doch.« Er zog seine Autoschlüssel aus der Tasche und ließ sie um den Finger kreisen. »Nimm ein Bad, atme mal tief durch. Geh ganz rational an diese Sache heran, ich bitte dich! Vergiss nicht, woher du diese Insiderinformation hast.« Er ging zur Haustür. »Ich melde mich dann später bei dir.«

Als er gegangen war, stand Kelly da und starrte die geschlossene Tür an. Zack kam zu ihr herüber, den Kopf leicht zur Seite gelegt, so wie er es früher immer getan hatte, etwa wenn er wissen wollte, was der Tod ist oder warum manche Männer Händchen halten. »Was hat Dad über diese Sache gesagt?«

»Er hat nur ... Er will nur das Beste für uns.« Kelly rieb sich über die Stirn. Sollte sie Zack ebenfalls in Panik versetzen? Sich ihn einfach schnappen und die Stadt verlassen, nur weil

**Eph es gesagt hatte, ohne Matt? Wollte sie das wirklich? Und wenn sie Ephs Geschichte glaubte - hatte sie dann nicht die moralische Pflicht, die anderen ebenfalls zu warnen?**

**Nebenan bellte der Hund der Heinsons. Es war nicht das übliche wütende Gejaule, sondern ein schrilles Geräusch, das beinahe verängstigt klang. Es genügte jedenfalls, dass Kelly wieder in den Wintergarten ging, wo sie feststellte, dass der Bewegungsmelder das Licht über der Veranda eingeschaltet hatte. Sie suchte den Garten nach dem mutmaßlichen Eindringling ab. Alles war ruhig, doch der Hund kläffte weiter, bis schließlich Mrs. Heinson herauskam und das Tier ins Haus holte.**

**»Mom?«**

## **Bronxville**

**Kelly zuckte bei der Berührung ihres Sohnes zusammen. »Alles okay bei dir?«**

**»Nein«, sagte sie und ging mit ihm zurück ins Wohnzimmer. »Nichts ist okay.«**

**Sie würde packen, für sich und für Zack und auch für Matt.**

**Und sie würde die Augen aufhalten. Sie würde warten.**

**Dreißig Autominuten nördlich von Manhattan saß Roger Luss in der eichengetäfelten Bar des Siwanoy Country Club, spielte mit seinem iPhone und wartete auf seinen ersten Martini. Er hatte den Fahrer von Town Car gebeten, ihn am Club abzusetzen, anstatt ihn direkt nach Hause zu fahren; er brauchte noch etwas Zeit, um sich zu akklimatisieren. Falls Joan krank war - und die Nachricht des Kindermädchens auf seiner Mailbox schien so etwas anzudeuten -, dann waren es die Kinder inzwischen höchstwahrscheinlich ebenfalls. Zu Hause würde ihn also ein Riesendurcheinander erwarten - Grund genug, die Geschäftsreise um ein oder zwei Stunden zu verlängern.**

**Der Speiseraum mit Blick auf den Golfplatz war trotz Abendessenszeit völlig leer. Der Kellner brachte den Martini mit drei Oliven auf einem mit weißem Leinen bedeckten Tablett. Es war keiner von denen, die Roger kannte, sondern**

ein Mexikaner, genau wie der Bursche, der draußen die Autos einparkte. Sein Hemd war aus dem Hosenbund gerutscht, und er trug keinen Gürtel. Seine Fingernägel waren schmutzig. Gleich morgen würde Roger ein ernstes Gespräch mit dem Clubmanager führen.

Die Oliven sanken auf den Boden des V-förmigen Cocktailglases wie kleine, in Essig eingelegte Augäpfel. »Wieso ist denn heute keiner hier?«, fragte Roger mit seiner dröhnenden Stimme. »Was ist los? Haben wir einen Feiertag oder so? Hat die Börse dichtgemacht? Ist der Präsident gestorben?«

Achselzucken.

»Wo ist das Stammpersonal?«

Der Kellner schüttelte den Kopf. Roger bemerkte, wie verängstigt der Mann war. Und jetzt erkannte er ihn auch wieder. »Sie sind der Platzwart, stimmt's? Normalerweise pflegen Sie doch die Greens, richtig?«

Der Platzwart in der Montur des Barkeepers nickte nervös und watschelte dann in den Eingangsbereich hinaus.

Sehr seltsam. Roger hob das Martiniglas und

sah sich um, doch da war niemand, dem er hätte zuprosten oder zunicken können, niemand, mit dem man ein bisschen hätte plaudern können. Und weil niemand ihn beobachtete, trank Roger Luss den Drink mit zwei kräftigen Schlucken zur Hälfte aus. Der Alkohol erreichte seinen Magen, und er gab ein wohliges Grunzen von sich. Er spießte eine der Oliven auf, ließ die Flüssigkeit am Rand des Glases abtropfen und steckte sie sich in den Mund, ließ sie dort einen nachdenklichen Moment kreisen, bevor er sie mit den Backenzähnen zermalmte.

Auf dem auf lautlos geschalteten Fernseher, der in die Holzvertäfelung über dem Barspiegel eingelassen war, sah er eine Pressekonferenz. Der Bürgermeister flankiert von anderen ernst dreinschauenden städtischen Beamten. Dann die sattem bekannten Bilder des Regis-Air-Flugs 753 auf dem Rollfeld des JFK.

Die verdammte Stille im Club bewirkte, dass Roger sich wieder umsah.

*Wo zum Teufel stecken alle?*

Er nahm einen weiteren schnellen Schluck von

dem Martini und dann noch einen, stellte das Glas ab und stand auf. Er ging nach vorn, warf einen Blick in den angrenzenden kleinen Speiseraum - ebenfalls leer. Die Küchentür befand sich direkt daneben. Sie war mit schwarzem Stoff gepolstert und hatte ein rundes Bullauge in der oberen Mitte. Roger äugte vorsichtig hinein und sah den Platzwart ganz allein dort drinnen stehen - er rauchte eine Zigarette und briet sich dabei ein Steak.

Roger ging zum Vordereingang, wo er sein Gepäck stehen gelassen hatte. Er sah niemanden, der ihm ein Taxi hätte rufen können, also griff er nach seinem iPhone, suchte im Internet nach der nächstgelegenen Taxizentrale und bestellte sich einen Wagen.

Dann, während er unter den hohen Leuchten der überdachten Zufahrt wartete und der Geschmack des Martinis in seinem Mund langsam säuerlich wurde, hörte er einen Schrei. Einen einzelnen, durchdringenden Schrei in der Nacht, nicht weit entfernt. Auf jeden Fall auf der Bronxville-Seite gegenüber von Mount Vernon, ja vielleicht sogar von irgendwo auf dem



**Golfplatz.**

**Roger wartete, ohne sich zu rühren. Ohne zu atmen.**

**Lauschte. Noch unheimlicher als der Schrei war die darauf folgende Stille.**

**Dann hielt das Taxi vor ihm. Der Fahrer, ein Mann mittleren Alters, der offensichtlich aus dem Nahen Osten stammte und einen Kugelschreiber hinter dem Ohr stecken hatte, verstaute lächelnd Rogers Gepäck im Kofferraum. Sie stiegen ein und fuhren los.**

**Während sie die Privatstraße, die durch das Clubgelände führte, entlangfuhren, sah Roger auf den Platz hinaus - und meinte, dort draußen jemanden zu sehen, der im Mondlicht über das Fairway spazierte.**

**Die Fahrt dauerte gerade mal fünf Minuten. Es waren keine anderen Autos auf der Straße, und die Häuser, an denen sie vorbeikamen, waren größtenteils dunkel. Als sie in die Midland einbogen, sah Roger einen Fußgänger den Bürgersteig entlanggehen - ein unüblicher Anblick bei Nacht, besonders, da er keinen Hund entdecken konnte, der ausgeführt werden**

**musste. Es war sein Nachbar Hal Chatfield, einer der Clubmitglieder, die bei Rogers Aufnahme in den Siwanoy für ihn gebürgt hatten. Damals hatten sich er und Joan gerade erst in Bronxville eingekauft.**

**Während er ging, hielt Hal die Hände senkrecht gestreckt an den Seiten, was ziemlich komisch aussah. Er trug einen offenen, flatternden Bademantel und darunter T-Shirt und Boxershorts. Plötzlich wandte er sich um und starrte das vorbeifahrende Taxi an. Roger winkte. Dann, als er sich umdrehte, um zu sehen, ob Hal ihn erkannt hatte, musste er feststellen, dass dieser ihnen steifbeinig hinterherlief. Ein sechzigjähriger Mann im Bademantel, der wie ein Cape hinter ihm her flatterte, verfolgte mitten in Bronxville ein Taxi.**

**Roger sah nach vorn, um herauszufinden, ob der Fahrer das mitbekommen hatte, doch der Mann kritzelte gerade etwas auf ein Klemmbrett.**

**»Hey«, sagte Roger. »Irgendeine Ahnung, was hier los ist? «**

**» Ja«, erwiderte der Fahrer mit einem breiten**

Lächeln und einem knappen Nicken. Er hatte offenbar nicht die geringste Ahnung, was sein Fahrgast gerade gesagt hatte.

Nach zweimaligem Abbiegen erreichten sie das Haus. Der Fahrer stieg mit Roger aus und öffnete den Kofferraum. Die Straße war ruhig, das Haus der Familie Luss so dunkel wie alle anderen.

»Wissen Sie was? Warten Sie hier.« Roger deutete auf die Straße. »Warten? Können Sie warten?«

»Sie bezahlen.«

Roger nickte. Er war sich nicht einmal sicher, warum er den Mann warten lassen wollte; es hatte wohl damit zu tun, dass er sich so schrecklich allein fühlte. »Ich habe Bargeld im Haus. Sie warten hier. Okay?«

Er ließ das Gepäck neben dem Seiteneingang stehen und ging von dort aus in die Küche. »Hallo?«, rief er und griff nach dem Lichtschalter, doch nichts passierte, als er ihn betätigte. Er sah das grüne Leuchten der Uhr an der Mikrowelle, also konnte der Strom nicht ausgefallen sein. Er tastete sich an der

Arbeitsfläche entlang zur dritten Schublade vor und kramte darin nach der Taschenlampe. Ein Verwesungsgeruch stach ihm in die Nase, viel intensiver als Speisereste, die im Mülleimer verschimmelten, was seine Besorgnis verstärkte und seine Handlungen beschleunigte. Er umklammerte den Schaft der Taschenlampe, schaltete sie ein und ließ den Lichtstrahl durch die Küche wandern, über die Kochinsel, den Tisch dahinter, den Herd und den Backofen. »Hallo?«, rief er wieder. Die Angst in seiner Stimme beschämte ihn etwas. Er entdeckte dunkle Spritzer auf den Glasfronten der Schränke und richtete das Licht auf etwas, das wie die Folgen eines Kampfes zwischen Ketchup und Mayonnaise aussah. Was für eine Schweinerei! Dann sah er die umgekippten Stühle und die schmutzigen Fußabdrücke - *Fußabdrücke?* - auf der Arbeitsfläche der Kochinsel.

Wo war Mrs. Guild, die Haushälterin? Wo steckte Joan?

Roger näherte sich den Flecken und hielt das Licht direkt an das Glas des Schrankes. Das

**weiße Zeugs erkannte er nicht - aber die rote Masse war kein Ketchup. War das etwa ... Blut?**

**Er sah eine Bewegung im Spiegelbild der Glasscheibe und wirbelte herum, doch die Treppe hinter ihm war leer. Er begriff, dass er selbst die Schranktür bewegt hatte. Wie konnte seine Fantasie nur so mit ihm durchgehen? Er lief schnell nach oben und sah mit der Taschenlampe in jedem Zimmer nach.**

**»Keene? Audrey?«**

**In Joans Arbeitszimmer fand er handschriftliche Notizen, den Regis-Air-Flug betreffend. Es war eine Art Zeitleiste. Leider waren die letzten Sätze kaum mehr zu entziffern. Das letzte Wort, gekritzelt in die rechte untere Ecke des Notizblocks, lautete: HUMMMMMMM.**

**Im Elternschlafzimmer waren sämtliche Decken vom Bett gerissen worden, und im Badezimmer war die Toilette nicht gespült. In der Schüssel trieb etwas, das aussah wie mehrere Tage altes Erbrochenes. Roger hob ein Handtuch vom Boden auf und bemerkte dunkle Brocken geronnenen Bluts darauf, als wäre die**

**weiche Baumwolle als Hustenlappen benutzt worden.**

**Er rannte die vordere Treppe ins Erdgeschoss hinunter, nahm den Hörer des Wandtelefons in der Küche ab und wählte den Notruf. Es klingelte einmal, bevor eine Bandaufzeichnung lief, die ihn bat, in der Leitung zu bleiben. Er legte auf und wählte erneut. Ein Klingeln, dann die gleiche Ansage.**

**Plötzlich hörte er unter sich im Keller einen dumpfen Schlag und ließ den Hörer fallen. Er riss die Kellertür auf und wollte schon in die Dunkelheit hinunterrufen - doch irgendetwas hielt ihn davon ab. Er lauschte und hörte ... ein merkwürdiges Geräusch.**

**Schlurfende Schritte. Von mehr als nur einer Person. Sie kamen die Treppe herauf, näherten sich dem Absatz in der Mitte, wo die Stufen eine Kehre machten und dann auf ihn zuführten ...**

**»Joan?«, fragte er leise. »Keene? Audrey?«**

**Doch er wich bereits zurück. Stolperte nach hinten, stieß gegen den Türrahmen. Und dann rannte er los, durch die Küche in den Flur. Sein einziger Gedanke war, so schnell wie möglich**

zu verschwinden.

Er stürmte durch die Haustür hinaus auf die Zufahrt, lief zur Straße hinunter, sprang in den Wagen und brüllte den Fahrer an, der hinter dem Steuer saß und kein Wort Englisch verstand.

»Verriegeln Sie die Türen! Verriegeln Sie die Türen!« Der Fahrer drehte sich um. "Ja. Acht Dollar dreißig.«

» *Verriegeln Sie verdammt noch mal die Türen!*« Roger sah zur Einfahrt. Drei Fremde, zwei Frauen und ein Mann, kamen aus dem Haus und rannten quer über den Rasen.

»Los! Los! Fahren Sie!«

Der Fahrer tippte auf den Geldschlitz in der Trennscheibe zwischen sich und dem Fahrgastraum. »Sie bezahlen, ich fahre.«

Jetzt waren es schon vier. Roger starrte entsetzt nach draußen - als ein irgendwie vertraut wirkender Mann in einem zerrissenen Hemd die anderen zur Seite stieß, um das Taxi als Erster zu erreichen. Es war Franco, ihr Gärtner. Er sah Roger durch die Seitenscheibe

an. Seine fahlen Augen waren im Zentrum rot gerändert, wie ein bizzares Glühen. Er öffnete den Mund, als wolle er Roger anbrüllen ... und dann kam dieses Ding heraus, schlug mit einem satten *Klatsch!* direkt vor Rogers Gesicht gegen die Scheibe und zog sich wieder zurück.

Was zum Teufel war das?

Das Ding schoss erneut hervor. Instinktiv begriff Roger, dass Franco - oder dieses Wesen, das wie Franco aussah - die Eigenschaften von Glas nicht kannte oder vergessen hatte oder falsch beurteilte. Die Transparenz dieses festen Gegenstands schien ihn zu verwirren.

»*Fahren Sie!*«, schrie Roger. »*Fahren Sie doch endlich!*« Zwei weitere von ihnen standen jetzt dicht vor dem Taxi.

Ein Mann und eine Frau, die Scheinwerfer erfassten sie auf Taillenhöhe. Insgesamt waren es nun sieben oder acht. Wo kamen die nur alle her?

Der Fahrer brüllte irgendetwas in seiner eigenen Sprache und drückte mit aller Kraft auf die Hupe.

»*Fahren Sie los!*«, schrie Roger.



Der Fahrer griff nach unten, zog eine kleine Tasche von der Größe eines Kulturbeutels hervor und öffnete den Reißverschluss. Erst fielen mehrere Schokoriegel heraus, dann hatte er einen winzigen silbernen Revolver in der Hand. Er fuchtelte mit der Waffe hinter der Windschutzscheibe herum und brüllte vor Angst.

Francos Zunge glitt das Glas entlang. Nur dass die Zunge überhaupt keine Zunge war.

Dann machte der Fahrer seine Tür auf. »*Nein!*«, rief Roger durch die Trennscheibe, doch der Fahrer war bereits ausgestiegen. Er stand hinter der offenen Tür und feuerte seine Waffe ab, wobei sich seine Hand bewegte, als wollte er die Kugeln werfen. Er schoss und schoss. Das Pärchen vor dem Auto krümmte sich zusammen, getroffen von den kleinkalibrigen Kugeln, ging jedoch nicht zu Boden.

Der Fahrer feuerte zwei weitere ungezielte Schüsse ab, und einer davon erwischte den Mann an der Stirn. Ein Stück Kopf flog davon, der Mann stolperte und stürzte.

Doch dann packte ein anderer den Fahrer von

hinten. Es war Hal Chatfield, Rogers Nachbar, der Mann im blauen Bademantel.

»Nein!«, brüllte Roger.

Hal schleuderte den Fahrer auf die Straße, das Ding schoss aus seinem Mund und durchbohrte den Hals des Mannes.

Ein weiteres dieser Wesen trat ins Scheinwerferlicht. Nein, kein weiteres - es war der Mann, der den Kopfschuss abbekommen hatte. Aus seiner Verletzung sickerte etwas Weißes, lief seitlich über sein Gesicht. Er hielt sich am Auto fest, kam aber stetig näher.

Roger wollte weglaufen, doch er saß in der Falle. Auf der rechten Seite hinter Franco sah er nun einen Mann in einer braunen UPS-Uniform aus der Garage kommen. Über der Schulter trug er eine Schaufel, als wäre sie ein Baseballschläger und er ein Feldspieler, der sich gerade aufwärmte.

Der Mann mit dem Kopfschuss kroch um die offene Fahrertür herum, stieg auf den Vordersitz und sah Roger durch die Plastikscheibe an. Die rechte Seite seines Kopfes stand ab wie eine Stirnlocke aus Fleisch, weißer Schleim überzog

**Wange und Kinn.**

**Roger drehte sich gerade noch rechtzeitig zur Seite, um zu sehen, wie der UPS-Mann mit der Schaufel ausholte. Klirrend prallte sie von der Heckscheibe ab und hinterließ einen langen Kratzer auf dem verstärkten Glas. Das Licht der Straßenlaternen brach sich im Spinnwebmuster der Risse.**

**Dann hörte Roger ein Kratzen auf der Trennscheibe. Die Zunge des Kopfschuss-Mannes! Er versuchte, sie durch den Geldschlitz zu schieben. Und tatsächlich: Die fleischige Spitze schaffte es hindurch, spannte sich an, schien etwas zu wittern ...**

**Mit einem Schrei trat Roger wie besessen auf den Schlitz ein. Der Kopfschuss-Mann stieß ein unmenschliches, schrilles Kreischen aus, und die abgetrennte Spitze seiner ... was auch immer es war ... fiel auf Rogers Schoß. Er schlug das Ding weg, während auf der anderen Seite der Trennscheibe der Kopfschuss-Mann alles mit dem weißen Zeug vollspritzte.**

***Rums!* Ein weiterer Schaufelschlag krachte auf die Heckscheibe unmittelbar hinter Rogers**

Kopf. Das Glas bekam weitere Sprünge, bog sich durch, zerbrach aber immer noch nicht.

*Bang-bang-bang.* Tritte hinterließen Beulen im Wagendach.

Vier der Wesen auf dem Bordstein, drei auf der Straße, und von vorne kamen weitere angerannt. Und Roger sah den UPS-Mann ein weiteres Mal ausholen ...

Jetzt oder nie.

Er streckte die Hand nach dem Griff aus und trat die Tür zur Straßenseite mit aller Kraft auf. In diesem Moment zerschmetterte die Schaufel die Heckscheibe, die sich in einen Regen aus kleinen Glassplittern auflöste. Das Schaufelblatt verfehlte Rogers Kopf nur um Zentimeter, als er hinaus auf die Straße stürzte. Jemand - es war Hal Chatfield, dessen Augen rot glühten - packte seinen Arm, doch Roger streifte seine Anzugjacke ab wie eine Schlange, die sich ihrer Haut entledigt, und rannte die Straße hinauf. Er sah nicht zurück, bis er die nächste Ecke erreicht hatte.

Einige der Wesen folgten ihm in humpelndem Trott, andere bewegten sich deutlich schneller.

**Es waren alte Menschen und sogar Kinder darunter, seine Nachbarn und Freunde. Gesichter, die er vom Bahnhof wiedererkannte, von Geburtstagspartys, aus der Kirche.**

**Und alle waren sie hinter ihm her.**

## **Flatbush, Brooklyn**

**Eph drückte auf den Klingelknopf der Barbours. In der Straße war es still, aber die meisten anderen Häuser waren bewohnt, man konnte das Flackern von Fernsehern durch die Fenster sehen. Eph hatte eine Luma-Lampe in der Hand, und eine von Setrakians modifizierte Nagelpistolen hing an einem Gurt über seiner Schulter.**

**Nora stand mit ihrer eigenen Luma direkt hinter ihm. Setrakian bildete die Nachhut; der silberne Griff seines Stocks schimmerte im Mondlicht.**

**Eph klingelte noch einmal. Keine Antwort, was nicht weiter überraschend war. Also versuchte er auf gut Glück die Klinke. Die Tür ging auf.**

**Eph knipste das Licht an. Im Wohnzimmer**

wirkte alles völlig normal. Er sah Möbel mit Schonbezügen und kunstvoll drapierte Kissen. »Hallo?« Es war ein seltsames Gefühl, einfach so ein fremdes Haus zu betreten. Vorsichtig ging er über den Teppich. Wie ein Einbrecher. Oder ein Mörder. Eigentlich war er Arzt - doch das zu glauben wurde mit jeder Stunde schwieriger.

*Und wenn sie ihr Zeugnis vollendet haben, wird das Tier, das aus dem Abgrund heraufsteigt, Krieg mit ihnen führen und wird sie überwinden und sie töten ... Und ihre Leichname werden auf der Straße der großen Stadt liegen, die Sodom und Ägypten heißt ...*

Nora ging die Treppe hinauf, während Setrakian Eph in die Küche folgte. »Was können wir hier denn herausfinden?«, fragte er den alten Mann. »Sie haben doch gesagt, die Überlebenden seien lediglich ein Ablenkungsmanöver ... «

»Ich sagte, das sei der Zweck, den sie erfüllten. Was die wahren Absichten des Meisters, seinen *Plan*, betrifft, tapen wir noch im Dunkeln. Aber irgendwo müssen wir ja schließlich anfangen.

**Und diese Überlebenden aus dem Flugzeug sind unsere einzige Spur.«**

**In der Spüle lagen eine Schale und ein Löffel. Die Familienbibel, gespickt mit religiösen Blättern und Fotos, lag aufgeklappt auf dem Tisch. Eine Passage war mit zittriger, roter Tinte unterstrichen - Offenbarung, Kapitel 11, Verse 7 und 8:**

**Neben der Bibel lagen ein Kruzifix und eine kleine Glasflasche wie liturgische Instrumente auf einem Altar. Weihwasser, vermutete Eph.**

**Setrakian deutete auf die Gegenstände. »Nicht vernünftiger als Klebeband oder ein Antibiotikum. Und auch nicht wirksamer. «**

**Eph runzelte die Stirn. »Die Frau muss ihn versteckt haben. Warum hat sie keinen Arzt gerufen?«**

**»Die Wissenschaft hat im Laufe meines Lebens zahlreiche Fortschritte gemacht«, sagte Setrakian, während er mit seinem Stock die Wände abklopfte, »aber das Instrument, das einen klaren Einblick in eine Ehe ermöglicht, muss noch erfunden werden.«**

**Eph stellte fest, dass es hier keine weiteren**

**Türen zu öffnen gab. »Das Haus hat keinen Keller ... «**

**»Hierher! «, rief Nora plötzlich mit eindringlicher Stimme aus dem ersten Stock.**

**Ann-Marie Barbour hatte auf der Bettkante gesessen und war dann auf den Boden zwischen Bett und Nachttisch gefallen. Sie war tot. Zu ihren Füßen lag ein zerbrochener Wandspiegel. Sie hatte sich mit einer langen, säbelartigen Scherbe die Arterien des linken Arms aufgeschlitzt.**

**Das Öffnen der Pulsadern ist eine der ineffektivsten Selbstmordmethoden mit einer Erfolgsquote von unter fünf Prozent. Ein langsamer Tod aufgrund der Enge der Unterarmarterien und der Tatsache, dass man sich nur in eine Hand tief schneiden kann - sind die Nervenbahnen durchtrennt, ist die Hand zu nichts mehr zu gebrauchen. Außerdem ist die ganze Sache extrem schmerzhaft, weshalb nur hochdepressive oder geistesranke Menschen die nötige Willenskraft dazu aufbringen.**

**Ann-Marie hatte sehr tief geschnitten; die durchtrennte Arterie sowie die umliegende Haut**



hatten sich zurückgezogen und beide Knochen ihres Unterarms freigelegt. Von den gekrümmten Fingern baumelte ein blutgetränkter Schnürsenkel, an dem der kleine Schlüssel eines Vorhängeschlosses hing.

Das Blut war rot. Trotzdem zog Setrakian seinen Silberspiegel heraus und hielt ihn an ihr Gesicht. Das Bild war nicht verschwommen - Ann-Marie Barbour hatte sich nicht infiziert.

Langsam erhob sich Setrakian wieder. »Eigenartig«, murmelte er.

Eph sah, wie sich Ann-Maries Gesicht - auf dem ein Ausdruck verwirrter Erschöpfung lag - in den Glasscherben spiegelte. Dann blickte er sich im Schlafzimmer um und entdeckte in einem Zwillingsrahmen mit den Fotos eines Jungen und eines Mädchens einen Zettel. Er nahm ihn heraus, hielt einen Moment inne und öffnete ihn dann vorsichtig.

Die Handschrift war zittrig. Rote Tinte, genauso wie in der Bibel in der Küche. Die Punkte über den i's waren kleine Kringel, was der Schrift ein kindliches Aussehen verlieh. »>An meinen geliebten Benjamin und meine geliebte Haily<«,

las Eph vor.

»Nicht«, unterbrach ihn Nora. »Das ist nicht für uns bestimmt.«

Sie hatte Recht. Eph überflog den Brief dennoch auf der Suche nach irgendwelchen Hinweisen - »>Die Kinder sind bei der Schwester ihres Vaters in Jersey«< -, er übersprang den Rest bis zum letzten Absatz: »>Es tut mir so leid, Ansel. Diesen Schlüssel, den ich hier in meiner Hand halte, kann ich nicht benutzen. Ich weiß, dass Gott dich dazu verdammt hat, mich zu strafen. Wenn deine Seele durch meinen Tod geheilt werden kann, dann soll Er sie haben ... <«

Nora nahm den Schnürsenkel aus Ann-Maries leblosen Fingern. »Also ... wo ist er?«

In diesem Moment hörten sie ein Knurren. Es war bestialisch, jene Art von Kehllaut, der nur von einer Kreatur stammen kann, die über keine menschliche Stimme mehr verfügt. Es kam von draußen, aus dem Garten.

Eph sah aus dem Fenster. Auf den Schuppen.

Schweigend gingen sie hinaus und stellten sich vor die mit einer Kette gesicherte

**Schuppentür. Sie lauschten.**

**Von drinnen ertönte ein Scharren. Und leise, gurgelnde Laute.**

**Dann hämmerte etwas gegen die Tür. Drückte dagegen.**

**Spannte die Kette.**

**Nora hielt den Schlüssel in der Hand. Sie sah fragend zu den Männern - ob sich vielleicht einer freiwillig meldete -, trat dann vor, steckte den Schlüssel in das Vorhängeschloss und drehte ihn behutsam um. Das Schloss klickte, der Stahlbügel sprang auf.**

**Im Schuppen herrschte Stille. Setrakian und Eph gingen in Stellung, der alte Mann hatte das Silberschwert aus dem hölzernen Schaft gezogen. Nora löste die schwere Kette von dem Griff - und rechnete damit, dass die Tür in der nächsten Sekunde mit Wucht aufgestoßen würde.**

**Doch nichts dergleichen geschah. Nora zog das letzte Stück der Kette heraus und trat zurück. Sie und Eph schalteten ihre UV-C-Lampen an. Setrakian musste das Schwert mit beiden**

Händen halten, also holte Eph tief Luft und ... streckte die Hand aus, zog die Tür auf.

Im Inneren war es dunkel. Das einzige Fenster war verhängt, und die Tür öffnete sich nach außen, so dass nur wenig Licht von der Veranda des Hauses in den Schuppen drang.

Es dauerte einen atemlosen Moment, bis sie eine kauernde Gestalt ausmachten.

Setrakian trat einige Schritte vor und blieb kurz vor der geöffneten Tür stehen. Es sah aus, als wollte er dem Bewohner des Schuppens sein Silberschwert zeigen.

Das Wesen nahm Anlauf, sprang ... und wurde im letzten Moment von einer Kette zurückgerissen, die an seinem Hals befestigt war.

Jetzt konnten sie sein höhnisch grinsendes Gesicht sehen. Das Zahnfleisch war so weiß, dass es schien, als würden die Zähne bis zum Kiefer reichen. Die Lippen waren bleich vor Durst, und was von den Haaren noch übrig war, hatte sich an den Wurzeln weiß verfärbt. Die Kreatur kroch auf allen vieren auf dem Erdboden herum. Sie trug ein Würgehalsband,

**das sich tief ins Fleisch gegraben hatte.**

**»Ist das hier der Mann aus dem Flugzeug?«, fragte Setrakian.**

**Eph stand da und starrte den Dämon an, der Ansel Barbour verschlungen und zum Teil seine Gestalt angenommen hatte. »Er war es.«**

**»Jemand hat ihn eingefangen«, sagte Nora, »hier angekettet und eingesperrt.«**

**»Nein«, erwiderte Setrakian. »Er hat sich selbst in Fesseln gelegt.«**

**Da begriff Eph, warum die Ehefrau und die Kinder verschont geblieben waren.**

**»Zurück«, rief Setrakian. Genau in diesem Moment öffnete der Vampir seinen Mund, und der Stachel schoss heraus. Ohne mit der Wimper zu zucken, wick der alte Mann zur Seite und hob das Schwert. Der ekelhafte Auswuchs zog sich wieder zurück und hing dem Vampir über das Kinn wie der blinde, fleischfarbene Fühler einer Tiefseekreatur.**

**»Mein Gott«, stöhnte Eph.**

**Der Vampir war nun wie von Sinnen. Er richtete sich auf und zischte sie an. Bei diesem Anblick**

erinnerte sich Eph an Zacks Videokamera in seiner Tasche. Er reichte Nora die Nagelpistole.

»Was hast du vor?«, fragte sie.

Eph schaltete die Kamera ein und richtete das Objektiv auf die Kreatur. Dann nahm er die Luma-Lampe und bedrohte damit den Vampir. Das Wesen, das einmal Ansel Barbour gewesen war, wich zurück, der Stachel peitschte wütend aus seinem Mund. Eph ging näher heran und versetzte ihm einen leichten Hieb mit der Lampe. Das Licht fraß sich in die kranken Muskeln des Vampirs, der ein Schmerzensgeheul ausstieß und vornüberstolperte. Eph filmte weiter.

»Genug«, sagte Setrakian. »Befreien wir ihn von seinem Leid.«

Der Hals des Ungeheuers streckte sich vor Schmerz, und das war für Setrakian die Gelegenheit. Er wiederholte seinen Spruch über das von Silber singende Schwert und durchtrennte mit einem sauberen Hieb das Genick des Vampirs. Der Kopf rollte weg, die Augen blinzelten noch einige Male, der Stachel peitschte hin und her wie eine verwundete

**Schlange - und dann rührte sich nichts mehr. Aus Rumpf und Kopf ergoss sich ein weißer Ausfluss, der in der kühlen Nachtluft leicht dampfte. Die Blutwürmer glitschten in den Dreck wie Ratten, die das sinkende Schiff verlassen.**

**Nora hielt sich eine Hand vor den Mund, um einen Schrei zu ersticken.**

**Eph starrte angewidert ins Nichts, vergaß ganz, durch den Sucher der Kamera zu blicken.**

**Setrakian trat zurück und senkte das Schwert, von dessen Klinge weißes Blut auf das Gras tropfte. »Da hinten! An der Wand.«**

**Eph bemerkte ein Loch, das unter die Rückwand des Schuppens gegraben worden war.**

**»Irgendetwas war zusammen mit ihm hier drin«, sagte der alte Mann. »Und es ist nach draußen gekrochen, entwischt.«**

**Häuser säumten die Straße auf beiden Seiten. Es konnte in jedem davon verschwunden sein. »Aber vom Meister keine Spur«, sagte Eph.**

**Setrakian schüttelte den Kopf. »Nein, er ist**

nicht hier.

Vielleicht beim nächsten.«

Im Schein von Noras Lampe suchte Eph nach den Blutwürmern. »Sollen wir sie bestrahlen?«

» Es gibt einen sichereren Weg. Sehen Sie den roten Kanister im hinteren Regal?«

»Den Benzinkanister ?«

Setrakian nickte. Eph verstand. Er griff sich die Nagelpistole, zielte und drückte zweimal den Abzug. Auf diese Distanz traf sie absolut präzise. Benzin gluckerte aus dem durchlöcherten Kanister auf das Holzregal darunter und lief weiter auf die Erde.

Setrakian fischte ein Päckchen Streichhölzer aus seiner Manteltasche, öffnete sie und riss mit den knotigen Fingern

Rego Park Center, Queens

ein Hölzchen an, das im Dunkel der Nacht orangefarben aufleuchtete.

»Mr. Barbour ist erlöst«, sagte er.

Dann warf er das brennende Streichholz auf den Boden, und der Schuppen ging in Flammen auf.



**Matt Sayles war gerade mit einem langen Kleiderständer voller Zweiteiler für Jugendliche fertig, steckte das Barcode-Lesegerät ein und machte sich auf den Weg nach unten, wo er einen Happen essen wollte. Inventur nach Feierabend war gar nicht so übel. Als Sears-Filialleiter erhielt er für seine Überstunden einen ordentlichen Zeitausgleich, den er mit seiner normalen Wochenarbeitszeit verrechnen konnte, das Einkaufszentrum war geschlossen, was die drängelnden Menschenmengen außen vor ließ, und außerdem musste er keine Krawatte tragen.**

**Er nahm den Fahrstuhl hinunter zur Warenausgabe, wo die besten Getränke- und Snack-Automaten standen. Kurz darauf kaute er Geleebohnen in umgekehrter Reihenfolge seiner Lieblingssorten - Lakritz, Zitrone, Limone, Orange und Kirsch - und schlenderte durch die Schmuckabteilung im Erdgeschoss. Da hörte er draußen in der Ladenpassage ein Geräusch. Er ging zu dem breiten Stahlgitter und sah, wie drei Läden weiter einer der Wachmänner über den Boden robbte. Der Mann hielt sich mit der**

**Hand den Hals, als würde er gerade ersticken oder als wäre er schwer verletzt.**

**»Hey!«, rief Matt.**

**Der Wachmann bemerkte ihn und streckte hilfesuchend eine Hand aus. Matt kramte seinen Schlüsselbund hervor, steckte den längsten ins Schlüsselloch an der Wand, ließ das Gitter so weit hochfahren, dass er sich darunter hindurch ducken konnte, und lief zu dem Mann hinüber, ergriff seinen Arm und half ihm auf eine Bank neben dem Springbrunnen. Der Mann keuchte. Matt sah Blut auf seinem Hals, allerdings bei weitem nicht genug für eine richtige Stichwunde. Blutflecken bedeckten sein Uniformhemd, und in die Hose gemacht hatte sich der Bursche offenbar auch.**

**Matt kannte den Mann nur vom Sehen und erinnerte sich, dass er ein ziemlicher Idiot war. Ein muskelbepackter Bursche, der, die Daumen in den Gürtel gehakt, im Einkaufszentrum patrouillierte wie ein Südstaaten-Sheriff. Nun jedoch schien es, als wären seine Knochen aus Gummi, und er klammerte sich an Matts Arm fest, was einerseits schmerzte und andererseits**

**nicht besonders männlich wirkte.**

**Mehrfach fragte Matt, was denn passiert sei, doch der Kerl hyperventilierte und sah sich dauernd krampfhaft um. Dann hörte Matt eine Stimme. Es dauerte eine Weile, bis er begriff, dass sie aus dem Funkgerät des Wachmanns drang. Er griff danach.**

**»Hallo? Hier spricht Matt Sayles, Filialleiter von Sears.**

**Einer von euch Jungs ist hier im Erdgeschoss - er ist verletzt. Er blutet am Hals, und er ist ganz grau.«**

**»Ich bin sein Vorgesetzter«, sagte die Stimme am anderen Ende. »Was ist denn da los bei euch?«**

**Der Wachmann versuchte verzweifelt, etwas zu sagen, doch mehr als ein Krächzen bekam er aus seinem böse zugerichteten Hals nicht heraus.**

**»Offenbar wurde er angegriffen. Er hat Hämatome seitlich am Hals und eine offene Wunde. Er steht unter Schock. Sonst ist hier niemand zu sehen ... «**

»Ich komme durchs Treppenhaus runter«, sagte der Vorgesetzte. Matt hörte seine Schritte über das Funkgerät. »Was sagten Sie nochmal, wo Sie ... «

Stille. Matt wartete, dass er weitersprach, drückte dann die Ruftaste. »Hallo?« Er nahm den Finger weg und lauschte. Nichts. Noch einmal: »Hallo?«

In weniger als einer Sekunde wurde ein ganzer Schwall nicht identifizierbarer Geräusche übertragen. Danach ein gedämpfter Schrei.

Der Wachmann neben ihm kippte vornüber von der Bank und kroch auf allen vieren auf die Sears-Filiale zu. Matt stand auf, das Funkgerät noch in der Hand, und sah zur Tür hinüber, die zum Treppenhaus führte.

Er hörte Geräusche. Schritte auf der Treppe.

Dann ein vertrautes Surren. Er drehte sich um und sah, wie sich das stählerne Sicherheitsgitter schloss. Er hatte die Schlüssel in der Steuerung stecken lassen.

Der völlig verängstigte Wachmann schloss sich ein. »Hey - hey!«, brüllte Matt.

Doch noch bevor er losrennen konnte, spürte er, dass hinter ihm etwas war. Er sah, wie der Wachmann mit weit aufgerissenen Augen zurückwich und dabei einen Kleiderständer umwarf. Matt wirbelte herum und erblickte zwei Jugendliche in ausgebeulten Jeans und übergroßen Kapuzenpullovern, die aus dem Treppenhaus kamen. Offensichtlich standen sie unter Drogen. Junkies. Schlagartig wurde Matt bewusst, dass sie den Wachmann mit einer verschmutzten Nadel verletzt haben könnten. Er zog sein Portemonnaie aus der Tasche und warf es einem der beiden zu, doch der Junge machte keine Anstalten, es aufzufangen. Die Geldbörse prallte gegen seinen Bauch und fiel zu Boden.

Während die beiden immer näher kamen, wich Matt gegen das Ladengitter zurück.

### **Vestry Street, Tribeca**

Eph hielt auf der gegenüberliegenden Straßenseite vor Gabriel Bolivars Residenz, zwei miteinander verbundenen Häusern, an die über drei Stockwerke hinweg ein Gerüst

angebracht war. Sie liefen zur Tür. Sie war nicht nur verschlossen, sondern auch mit dicken, quer über den Rahmen genagelten Balken verbarrikadiert. Versiegelt.

Eph sah an der Fassade hinauf in den Nachthimmel. »Was soll dieses ganze Versteckspiel?« Er setzte einen Fuß auf das Gerüst und wollte daran hochklettern, doch Setrakian hielt ihn zurück.

Sie wurden vom Bürgersteig aus beobachtet. Mehrere Jugendliche standen dort im Dunkeln, blickten zu ihnen herüber.

Eph ging auf sie zu. Er zog den rückseitig versilberten Spiegel aus seiner Jackentasche und schnappte sich einen der Jugendlichen. Das Bild im Spiegel war nicht verschwommen ... Das Mädchen - es war nicht älter als fünfzehn, aufgetakelt im Grufti-Stil mit dunklem Augen-Make-up und schwarzem Lippenstift - riss sich los.

Dann kontrollierte Eph die anderen. Keiner von ihnen war infiziert.

»Die Fans schieben Nachtschicht«, sagte Nora.  
»Schwirrt ab«, knurrte Eph. Aber es waren New

**Yorker Kids - niemand hatte ihnen etwas zu sagen.**

**Setrakian betrachtete unterdessen Bolivars Haus. Die Frontfenster waren verdunkelt, doch er konnte nicht erkennen, ob sie verbarrikadiert oder wegen der Renovierung verhängt worden waren.**

**»Wir müssen das Gerüst raufklettern«, sagte Eph. »Und durch ein Fenster einsteigen.«**

**Setrakian schüttelte den Kopf. »Das wird nicht möglich sein, ohne dass jemand die Polizei ruft und Sie verhaftet werden. Nach Ihnen wird gefahndet, haben Sie das schon vergessen?« Er stützte sich auf den Gehstock. »Nein, wir haben keine andere Wahl, als zu warten. Lassen Sie uns in der Zwischenzeit etwas mehr über dieses Gebäude und seinen Besitzer in Erfahrung bringen. Es könnte nützlich sein, im Voraus zu wissen, was uns dort erwartet.«**

# ***Tageslicht***

## **Bushwick, Brooklyn**

**Vasiliy Fets erster Halt am nächsten Morgen war ein Haus in Bushwick, nicht weit von dort entfernt, wo er aufgewachsen war. Aus der ganzen Stadt trafen Anfragen nach Inspektionen ein. Die normale Wartezeit von zwei bis drei Wochen hatte sich locker verdoppelt, denn Vasiliy arbeitete immer noch den Rückstand des letzten Monats ab, und diesem Kunden hier hatte er fest versprochen, heute vorbeizukommen.**

**Er hielt hinter einem silbernen Mercury Sable und holte seine Ausrüstung aus dem Laderaum des Lieferwagens: die lange Stange aus gedrehtem Betonstahl und den großen Zauberkasten voller Fallen und Gifte. Das Erste, was er bemerkte, war das Wasser, das den Durchgang zwischen den beiden Reihenhäusern entlanglief; ein klares,**



langsameres Rinnsal, wie aus einer kaputten Leitung. Für die Nager nicht so appetitlich wie cremiges, braunes Abwasser, aber mehr als ausreichend, um eine ganze Rattenkolonie zu versorgen.

Ein Kellerfenster war zerbrochen und mit Lappen und alten Handtüchern zugestopft - entweder eine schlecht ausgeführte Eigenreparatur oder das Werk sogenannter »Mitternachtssklempner«, Kupferdiebe, die Leitungen herausrissen, um sie an Schrotthändler zu verkaufen.

Die Häuser gehörten inzwischen der Bank. Den ursprünglichen Besitzern war in der Hypothekenkrise die Finanzierung zusammengebrochen, und sie hatten sie durch Zwangsvollstreckung verloren. Vasilij war hier mit dem Vertreter der Hausverwaltung verabredet. Die Tür war unverschlossen. Er klopfte und trat ein.

»Hallo«, rief er, steckte den Kopf in den ersten Raum vor der Treppe und untersuchte die Sockelleisten auf Urin und Kot. Eine defekte, halb heruntergelassene Jalousie hing vor einem

der Fenster und warf einen schrägen Schatten auf den eingedellten Holzfußboden. Von dem Hausverwalter war weit und breit nichts zu sehen.

Vasiliy war in Eile und noch dazu nicht besonders gut gelaunt. Zusätzlich zu seinem Arbeitsrückstand hatte er vergangene Nacht verdammt schlecht geschlafen. Außerdem wollte er zurück zur Baustelle am World Trade Center, um dort mit einem der Verantwortlichen zu sprechen.

Auf einer der unteren Treppenstufen fand er ein metallenes Klemmbrett. Der Firmenname auf den angeklebten Visitenkarten passte zu dem auf Vasiliys Auftragsbeleg. »Hallo!«, rief er wieder, dann gab er es auf und beschloss, einfach alleine anzufangen.

Der Keller war dunkel dank des zugestopften Fensters, das ihm bereits von außen aufgefallen war, und der Strom war ohnehin schon lange abgestellt worden. Vasiliy bezweifelte, dass überhaupt noch eine Glühbirne in der Fassung steckte. Er klemmte seinen Handwagen in die Tür, damit sie nicht zufiel, und ging mit der

**Stahlstange in der Hand nach unten.**

**Die Kellertreppe knickte scharf nach links ab. Zuerst sah Vasiliy ein Paar Schuhe, dann Beine in einer Khakihose: Der Hausverwalter saß gegen die Steinwand gelehnt, in sich zusammengesunken wie ein Cracksüchtiger. Sein Kopf war zur Seite gekippt, die geöffneten Augen starrten wie benommen ins Nichts.**

**Vasiliy machte nicht den Fehler, gleich zu dem Mann hinunterzulaufen, dafür war er schon in zu vielen verlassenen Häusern in den übelsten Stadtteilen gewesen. Er wartete, bis sich seine Augen langsam an die Dunkelheit gewöhnten, und sah sich dann um. Abgesehen von zwei Stücken Kupferrohr, die auf dem Boden lagen, schien das hier ein ganz gewöhnlicher Keller zu sein.**

**Er erkannte den Sockel des Schornsteins, der mit einem Heizkessel verbunden war. Und vier dreckige Finger, die sich in den Mörtel des Sockels krallten ...**

**Jemand lauerte dort. Versteckte sich. Wartete auf ihn.**

**Er wollte gerade die Treppe wieder**

**hinaufgehen, um die Polizei zu verständigen, als das Licht von oben verschwand. Jemand hatte die Kellertür geschlossen. Jemand, der jetzt oben auf den Stufen stand.**

**Vasiliys erster Impuls war Flucht, doch dann raste er getreu dem Motto »Angriff ist die beste Verteidigung« die Stufen hinunter und direkt auf den Schornstein zu, wo der Besitzer der schmutzigen Hand kauerte. Mit einem furchterregenden Schrei ließ er die Stahlstange heruntersausen und zerschmetterte die Finger.**

**Es war ein Mädchen, noch keine zwanzig, gerade mal ein Teenie. Sie war vollkommen verdreckt. Blut klebte auf ihrer Brust und um den Mund. Das alles konnte Vasiliy im Halbdunkel eben noch erkennen, bevor sie hochschnellte, sich mit einer unheimlichen Geschwindigkeit auf ihn warf und ihn mit noch unheimlicherer Kraft brutal gegen die Wand schleuderte, obwohl sie nur halb so groß war wie er. Sie gab ein atemloses, wütendes Geräusch von sich, und als sie den Mund öffnete, glitschte eine abnorm lange Zunge heraus. Panisch riss Vasiliy den schweren**

Stiefel hoch, trat ihr vor die Brust und warf sie zu Boden.

Schritte kamen die Treppe herunter. Einen Kampf im Dunklen konnte er nicht gewinnen, also streckte er den Arm aus und stieß die Stange durch das zugestopfte Fenster, stocherte und zerrte an den Lumpen, bis sie herausfielen wie ein Stöpsel aus einem Abfluss. Doch statt Wasser ergoss sich nun Licht in den Raum.

Vasiliy wandte sich wieder dem Mädchen zu und sah, wie sich ihre Augen vor Angst weiteten. Sie lag vollständig in einem quadratischen Flecken Sonnenlicht. Ihrem Körper entwich ein qualvoller Schrei - dann fiel sie fast schlagartig in sich zusammen, verwandelte sich in einen Haufen dampfender Asche. Ungefähr so hatte er sich immer die Wirkung von radioaktiver Strahlung vorgestellt: Man wurde gegrillt und gleichzeitig pulverisiert.

*Entsetzen* war auch nicht annähernd das angemessene Wort für das, was Vasiliy in diesem Augenblick empfand. Er hatte völlig vergessen, dass sich noch jemand anders im

Raum befand - bis dieser Jemand ein gequältes Stöhnen von sich gab, vor dem Sonnenlicht zurückwich und auf die Treppe zurannte.

Vasiliy fing sich noch rechtzeitig, um seinerseits unter die Treppe zu laufen, die Stange mit voller Wucht durch eine Stufe zu rammen und den Fliehenden damit zum Stolpern zu bringen. Rücklings krachte der Mann auf den Kellerboden. Mit erhobener Stange trat Vasiliy unter der Treppe hervor. Der Mann öffnete den Mund, und Vasiliy sah, dass auch er keine Zunge mehr hatte, sondern etwas viel Furchtbareres ... Er knallte ihm die Stahlstange quer über das Gesicht. Der Schlag schleuderte den Mann herum. Blitzschnell packte Vasiliy den Kerl im Genick, so wie er gewöhnlich eine um sich beißende Ratte packte. So konnte er dieses Ding im Mund des Mannes von sich fernhalten. Sein Blick fiel auf den rechteckigen Flecken Licht, in dem noch der Staub des Mädchens wirbelte. Er spürte, wie sich der Mann aufbäumte, sich zu befreien versuchte. Er hieb ihm die Stange kräftig in die Kniekehlen und zwang ihn so vorwärts, auf das

**Licht zu.**

**Vasiliy Fet wollte dieses Schauspiel noch einmal sehen.**

**Diesen tödlichen Trick des Lichts. Mit einem Stiefeltritt in den Rücken schickte er den Kerl in die Sonne - und beobachtete, wie er zusammenbrach, von den Strahlen zerschnitten, zu einem rauchenden Aschehaufen wurde.**

### **South Ozone Park, Queens**

**Eldritch Palmers Limousine fuhr in ein Lagerhaus, das keine Meile von der alten Pferderennbahn Aqueduct Racetrack entfernt in einem von Unkraut überwucherten Industriegebiet stand. Palmer reiste in einer bescheidenen Autokolonne; seiner eigenen folgte eine zweite, leere Limousine, für den Fall, dass die erste mit einer Panne liegen blieb, und dann kam noch ein schwarzer Transporter, der im Grunde nichts anderes als ein privater Krankenwagen war, in dem sich sein Dialysegerät befand.**

Ein Tor an der Seite der Lagerhalle öffnete sich, ließ die Fahrzeuge hinein und schloss sich wieder. Vier Mitglieder der Stoneheart Society, einer Tochter seines mächtigen internationalen Investment-Konzerns, warteten darauf, Palmer begrüßen zu dürfen.

Mr. Fitzwilliam öffnete ihm die Tür, und begleitet von ehrfürchtigen Blicken stieg er aus - eine Audienz des Vorstands vorsitzenden war ein seltenes Privileg.

Ihre dunklen Anzüge waren dem seinen nachempfunden.

Für die Investoren seiner Firmengruppe war Palmer eine Art Messias, dessen Marktprognosen sie reich gemacht hatten; seine Society-Schüler hingegen - sie würden ihm bis in die Hölle folgen.

Palmer fühlte sich an diesem Tag einigermaßen kräftig und benötigte zum Stehen lediglich die Hilfe seines Mahagonistocks. Das Lagerhaus, das früher einer Kistenfabrik gehört hatte, stand normalerweise leer, die Stoneheart Group nutzte es nur gelegentlich, um Fahrzeuge unterzustellen.



Sein eigentlicher Wert lag in der altmodischen Verbrennungsanlage, die durch eine Tür von der Größe eines Backofens gespeist wurde.

Neben den Mitgliedern der Stoneheart Society stand ein Transportisolator.

»Irgendwelche Probleme?«, fragte Palmer.

»Keine, Sir«, erwiderten seine Untergebenen fast unisono.

Die beiden, die den Ärzten Goodweather und Martinez so ähnlich sahen, händigten Fitzwilliam die gefälschten CDC Legitimationspapiere aus.

Durch das transparente Isoliergehäuse sah Palmer die geschwächte Gestalt Jim Kents. Der Körper des nach Blut hungernden Vampirs war so runzlig wie eine aus fauliger Birkenrinde geschnitzte Figur eines Dämons. Den stark angeschwollenen schwarzen Hals ausgenommen, waren die Strukturen der Muskeln und das Kreislaufsystem unter der zersetzten Haut gut zu erkennen. Kents Augen waren weit aufgerissen und starrten aus den Höhlen seines ausgezehrtten Gesichts.

Palmer hatte Mitleid mit ihm. Er wusste, wie es war, wenn der Körper auf ständige Pflege

angewiesen ist, sich nach Medikamenten verzehrt, während die Seele leidet und der Geist ungeduldig wartet.

Er wusste, wie es war, von seinem Schöpfer betrogen zu werden.

Doch nun befand sich Eldritch Palmer an der Schwelle zur Erlösung. Im Gegensatz zu dieser armen Kreatur hatte er Freiheit und Unsterblichkeit unmittelbar vor Augen.

»Vernichtet ihn«, befahl er und trat einen Schritt zurück, während das Isoliergehäuse zur Tür der Verbrennungsanlage geschoben und Jim Kents Körper den Flammen übergeben wurde.

## **Pennsylvania Station**

Ihre Fahrt nach Westchester zu Joan Luss, einer weiteren Überlebenden des Fluges 753, wurde durch die Morgennachrichten obsolet. Die Ortschaft Bronxville war wegen eines »Gasaustritts« von der New York State Police und HAZMAT komplett abgeriegelt worden. Die

**Luftaufnahmen zeigten eine wie ausgestorben wirkende Stadt, die einzigen Autos auf den Straßen waren Streifenwagen. Der nächste Bericht begann mit Bildern von dem Gebäude der Gerichtsmedizin an der Ecke 30th Street und First Avenue, das gerade mit Brettern vernagelt wurde; offenbar waren noch weitere Menschen aus der Gegend verschwunden, und unter den Anwohnern hatte sich eine ziemliche Unruhe ausgebreitet.**

**Die Penn Station war der einzige Ort, der ihnen spontan einfiel, an dem es noch altmodische Münzfernsprecher gab. Kurz darauf stand Eph neben Nora und Setrakian vor einer Reihe von Telefonzellen, während die morgendlichen Pendler durch den Bahnhof strömten.**

**Er ging die aktuelle Anrufliste in Jim Kents Handy durch, suchte nach Direktor Barnes' Nummer. Jim schien täglich Hunderte von Leuten anzurufen. Schließlich fand er Barnes' Nummer und wählte sie auf der Festnetzleitung. Es klingelte. Barnes hob ab.**

**»Was soll das mit diesem angeblichen Gasaustritt, Everett?«, fragte Eph seinen Boss.**

**»Was glauben Sie, wie lange man Ihnen das noch abkaufen wird?«**

**»Ephraim, wo stecken Sie?«**

**»Waren Sie schon in Bronxville? Haben Sie's jetzt endlich mit eigenen Augen gesehen?«**

**»Ja, ich war dort. Aber wir können noch nicht genau sagen, was da los ist ... «**

**»Sie können nicht sagen, was da los ist? Nun machen Sie mal einen Punkt, Everett.«**

**»Heute Morgen hat man die dortige Polizeistation verlassen vorgefunden. Die ganze Stadt ist wie ausgestorben.«**

**»0 nein, die sind alle noch da, aber sie verstecken sich.**

**Fahren Sie mal nach Sonnenuntergang raus, dann ist Westchester County das verdammte Transsylvanien. Was Sie jetzt brauchen, Everett, sind Sondereinsatzkommandos. Soldaten, die von Haus zu Haus durch diese Stadt gehen, als wären sie in Bagdad. Das ist die einzige Möglichkeit.«**

**»Wir wollen auf gar keinen Fall, dass eine Panik ausbricht ... «**

»Die Panik ist doch schon längst ausgebrochen. Und das ist meiner Meinung nach auch eine durchaus angemessene Reaktion auf all das - jedenfalls angemessener, als weiter zu leugnen.«

»Aber die Frühwarnsysteme des New Yorker Gesundheitsamts melden keinerlei Indizien für eine Epidemie.«

»Diese Systeme registrieren nur die Aufnahmen in den Unfallambulanzen, Rettungseinsätze und Arzneimittelverkäufe. Nichts davon passt zu unserem Szenario. Ganz New York wird so enden wie Bronxville, wenn Sie nicht sofort etwas unternehmen.«

»Was haben Sie mit Jim Kent gemacht?«.

»Als ich nach ihm sehen wollte, war er nicht mehr da.« »Mir wurde berichtet, dass Sie etwas mit seinem Verschwinden zu tun hätten.«

»Was bin ich, Everett - ein Superheld? Kann ich überall gleichzeitig sein? Genau, ich bin das irre Genie, das hinter allem steckt. So wird's sein.«

»Ephraim, hören Sie doch ... «

»Nein, Sie hören mir zu! Ich bin Arzt - ein Arzt,

den Sie angestellt haben, damit er seine Arbeit  
m a c h t : Krankheitsausbrüche erkennen,  
Epidemien eindämmen. Genau das tue ich  
gerade, denn noch ist es nicht zu spät. Heute ist  
der vierte Tag nach der Landung des Flugzeugs  
und dem Beginn der Pandemie - und es gibt  
immer noch eine Chance, Everett. Wir können  
sie hier in New York City festhalten. Vampire  
können kein fließendes Gewässer überqueren.  
Also stellen wir die Insel unter Quarantäne,  
riegeln jede Brücke ab ... «

»Vampire? Was reden Sie da? Außerdem habe  
ich dazu keine Befugnis, und das wissen Sie  
genau.«

Ein Lautsprecher kündigte die Ankunft eines  
Zuges an. »Ich bin übrigens in der Penn Station,  
Everett. Sie können ruhig das FBI herschicken,  
wenn Sie wollen. Bis die hier eintrudeln, bin ich  
längst über alle Berge.«

»Ephraim, seien Sie doch vernünftig. Ich  
verspreche Ihnen eine faire Chance, mich von  
Ihrem Anliegen zu überzeugen, uns alle hier zu  
überzeugen. Wir müssen zusammenarbeiten.«

»Nein. Sie haben gerade selbst gesagt, dass

**Sie solche Befugnisse nicht besitzen. Diese Vampire - und genau darum handelt es sich hier, Everett - sind Viren in Menschengestalt, und sie werden sich durch diese Stadt fressen, bis keiner von uns mehr übrig ist. Quarantäne ist der absolut einzige Weg. Wenn ich in den Nachrichten sehe, dass Sie meinen Rat befolgt haben, dann denke ich vielleicht darüber nach, zurückzukommen und Ihnen zu helfen. Aber bis dahin, Everett viel Glück!«**

**Eph legte auf. Nora und Setrakian warteten darauf, dass er etwas sagte, doch ein weiterer Eintrag in Jims Anrufliste hatte sein Interesse geweckt. Alle Kontakte waren mit dem Nachnamen zuerst aufgeführt - alle bis auf einen. Eine Nummer hier in New York, die Jim in den vergangenen Tagen mehrere Male angerufen hatte. Eph nahm den Festnetz Hörer ab, wählte die Null und hangelte sich durch die automatischen Ansagen, bis er endlich einen Mitarbeiter aus Fleisch und Blut am anderen Ende der Leitung hatte. »Ja, können Sie mir bitte helfen. Ich habe hier eine Nummer auf meinem Display, kann mich aber nicht mehr**

erinnern, wem sie gehört. Nun möchte ich mir die Peinlichkeit ersparen, dort anzurufen. Die Nummer fängt mit 212 an, also nehme ich an, es handelt sich um einen Festnetzanschluss.« Er las die Nummer vor und hörte dann eine Tastatur klackern.

»Diese Nummer«, sagte der Operator, »gehört zu einem Anschluss in der sechundsiebzigsten Etage der Stoneheart Group. Soll ich Ihnen die Adresse des Gebäudes durchgeben?«

»J a, bitte.« Eph legte die Hand über den Hörer. »Warum sollte Jim jemanden von der Stoneheart Group anrufen?« Nora runzelte die Stirn. »Stoneheart? Meinst du diese Investment-Firma von dem alten Knacker?«

»Genau, dieser Finanz-Guru. Der zweitreichste Mann des Landes, glaube ich. Soundso Palmer.«

»Eldritch Palmer«, schaltete sich Setrakian ein. Auf dem Gesicht des alten Mannes lag ein Anflug von Bestürzung. »Was ist mit ihm?«, fragte Eph.

»Ihr Mitarbeiter, Jim Kent«, sagte Setrakian. »Er war nicht Ihr Freund.«

»Was meinen Sie damit?«, rief Nora empört.



**»Natürlich war er ... «**

**Eph hatte jetzt die Adresse. Er nahm Jims Handy, wählte die Nummer aus der Anrufliste und drückte auf VERBINDEN.**

**Es klingelte. Niemand hob ab. Kein Anrufbeantworter. Eph beendete die Verbindung und starrte auf das Display.**

**»Erinnerst du dich noch an die für die Isolierstation zuständige Ärztin?«, fragte Nora. »Sie sagte, sie hätte uns angerufen, nachdem die Überlebenden die Station verlassen hatten. Jim behauptete das Gegenteil- und später gestand er, dass er ein paar Anrufe verpasst hatte. So war das doch, oder?«**

**Eph nickte verwirrt und sah Setrakian an. »Was wissen Sie über diesen Palmer?«**

**»Vor vielen Jahren ist er zu mir gekommen, weil ich ihm helfen sollte, jemanden zu finden. Jemanden, den zu finden ich selbst ein sehr großes Interesse hatte.«**

**»Sardu«, sagte Nora.**

**»Ja. Palmer hatte die Mittel, ich das Wissen. Aber unsere Zusammenarbeit war bereits nach**

wenigen Monaten beendet. Ich begriff, dass wir aus zwei völlig verschiedenen Gründen nach Sardu suchten.«

»War er es, der Ihren akademischen Ruf ruiniert hat?« »Das habe ich immer vermutet, ja.«

Jims Handy fing an zu summen. Eph sah auf das Display.

Ein New Yorker Anschluss. Womöglich der Rückruf der Stoneheart Group unter einer anderen Nummer. Er nahm das Gespräch entgegen.

»Hallo, ist da die CDC?« »Wer sind Sie?«

Die tiefe Stimme klang aufgebracht. »Ich suche diesen Seuchen-Typen vom Canary-Projekt, der momentan bis zum Hals in der Scheiße steckt. Können Sie mich irgend wie zu ihm durchstellen?«

»Was wollen Sie von ihm?«

»Ich stehe hier vor einem Haus in Bushwick, gleich drüben in Brooklyn, und habe im Keller zwei       getoastete Sonnenfinsternisfanatiker. Jedenfalls konnten sie die Sonne auf den Tod

nicht ausstehen. Können Sie damit irgendetwas anfangen?

Eph spürte, wie sein Herz schneller schlug.  
»Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Fet. Vasiliy Fet. Ich bin bei der städtischen Schädlingsbekämpfung. Unter anderem arbeite ich an einem Pilotprojekt zur integrierten Schädlingskontrolle in Lower Manhattan, bei dem die CDC siebenhundertfünzigtausend Dollar zugesprochen hat. Daher hab ich auch diese Nummer ... Sie sind dieser Goodweather, hab ich Recht?«

Eph zögerte einen Moment. »Ja, der bin ich.«

»Dann könnte man wohl sagen, dass ich für Sie arbeite.

Mir fällt niemand ein, an den ich mich sonst wenden könnte. Die Anzeichen sind kaum zu übersehen.«

»Es geht aber nicht um die Sonnenfinsternis.«

»So schlau bin ich auch. Ich glaube, Sie sollten dringend mal herkommen. Ich hab hier was, das müssen Sie sich ansehen.«

## **Stoneheart Group, Manhattan**

**Sie trennten sich, damit jeder auf eigene Faust Nachforschungen anstellen konnte. Eph beschloss, sich die Stoneheart Group vorzunehmen.**

**Mit seinem CDC-Ausweis kam er mühelos durch die Sicherheitskontrolle am Haupteingang des riesigen Gebäudes in Midtown Manhattan. Auf der sechssundsiebzigsten Etage allerdings musste er die Aufzüge wechseln, um in die obersten zehn Stockwerke zu gelangen.**

**Zwei massige Bodyguards standen auf dem Firmenlogo aus Messing, das in den Fußboden eingelassen war, und versperrten ihm den Weg. Hinter ihnen schoben Möbelpacker auf Sackkarren große medizinische Geräte durch die Lobby.**

**Eph bat darum, Eldritch Palmer sprechen zu dürfen.**

**Der größere der beiden Bodyguards hätte beinahe gelacht.**

Sein Schulterhalfter wölbte sich auffällig unter der Jacke. »Mr. Palmer empfängt keine Besucher ohne vorherige Anmeldung.«

Eph erkannte einen der Apparate, die gerade demontiert und in Kisten verpackt wurden. Ein ziemlich teures Dialysegerät der Firma Fresenius, wie es üblicherweise nur in Krankenhäusern verwendet wurde. »Sie packen?« Er tat so, als würde er laut nachdenken. »Ein Umzug, wie? Verlassen Sie New York, solange es noch geht? Aber kommt

Mr. Palmer denn ohne seine künstliche Niere überhaupt zurecht?«

Die Bodyguards antworteten nicht, sahen sich nicht einmal um.

Da verstand Eph, was hier vor sich ging. Oder glaubte es zumindest.

Kurz darauf traf er sich wieder mit Nora und Setrakian vor Jims und Sylvias Wohnung an der Upper East Side.

»Es war Palmer, der den Meister nach Amerika gebracht hat«, sagte Setrakian. »Er ist bereit, alles zu riskieren - selbst die Zukunft der Menschheit -, um sein Ziel zu verwirklichen.«

»Und was ist sein Ziel?«, fragte Nora. »Eldritch Palmer will unsterblich werden.«

»Nicht, wenn wir es verhindern können«, sagte Eph. »Ich begrüße Ihre Entschlossenheit. Aber durch seinen Einfluss und Reichtum hat mein alter Bekannter jeden nur denkbaren Vorteil. Und jetzt geht es für ihn um alles oder nichts. Es gibt kein Zurück mehr. Er wird alles tun, was in seiner Macht steht.«

Eph widerstrebte es, über das nachzudenken, was Setrakian hier andeutete - am Ende würde er noch herausfinden, dass er einen aussichtslosen Kampf führte. Also konzentrierte er sich auf den nächsten Schritt, blendete alles andere aus. »Was haben Sie herausgefunden?«

»Mein kurzer Abstecher zur New York Historical Society war äußerst fruchtbar. Die Immobilie, die jetzt Gabriel Bolivar gehört, wurde während der Prohibition von einem Schwarzbrenner und Schmuggler völlig umgebaut. Das Haus wurde zigmal durchsucht, aber nie konnte dabei mehr als ein halber Liter illegaler Schnaps beschlagnahmt werden. Und zwar - wie man sich erzählte - aufgrund eines ausgedehnten

**Netzes von Tunneln und unterirdischen Brennereien. Einige dieser Tunnel wurden übrigens später für den Bau der U-Bahn erweitert.«**

**Eph sah Nora an. »Und bei dir?«**

**»So ziemlich das Gleiche. Ich kann noch ergänzen, dass Bolivar das Haus ausdrücklich deshalb haben wollte, weil es mal eine Schwarzbrennerbude war - und weil einer der Vorbesitzer angeblich ein Satanist war, der um die Jahrhundertwende auf dem Dach schwarze Messen abhielt. Bolivar lässt das Gebäude seit etwa einem Jahr renovieren und gleichzeitig mit dem Haus direkt daneben verbinden, wodurch einer der größten privaten Wohnsitze New Yorks entsteht. «**

**»Sehr gut. Warst du in der Bibliothek?«**

**»Nein.« Nora reichte Eph einige Ausdrucke, die das Hausinnere mit den in den 30er Jahren angelegten Geheimgängen zeigten. »Auf der Internetseite des *People Magazine*.«**

**Sie fuhren mit dem Aufzug zu Jims und Sylvias kleinem Apartment im achten Stock. Ganz wie es sich für eine Horoskopkolumnistin gehörte,**

**öffnete ihnen Sylvia in einem fließenden Leinenkleid die Tür. Sie hatte ihr Haar mit einem breiten Stirnband gebändigt. Als sie Nora sah, war sie überrascht, bei Ephs Anblick jedoch bekam sie einen regelrechten Schock. »Was macht ihr hier?«**

**Eph betrat die Wohnung. »Wir haben nur sehr wenig Zeit und ein paar äußerst wichtige Fragen, Sylvia. Was weißt du über Jim und die Stoneheart Group?«**

**Sylvia legte eine Hand auf ihre Brust und tat so, als hätte sie nicht richtig verstanden. »Über wen?«**

**In der Ecke entdeckte Eph einen Schreibtisch, auf dem gerade eine getigerte Katze ihr Nickerchen hielt. Er durchquerte den Raum und begann, die Schubladen des Tisches zu öffnen. »Hast du etwas dagegen, wenn wir einen kurzen Blick auf Jims Sachen werfen?«**

**»Nein«, erwiderte sie. »Nur zu. Wenn ihr glaubt, dass es euch irgend wie weiterhilft ... «**

**Setrakian blieb in der Tür stehen, während Eph und Nora den Inhalt des Schreibtisches durchsuchten.**



**»Kann ich euch irgendetwas anbieten?«, fragte Sylvia. »Was zu trinken?«**

**»Nein, danke.« Nora warf ihr ein kurzes Lächeln zu und widmete sich dann wieder Jims Unterlagen.**

**»Schön. Bin gleich wieder da.« Sylvia verschwand in der Küche.**

**Verwirrt trat Eph vom Schreibtisch zurück. Er wusste ja nicht einmal, wonach er überhaupt suchen sollte. Arbeitete Jim für Palmer? Aber weshalb? Ging es um Geld? Würde er sie für Geld verraten?**

**Er ging in die Küche, um Sylvia einige Fragen bezüglich ihrer finanziellen Situation zu stellen. Als er um die Ecke bog, hängte sie gerade den Hörer des Wandtelefons ein. Mit einem seltsamen Ausdruck im Gesicht wich sie vor ihm zurück.**

**»Wen hast du angerufen, Sylvia?«**

**Die anderen kamen nun ebenfalls in die Küche. Sylvia taumelte gegen die Wand, ließ sich auf einen Stuhl sinken. »Sylvia? Was ist hier los?«, fragte Eph.**

»Ihr könnt nicht gewinnen«, sagte sie ausdruckslos und mit einer gespenstischen Ruhe.

## Grundschule Nr. 69, Jackson Heights

Normalerweise schaltete Kelly im Unterricht ihr Handy aus, doch an diesem Tag lag es in Reichweite, gleich neben der Schreibtischunterlage. Matt war die ganze Nacht überfortgeblieben, was nicht ungewöhnlich war, wenn er Inventur machte; meistens lud er seine Leute anschließend zum Frühstück ein. Allerdings hatte er sonst immer angerufen. Sie hatte ein paarmal versucht, ihn zu erreichen, aber nur die Mailbox erwischt. Vielleicht hatte er kein Netz. Vergeblich versuchte sie, sich keine Sorgen zu machen.

Ungewöhnlich viele Kinder fehlten unentschuldigt.

Kelly bedauerte inzwischen, auf Matt gehört und die Stadt nicht verlassen zu haben. Falls er damit Zack in Gefahr gebracht hatte ...

**Das Display ihres Handys leuchtete auf, und sie sah das Symbol eines kleinen Briefumschlags. Eine SMS von Matts Handy:**

### **Komm nach Hause**

**Mehr nicht. Drei dürre Worte. Sofort rief sie ihn zurück. Es läutete, dann machte es abrupt *Klick*, als hätte er das Gespräch angenommen. Doch er sagte nichts.**

**»Matt? Matt?«**

**Ihre Viertklässler sahen sie verwundert an. Sie hatten noch nie erlebt, dass Mrs. Goodweather im Unterricht telefonierte.**

**Kelly rief zu Hause an, doch der Anschluss war besetzt.**

**War die VoiceMail kaputt?**

**Sie musste herausfinden, was passiert war. Charlotte nebenan konnte die Tür zum Klassenzimmer ja offen lassen und ein Auge auf ihre Schüler werfen. Kelly überlegte kurz, den Rest des Tages freizunehmen und Zack aus der Schule zu holen, was sie jedoch wieder verwarf. Nein, sie würde nur schnell nach Hause fahren,**

**um nach dem Rechten zu sehen. Dann konnte sie immer noch darüber nachdenken, was als Nächstes zu tun war.**

## **Bushwick, Brooklyn**

**Der Mann, der sie vor dem leer stehenden Haus empfing, füllte den Türrahmen fast vollständig aus. Der Schatten eines Dreitagebarts verdunkelte sein ausladendes Kinn. Er hatte eine Art Sack in der Hand - ein großer Kopfkissenbezug, in dem sich etwas ziemlich Schweres befand.**

**Nachdem sie sich vorgestellt hatten, griff der Mann in seine Brusttasche, entfaltete die abgegriffene Kopie eines Briefes mit dem offiziellen Siegel der CDC und reichte sie ihnen. »Sie wollten uns etwas zeigen?«, sagte Eph.**

**»Zwei Dinge. Zuerst mal das hier.« Vasiliy Fet öffnete die Kordel, die er um den Kissenbezug gebunden hatte, und kippte den Inhalt auf den Boden. Vier tote Ratten.**

**Eph machte einen Satz zurück, Nora schnappte**

nach Luft.

»Ich sag immer: Bring ihnen einen Sack voll Ratten, und du hast ihre volle Aufmerksamkeit.« Vasiliy nahm eines der Tiere am Schwanz und schwang es hin und her. »Sie kommen jetzt überall in der Stadt aus ihren Löchern. Sogar tagsüber. Irgendetwas treibt sie raus. In Europa kamen während der Pest die Ratten aus ihren Bauten und fielen auf der Straße tot um. Aber diese Ratten hier kommen nicht raus, um zu sterben. Die hier sind quicklebendig, verzweifelt und hungrig. Und eines weiß ich: Veränderungen im Lebensraum der Ratten sind schlechte Nachrichten für uns. Wenn Ratten die Panik kriegen, wird's Zeit, die Fliege zu machen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Setrakian nickte. »Allerdings.«

»Irgendwie habe ich da etwas nicht ganz mitgekriegt«, sagte Eph. »Was haben denn die Ratten zu tun mit ... «

»Sie sind ein Zeichen, wie Mr. Fet hier richtig festgestellt hat. Ein ökologisches Warnsignal. Dieser Mr. Stoker hat unglücklicherweise den Mythos in die Welt gesetzt, dass ein Vampir

seine Gestalt verändern, sich in ein nachtaktives Tier wie zum Beispiel eine Fledermaus oder einen Wolf verwandeln kann. Das ist Unsinn, aber es beruht auf einer Tatsache:

Bevor man Häuser mit Souterrains oder Kellern baute, nisteten die Vampire in Höhlen am Rande der Dörfer. Ihre Gegenwart verdrängte die anderen dort lebenden Kreaturen wie Wölfe und Fledermäuse, jagte sie hinaus, so dass sie die Dörfer überschwemmten - und ihr Auftauchen fiel immer mit der Ausbreitung von Krankheit und Verderben zusammen.«

Vasiliy räusperte sich. »Wissen Sie was? Während Ihres Vortrags habe ich jetzt zweimal das Wort *Vampir* gehört.« Setrakian sah ihn ruhig an. »Da haben Sie richtig gehört.« »Okay«, sagte Vasiliy schließlich nach einem langen, misstrauischen Blick in die Runde. »Dann lassen Sie mich Ihnen jetzt noch etwas zeigen.«

Er führte sie hinunter in den Keller, wo es fürchterlich stank, und zeigte ihnen das zu Staub zerfallene Fleisch und die pulverisierten

Knochen. Der rechteckige Flecken Sonnenlicht war weitergewandert und fiel nun auf die Wand. »Vorhin hat's genau hierhingeleuchtet, und die sind da reingerannt und wurden sofort gegrillt. Aber zuerst haben sie mich angegriffen, und zwar mit diesen ... *Dingern*, die aus ihrem Mund geschossen kamen. Die haben ihren Kopf nach hinten weggekippt und den Mund aufgemacht ... Das war so wie bei diesen Bonbondingern früher - diesen Dingern, die die Köpfe von *Star Wars*-Figuren hatten.«

»Ein PEZ-Spender«, sagte Nora.

»Genau. Man schnippt das Kinn hoch, und das Bonbon schießt aus dem Hals.«

Eph nickte. »Bis auf die Bonbons eine passende Beschreibung.«

Vasiliy blickte sie alle an. »Also, was geht hier vor?«

In aller Kürze erzählte Setrakian ihm von dem abtrünnigen Meister, der sich an Bord von Flug 7 5 3 geschmuggelt hatte, von dem verschwundenen Sarg, den Toten aus den Leichenschauhäusern, die zu ihren Verwandten zurückgekehrt waren, von der Stoneheart

**Group. Von Silber und Sonnenlicht und den Stacheln.**

**Vasiliy brauchte einen Moment, um das alles zu verdauen.**

**Schließlich sah er Eph an. »Wie sind Sie eigentlich Staatsfeind Nummer eins geworden?  
«**

**»Weil Schweigen ihre Waffe ist.«**

**»Scheiße. Dann wird's ja wohl höchste Zeit, dass mal einer ordentlich Krach schlägt.«**

**»Genau.«**

**Setrakian betrachtete die Lampe, die seitlich an Vasiliys Gürtel hing. »Darf ich Sie etwas fragen? In Ihrer Branche benutzt man doch Schwarzlicht, wenn ich mich nicht irre.« »Klar. Um die Urinspuren der Nager zu erkennen.« Vasiliy beäugte den alten Mann mit Weste und Anzug skeptisch. »Sie kennen sich mit Schädlingsbekämpfung aus?«**

**»Ich durfte gewisse Erfahrungen sammeln.« Setrakian ging zu dem Hausverwalter hinüber, der aus Angst vor dem Sonnenlicht in die hinterste Ecke des Kellers geflüchtet war und**



untersuchte ihn mit dem Silberspiegel. Dann wandte er sich wieder Vasiliy zu. »Sie scheinen mir ein Experte für Wesen zu sein, die sich in finsternen Höhlen verstecken. Für Kreaturen, die sich an der Bevölkerung schadlos halten. Ihre Aufgabe ist es, diese Schädlinge zu vertreiben, richtig?«

Vasiliy wirkte wie ein Mann in einem losfahrenden Schnellzug, der plötzlich bemerkt, dass er auf dem falschen Gleis eingestiegen ist. »Richtig.«

»Dann verraten Sie uns doch bitte eines: Wenn Vampire Schädlinge sind - eine Plage, die sich schnell über die ganze Stadt ausbreitet -, was würden Sie tun, um sie aufzuhalten?«

»Nun, von der Warte des Kammerjägers aus gesehen sind Gift und Fallen nur kurzfristige Lösungen. Das bringt genauso wenig, wie sie alle einzeln einzufangen. Die einzigen Ratten, die man üblicherweise zu Gesicht bekommt, sind die Schwachen und die Dummen. Die Cleveren wissen, wie man überlebt. Kontrolle und Beherrschung, das sind die entscheidenden Mittel. Man muss ihren

Lebensraum einschränken, ihr Ökosystem durcheinanderbringen. Ihnen das Nahrungsangebot entziehen, sie aushungern. So erreicht man die Wurzel der Epidemie und kann sie mit Stumpf und Stiel ausrotten.«

Setrakian sah Eph an und nickte langsam. »Der Meister.

Er ist die Wurzel allen Übels. Und jetzt, in diesem Augenblick, ist er irgendwo hier in Manhattan.« Der Blick des alten Mannes fiel wieder auf den Unglücklichen, der zusammengerollt auf dem Boden lag. Bei Einbruch der Nacht würde er bereits ein Vampir sein. »Treten Sie bitte zurück.« Setrakian zog das Schwert aus dem Gehstock, und mit einem beidhändig ausgeführten Hieb enthauptete er den Mann. Bedächtig wischte er dann die Klinge ab. »Hätten wir doch nur einen Anhaltspunkt, wo der Meister sein könnte. Sein Versteck wurde mit Sicherheit von langer Hand vorbereitet, ja vielleicht hat er es sich sogar selbst ausgesucht. Eine Zuflucht, seines Ranges würdig. Ein dunkler Ort, der einerseits Schutz bietet, andererseits leichten Zugang zur

**Menschenwelt an der Oberfläche gewährt.« Er wandte sich Vasiliy zu. »Haben Sie eine Ahnung, woher die Ratten kommen? Wo das Epizentrum dieser Massenpanik liegt?«**

**Vasiliy nickte, seine Augen starrten in die Ferne. »Ja, ich glaube, das weiß ich.«**

### **Church Street, Ecke Fulton**

**Im Licht des Sonnenuntergangs standen die beiden Epidemiologen, der Pfandleiher und der Kammerjäger auf der Aussichtsplattform am oberen Rand der Baustelle des World Trade Center.**

**Mit Hilfe von Vasiliys Dienstaussweis und einer kleinen Notlüge - Setrakian war in Wirklichkeit natürlich kein weltberühmter Fachmann für Nagetiere - gelangten sie in den U-Bahn-Schacht. Vasiliy führte sie zu den stillgelegten Gleisen, denen er zuvor gefolgt war. Der alte Mann stieg vorsichtig über die Schwellen und ertastete sich mit seinem Gehstock einen Weg durch das Kiesbett. Nora und Eph hatten Luma-Lampen dabei.**

»Sie sind nicht aus Russland«, stellte Setrakian nach einer Weile fest.

»Nein, nur mein Name und meine Eltern«, erwiderte Vasiliy.

»In Russland werden die Vampire *vurdalak* genannt. Ein weit verbreiteter Mythos besagt, dass man gegen sie immun wird, wenn man das Blut eines *vurdalak* mit Mehl vermischt, aus dem Brei Brot backt und verzehrt.«

»Und, hilft das?«

»So gut wie jede andere Volksmedizin. Also überhaupt nicht.« Setrakian achtete darauf, sich so weit wie möglich von der stromführenden Schiene entfernt zu halten. »Diese Stange da sieht recht praktisch aus.«

Vasiliy betrachtete die lange Stange aus Armierungsstahl in seiner Hand. »Ja, ziemlich grobes Teil. So wie ich. Und es leistet gute Arbeit. Auch so wie ich.«

Setrakian senkte die Stimme, um das Echo im Tunnel auf ein Minimum zu reduzieren. »Ich habe da noch einige weitere Instrumente, die Sie mindestens ebenso wirkungsvoll finden

werden.«

Vasiliy erblickte den Schlauch der Drainagepumpe, mit der die Maulwürfe gearbeitet hatten. Der Tunnel machte eine Biegung und verbreiterte sich. Vasiliy erkannte die Abzweigung sofort wieder. »Hier«, sagte er.

Sie blieben stehen und lauschten dem Tröpfeln des Wassers. Vasiliy suchte den Boden ab. »Ich hab beim letzten Mal Rattenpulver ausgestreut. Sehen Sie, hier.« In dem Pulver waren die Abdrücke von Schuhen und nackten Füßen zu sehen. »Mann, wer geht denn barfuß durch einen U-Bahn-Tunnel?«

Setrakian hob eine Hand. Durch den Tunnel drang ein fernes Stöhnen.

»Mein Gott!«, stieß Nora hervor.

»Schalten Sie Ihre Lampen ein«, flüsterte Setrakian.

Eph und Nora folgten der Anweisung. Die kräftigen UVC-Strahlen leuchteten den Tunnel aus und enthüllten einen irrwitzigen Farbenwirbel. Unzählige Flecken waren auf dem Boden, den Wänden und den Eisenpfosten zu erkennen.

**Vasiliy verzog das Gesicht. »Sind das ... «**

**»Exkremente, Mr. Fet. Diese Kreaturen entleeren sich, noch während sie fressen.«**

**Vasiliy sah sich verblüfft um. »Vampire haben wohl keinen besonderen Sinn für Hygiene.«**

**Setrakian wich zurück. Er hielt den Gehstock jetzt verkehrt herum, hatte die schimmernde Klinge einige Zentimeter aus der Scheide gezogen. »Wir müssen hier weg. Sofort.« Vasiliy lauschte den Geräuschen im Tunnel. »Da bin ich ganz Ihrer Meinung.«**

**Eph stieß mit dem Fuß gegen etwas, das er zunächst für eine Ratte hielt, und machte einen Satz zurück. Er richtete die Lampe auf den Boden und entdeckte dort einen Haufen Plastik.**

**Es waren Mobiltelefone, hundert oder mehr, achtlos weggeworfen.**

**»Hä? Da hat einer 'ne Ladung Handys entsorgt«, stellte Vasiliy fest.**

**Eph griff in den Haufen. Die ersten bei den Geräte waren tot. Beim dritten blinkte gerade noch der letzte Balken der Ladestandsanzeige. Ein kleines X am oberen Displayrand zeigte an,**

**dass es keinen Empfang hatte.**

**»Deshalb kann die Polizei die Handys der Vermissten nicht orten«, sagte Nora. »Die sind alle hier unten.«**

**»Und die Vampire vermutlich auch.« Eph warf die Handys wieder auf den Haufen zurück.**

**»Schnell«, drängte Setrakian, »bevor wir entdeckt werden.« Er führte den Rückzug aus dem Tunnel an. »Wir müssen uns vorbereiten.«**

# ***Der Bau***

## **Worth Street, Chinatown**

**Am Abend des vierten Tages fuhren sie an Ephs Wohnung vorbei; sie waren gerade auf dem Weg zu Setrakian, um sich angemessen auszurüsten. Da Eph nirgendwo Polizisten entdecken konnte, hielt er an. Natürlich ging er damit ein Risiko ein, aber er hatte seit Tagen dieselben Klamotten an. Außerdem würde der Zwischenstopp nicht länger als fünf Minuten dauern. Er deutete auf das Fenster seiner Wohnung im zweiten Stock, und sie vereinbarten, dass er die Jalousie herunterlassen würde, sobald er unbemerkt das Apartment betreten hatte.**

**Problemlos erreichte er den Hausflur und ging die Treppe hinauf. Seine Wohnungstür stand einen Spaltbreit offen. Er hielt inne und lauschte. Eine offene Tür - das war nicht gerade die Handschrift der Polizei.**



Er drückte die Tür langsam auf. »Kelly?« Keine Antwort. »Zack?« Die beiden waren die Einzigen außer ihm, die einen Schlüssel hatten.

Der faulige Geruch in der Wohnung beunruhigte ihn zunächst, doch dann fiel ihm ein, dass das chinesische Essen von dem Tag, als Zack bei ihm gewesen war, noch im Müll lag - es schien Jahre her zu sein. Er betrat die Küche, um nachzusehen, ob die Milch im Kühlschrank noch genießbar war ... und blieb wie angewurzelt stehen.

Es dauerte einen Moment, bis er begriff, was er da vor sich sah.

Zwei uniformierte Polizisten lagen auf dem Boden seiner Küche.

Irgendwo in der Wohnung setzte plötzlich ein tiefes Summen ein, das zu einer Art Schrei wurde, einem Chor aus Schmerz.

Die Wohnungstür knallte zu. Eph schnellte herum.

Vor der Tür standen zwei Männer. Zwei Vampire - was Eph sofort an ihrer Haltung und ihrer Blässe bemerkte.

Einer davon war Bolivar, einer der Überlebenden aus dem Flugzeug - er sah sehr tot, sehr gefährlich und sehr hungrig aus. Den anderen erkannte er nicht.

Doch dann spürte er noch eine wesentlich größere Gefahr im Raum. Denn diese beiden waren nicht der Ursprung des Summens. Eph schien eine Ewigkeit zu brauchen, um den Kopf in Richtung Wohnzimmer zu drehen, und doch dauerte es nur eine Sekunde.

Er sah ein riesenhaftes Wesen, das einen langen, dunklen Mantel mit Kapuze trug. Es reichte bis zur Decke der Wohnung, stand gebeugt da, blickte auf Eph herab.

Sein Gesicht ...

Eph schwindelte. Die übernatürliche Größe des Wesens ließ den Raum winzig erscheinen. *Er* fühlte sich winzig. Mit weichen Knien drehte er sich um, wollte zur Tür rennen.

Doch schon war das Wesen vor ihm, flankiert von den beiden anderen Vampiren. Sie versperrten den einzigen Fluchtweg.

Das Wesen kam näher, ragte drohend über ihm auf ... Und Eph fiel auf die Knie. Allein die

Gegenwart dieser riesigen Kreatur wirkte so lähmend, als wäre er zu Boden geschlagen worden.

*Hmmmmmmmmmm.*

Er spürte das Summen, so wie man bei einem Rockkonzert den Bass im Brustkorb spürt. Er schlug die Augen nieder, sah zu Boden. War gelähmt vor Angst. Alles, nur nicht dieses Gesicht ...

*Sieh mich an.*

Zuerst glaubte Eph, die Kreatur könne ihm allein mit der Kraft ihres Geistes die Luft abschnüren. Doch seine Atemnot war die Folge schieren Entsetzens. Seine Seele, so schien es ihm, stand in hellem Aufruhr.

Er hob ganz leicht den Blick und sah den Saum an der Robe des Meisters, dann die Hände am Ende der Ärmel. Sie waren nahezu farblos, ohne Fingernägel und grotesk groß. Der Mittelfinger war noch größer und noch dicker als die anderen und wie eine Kralle geformt.

Der Meister. Er war zu ihm gekommen. Er würde ihn verwandeln.

***Sieh mich an, Mensch.***

Eph hob den Kopf, als hätte man ihn am Kinn gepackt. Der Meister nahm die Kapuze ab. Sein Kopf war kahl und farblos, Augen und Lippen transparent wie fein gewebtes Leinen. Die Nase war nur noch ein winziger Höcker mit zwei schwarzen Löchern. Seine Kehle pulsierte in einer gierigen Imitation des Atemholens. Die Haut war fast durchsichtig und darunter ein Muster aus blutlosen Adern erkennbar die verschwommene Karte eines uralten, lange vergessenen Landes. Die Venen waren mit Blutwürmern gefüllt.

***Deine Zeit ist gekommen.***

Die Stimme breitete sich in Ephs Kopf aus wie eine Woge des Schreckens. Er spürte, wie seine Kraft schwand. Alles um ihn herum wurde blass, dunkel.

***Deine Frau gehört mir. Und bald auch dein Kind.***

Nun schwoll Ephs Kopf an vor Ekel und Zorn. Er erhob sich schwankend.

***Ich werde dir alles nehmen, was du hast.***

Mit einer blitzschnellen Bewegung griff der

**Meister zu.**

**Eph hatte das Gefühl, als würde sein betäubter Schädel in einen Schraubstock geklemmt. Dann verloren seine Füße den Bodenkontakt. Er ruderte mit den Armen und trat um sich. Der Meister hielt seinen Kopf wie einen Basketball, hob ihn zu sich hoch. Eph konnte die Blutwürmer sehen, die sich in seinen Augen schlängelten.**

***Ich bin die Dunkelheit.***

**Der Mund des Meisters war schwarz, der Rachen eine kahle Höhle, die direkt in die Hölle führte. Ephs Körper baumelte schlaff herab. Er glaubte, den Verstand zu verlieren. Dann drückte der Meister Ephs Kopf nach hinten, als wollte er eine Bierdose aufreißen.**

***I eh werde dich trinken.***

**Der Unterkiefer des Meisters zog sich zurück, die Zunge bog sich nach oben, und mit einem schnalzenden Geräusch trat sein riesiger Stachel hervor.**

**Eph brüllte, riss die Arme hoch, versuchte verzweifelt, den Stachel von seinem Hals fernzuhalten. Er schrie dem Meister in das**

**fürchterliche Gesicht.**

**Und dann ... drehte der Meister seinen gewaltigen Kopf eine winzige Idee zur Seite.**

**Seine Nasenflügel bebten, ein dämonisches Schnauben ertönte, und seine Augen funkelten Eph wütend an - wie konnte er es wagen, den Meister zu täuschen?**

***Du bist nicht allein.***

**Setrakian folgte Vasiliy die Treppe hinauf. Plötzlich umklammerte er das Geländer und sackte mit der Schulter gegen die Wand. Der Schmerz explodierte in seinem Schädel wie ein Aneurysma, und eine bösartige, blasphemische Stimme dröhnte in seinem Kopf wie eine Bombe, die in einem überfüllten Konzertsaal hochging.**

***Setrakian.***

**Vasiliy blieb stehen und drehte sich um, doch Setrakian winkte mit schmerzverzerrtem Gesicht ab. Er konnte nur noch flüstern. » Er ist hier.«**

**Nora eilte zu dem alten Mann, half ihm auf und zog ihn weiter in die Wohnung. Dort stürmte**

Vasiliy voran, rammte den ersten Vampir, der ihm begegnete, mit dem Kopf, wurde umklammert, stürzte, rollte sich ab, sprang blitzschnell wieder auf und ging vor seinem Gegner in Kampfstellung. Der Vampir hatte den Mund wie zu einem Grinsen geöffnet.

In diesem Moment erblickte Vasiliy das riesige Wesen auf der anderen Seite des Raums, das Eph in seinen Klauen hielt. Es war gewaltig. Atemberaubend.

Der Vampir griff an und trieb Vasiliy Richtung Küche. Nora kam hereingestürmt und schaffte es gerade noch, die UV-Lampe anzuschalten, als Bolivar sich auf sie stürzte. Angesichts des Lichts wich er mit einem atemlosen Schrei zurück. Dann sah auch Nora die gebeugte Gestalt des Meisters, sah Eph, der schlaff in den Fängen des Ungeheuers baumelte. »Eph!«

Mit gezogenem Schwert kam nun auch Setrakian hinzu.

Einen Moment erstarrte er, als er den Meister sah, den Giganten, den Dämon. Nach so vielen Jahren stand er ihm also erneut gegenüber ...

Setrakian schwang das Silberschwert, während

Nora Bolivar zum Eingang der Wohnung zurückdrängte. Sie hatten den Meister in die Enge getrieben. Eph in einem so kleinen Raum anzugreifen war ein schwerer Fehler gewesen.

Setrakians Herz klopfte heftig, als er die Schwertspitze auf den Meister richtete - und zustach.

Das Summen in der Wohnung dehnte sich mit einem Mal aus, weitete sich zu einem Höllenlärm in ihren Köpfen. Eine Stoßwelle, die den alten Mann für einen Augenblick lähmte.

Er meinte, ein hämisches Grinsen auf der Fratze des Meisters zu erkennen. Der riesige Vampir schleuderte den strampelnden Eph quer durch den Raum, so dass er gegen die Wand prallte und hart auf dem Boden landete. Mit seiner langen Krallenhand packte der Meister dann Bolivar und stürzte auf das Panoramafenster zu, das auf die Worth Street hinausführte.

Ein splitternder Knall erschütterte das Gebäude, als der Meister in einem Regen aus Glasscherben verschwand.

Setrakian lief dem plötzlichen Windstoß



entgegen, der durch den nun von scharfkantigen Scherben gesäumten Fensterrahmen strömte. Glassplitter regneten auf den Bürgersteig, glitzerten im Licht der Straßenlaterne.

Wie ein dunkler Wirbelwind überquerte der Meister die Straße und erklimmte das gegenüberliegende Gebäude. Bolivar im Schlepptau schwang er sich über die Brüstung und verschmolz mit der Nacht.

Setrakian ließ die Schultern hängen. Sie waren so nahe dran gewesen ...

*»Hey - könnte mir mal jemand helfen?«*

Der alte Mann drehte sich um. Vasiliy lag am Boden und wehrte sich gegen den verbliebenen Vampir, während Nora versuchte, das Wesen mit der Lampe kampfunfähig zu machen. Setrakian spürte eine neue Welle der Wut in sich aufbranden. Er ging hinüber, das Schwert seitlich von sich gestreckt.

Vasiliy sah ihn kommen und riss die Augen auf.  
*»Halt, Moment ... «*

Setrakian schlug zu, ließ die Klinge nur wenige Zentimeter von Vasiliys Händen entfernt durch

den Hals des Vampirs sausen. Mit einem Tritt beförderte er den enthaupteten Körper von Vasiliys Brust, bevor das weiße Blut auf dessen Haut gelangen konnte.

Sofort rannte Nora zu Eph, der zusammengekrümmt auf dem Boden lag. Seine Wange war aufgeschürft, die Augen geweitet und panisch.

Setrakian zog den Spiegel hervor und hielt ihn an Ephs Gesicht, konnte jedoch keine Veränderung feststellen. Nora richtete die UV-Lampe auf Ephs Hals, der ebenfalls unversehrt schien.

## **Kelton Street, Woodside, Queens**

Dann half sie ihm, sich aufzusetzen. Eph zuckte vor Schmerz zusammen, als sie seinen rechten Arm berührte. Vorsichtig strich ihre Hand über sein Kinn unter der aufgeschürften Wange. Sie hätte ihn so gerne umarmt, wollte ihm aber nicht noch weitere Schmerzen zufügen. »Was

**ist passiert?«, fragte sie.**

**»Er hat Kelly.«**

**Während Eph über die Brücke Richtung Queens jagte, benutzte er Jims Handy, um Kelly anzurufen.**

**Er wurde direkt mit der Mailbox verbunden. »Hi, hier spricht Kelly. Ich kann leider gerade nicht ans Telefon ... « Nachdem er aufgelegt hatte, tippte er Zacks Nummer ein.**

**Es klingelte - bis sich ebenfalls die Mailbox einschaltete.**

**Mit quietschenden Reifen bog er in die Kelton Street, legte vor Kellys Garten eine Vollbremsung hin und stieg aus dem Auto. Er sprang über den niedrigen Zaun und stürmte die Stufen hinauf, hämmerte gegen die Haustür und drückte gleichzeitig auf den Klingelknopf. Seinen Schlüssel hatte er in der Eile in seinem Apartment vergessen.**

**Er nahm Anlauf und rammte seine verletzte Schulter gegen die Tür. Dann versuchte er es noch einmal, was aber nur den Schmerz in seinem Arm verstärkte. Als er sich das dritte Mal gegen die Tür warf, splitterte der Rahmen,**

**und er fiel der Länge nach in den Flur.**

**Sofort rappelte er sich wieder auf und hastete die Treppe in den ersten Stock hinauf. Vor Zacks Tür blieb er stehen.**

**Das Zimmer des Jungen war leer. Unendlich leer.**

**Also wieder zurück nach unten, drei Stufen auf einmal.**

**Eph bemerkte Kellys Notfallkoffer neben der aufgebrochenen Haustür, sah weitere gepackte, aber noch nicht geschlossene Koffer. Sie hatte die Stadt nicht verlassen.**

***Mein Gott! Er hat die Wahrheit gesagt.***

**Die anderen hatten gerade die Tür erreicht, als Eph von hinten einen Schlag bekam. Jemand hatte sich auf ihn geworfen. Sofort setzte er sich zur Wehr, rollte sich mit dem Angreifer über den Boden, versuchte verzweifelt, ihn abzuschütteln.**

**Es war Matt Sayles. Eph sah seine toten Augen, spürte die Hitze des auf Hochtouren laufenden Stoffwechsels.**

**Die Kreatur fauchte ihn an. Eph rammte seinen**

Unterarm in Matts Hals, als der Vampir den Mund zu öffnen versuchte. Mit aller Kraft drückte er zu, um den Mechanismus zu blockieren, der für das Herausschleudern des Stachels verantwortlich war. Matt traten die Augen aus dem wie wild zitternden Kopf.

Eph sah, dass Setrakian hinter Matt das Schwert zog. »*Nein!*«, schrie er und trat Matt mit aller Kraft von sich.

Matt fauchte, rollte zur Seite und beobachtete, wie Eph sich aufrappelte. Dann erhob er sich ebenfalls und stand gebeugt vor ihm. Er zog äußerst merkwürdige Grimassen - ein frischgebackener Vampir, der sich an all die neuen Muskeln gewöhnte, dessen Zunge wie wild um seine Lippen leckte.

Eph sah sich nach einer Waffe um, fand jedoch nur einen Tennisschläger, der vor dem Schrank auf dem Boden lag. Er packte ihn mit beiden Händen und holte aus. Alle Wut auf diesen Mann - diesen Mann, der sich in das Haus und Bett seiner Frau gedrängt hatte, der seinem Sohn ein Vater sein wollte, der Eph ersetzen wollte - lag in dem Schlag auf Matts Unterkiefer. Eph wollte

das Grauen, das darin lauerte, einfach zerschmettern.

Matt hatte wie alle neu verwandelten Vampire Koordinationsschwierigkeiten, und so konnte ihm Eph mit sieben oder acht heftigen Geraden einige Zähne ausschlagen und ihn in die Knie zwingen. Doch dann schnellte Matts Hand vor, bekam Ephs Fußgelenk zu fassen und riss ihn von den Beinen. Eph trat dem Vampir ins Gesicht und schleuderte ihn zurück. Sein Blick fiel auf ein Tranchiermesser, das an einer Magnetleiste über der Küchenzeile hing.

Wut ist nie blind. Wut hat immer ein konkretes Ziel. Eph war, als blickte er von der falschen Seite durch ein Teleskop er sah nur noch das Messer ... und dann nur noch Matt.

Der Vampir stürzte sich auf ihn, doch Eph drängte ihn an die Wand. Als er an seinem Haar riss, um an den Hals zu gelangen, öffnete sich Matts Mund und der Stachel schnellte heraus, während sein Hals pulsierte und zuckte. *MesserMesserMesserMesser* ... Eph griff nach der Klinge und stach zu, mitten durch die Gurgel, so heftig, dass die Spitze in der Wand

hinter Matt stecken blieb. Eph zog sie wieder heraus, wobei er mehrere Halswirbel durchtrennte. Weiße Flüssigkeit spritzte hervor, der Körper des Vampirs erschlaffte, aber die Arme droschen weiter blindlings um sich. Eph stach so lange zu, bis er nur noch Matts Kopf in den Händen hielt, während der Rumpf auf den Boden rutschte.

Erst da kam er wieder zur Besinnung. Wie in Trance blickte er auf den Kopf in seiner Hand, den Stachel, der schlaff aus dem abgetrennten Hals hing, aber immer noch zuckte.

Dann bemerkte er, dass Nora und die anderen ihn von der Tür aus beobachteten. Er sah das weiße Blut die Wand hinunterlaufen, sah den enthaupteten Körper auf dem Boden.

Blutwürmer schlängelten sich über Matts Gesicht, glitten über die Wangen und die toten Augen in das dünne Haar und auf Ephs Finger zu.

Er ließ den Kopf fallen. Dumpf schlug er auf dem Boden auf und blieb dort liegen. Dann ließ er auch das Messer fallen, das geräuschlos in Matts Schoß landete. »Sie haben mir meinen

**Sohn genommen«, krächzte er.**

**Setrakian zog ihn beiseite, weg von dem Körper und dem verseuchten Vampirblut. Nora schaltete die UV-Lampe ein und bestrahlte damit Matts Leiche.**

**»Heilige Scheiße«, murmelte Vasiliy.**

**»Sie haben mir meinen Sohn genommen«, wiederholte Eph verzweifelt.**

**Das mörderische Getöse in seinen Ohren ebte ab, und er hörte das Geräusch eines Wagens, der vor dem Haus hielt. Eine Tür wurde geöffnet, leise Musik ertönte.**

**»Danke«, rief eine Stimme.**

**Seine Stimme!**

**Eph lief nach draußen und sah, wie Zack aus einem Minivan stieg und seinen Rucksack schulterte. Der Junge schaffte es gerade mal bis zur Gartentür, dann hatte Eph ihn schon in die Arme genommen.**

**»Dad?«**

**Eph untersuchte ihn gründlich, nahm den Kopf des Jungen in beide Hände, kontrollierte seine Augen und sein Gesicht.**



»Was machst du?«, fragte Zack entgeistert.  
»Wo bist du gewesen?«

»Bei Fred.« Zack versuchte, sich aus dem Griff seines Vaters zu lösen. »Mom ist nicht gekommen, da hat mich Freds Mutter mitgenommen.«

Eph ließ ihn los. *Kelly*.

Zack blickte an Eph vorbei zum Haus. »Was ist denn mit der Tür passiert?«

Der Junge machte ein paar Schritte darauf zu - dann tauchten Vasilij und Setrakian auf: ein großer, kräftiger Typ mit Arbeitsschuhen und Flanellhemd, das ihm aus der Hose hing, und ein alter Mann in Tweedanzug und mit Gehstock.

Zack sah seinen Vater an. Jetzt spürte er ebenfalls die Spannung, die in der Luft lag.

»Wo ist Mom?«, fragte er.

Knickerbocker Loans and Curios, I  
8th Street, Spanish Haderm

Zack saß an Setrakians Küchentisch und aß

Schokoladenkuchen, während Nora ihn über die Schule ausfragte, um ihn abzulenken.

Noch immer spürte Eph den Griff des Meisters um seinen Kopf. Er hatte sein Leben auf gewissen festen Annahmen aufgebaut. Jetzt war dieses Fundament verschwunden, und mit Schrecken begriff er, dass er überhaupt nichts mehr wusste.

Nora beobachtete ihn. Eph bemerkte, dass der Ausdruck auf seinem Gesicht ihr offenbar Angst machte.

Von nun an würde der Wahnsinn sein ständiger Begleiter sein.

Vorsichtig stieg er die zwei Stockwerke in den Keller, zu Setrakians Waffenarsenal hinab. Die UV-Alarmanlage um die Tür herum war ausgeschaltet. Der alte Mann war dabei, Vasilij seine »Ware« zu zeigen; der Kammerjäger bewunderte gerade eine modifizierte Nagelpistole, die einer Maschinenpistole ähnelte. Sie war orange und schwarz und hatte ein leicht angeschrägtes Nagelmagazin.

Setrakian kam zu Eph hinüber. »Haben Sie schon etwas gegessen? «

Eph schüttelte den Kopf. »Wie geht's Ihrem Jungen?«

»Er ist völlig verängstigt, aber er lässt sich nichts anmerken.«

Setrakian nickte. »Genau wie wir.«

»Sie sind diesem ... Meister schon einmal begegnet.«

»Ja.«

»Und Sie haben versucht, ihn zu töten.«

»Ja.«

»Sie sind gescheitert.«

Setrakian blinzelte so, als könnte er in die Vergangenheit sehen. »Ich war nicht gut genug vorbereitet. Das wird mir nicht noch einmal passieren.«

Vasiliy, der ein laternenartiges Objekt mit einem Dorn am Ende in den Händen hielt, sagte: »Wird's auch nicht. Nicht mit diesem Arsenal«

»Diese Dinge habe ich aus verschiedenen Gegenständen zusammengebaut, die mir angeboten wurden. Aber ich bin kein Bombenbastler.« Setrakian ballte seine

behandschuhten Klauen zu Fäusten. »Ich habe einen Silberschmied drüben in New Jersey, der die Spitzen und Nägel gießt.«

»Wie, die gibt's nicht so zu kaufen?«

Setrakian nahm dem Kammerjäger das schwere Objekt aus der Hand. Es bestand aus getöntem Kunststoff mit einem dicken Sockel für die Batterien und einem fünfzehn Zentimeter langen stählernen Dorn an der Unterseite. »Das hier könnte man als UV-Granate bezeichnen. Eine Waffe zum einmaligen Gebrauch, die ausschließlich Licht im UV-C-Wellenbereich ausstrahlt. Für Vampire absolut tödlich. Sie dient dazu, größere Räume zu säubern. Einmal gezündet, brennt sie sehr intensiv und sehr heiß, aber leider nicht besonders lange. Man sollte nicht danebenstehen, wenn sie hochgeht. Bei ihrer Temperatur und Strahlung könnte das ... nun, ein wenig ungemütlich werden.«

»Und was ist mit dieser Nagelpistole? «

»Die arbeitet mit Schießpulver. Es braucht ungefähr die Menge einer normalen Schrotpatrone, um den Nagel abzufeuern. Fünfzig Nägel pro Magazin, natürlich aus reinem

**Silber.«**

**»Natürlich«, sagte Vasiliy bewundernd und prüfte, ob der Gummigriff gut in der Hand lag.**

**Setrakian betrachtete die Messer an der Wand, die UVC-Lampen und Batterieladegeräte in den Regalen, die Silberklingen und die rückseitig versilberten Spiegel, die Waffenprototypen, Notizbücher und Skizzen. All das, was er in Jahrzehnten zusammengetragen hatte. Er hoffte nur, dass ihn die Angst nicht wieder in jenen kraftlosen jungen Mann verwandelte, der er einst gewesen war.**

**»Ich habe lange auf diesen Moment gewartet«, sagte er.**

**Dann ging er die Treppe hinauf, ließ die bei den allein.**

**Vasiliy zog die Nagelpistole aus dem Halter. »Wie haben Sie den alten Knaben gefunden?«**

**»Er hat mich gefunden.«**

**»Ich bin ja schon in verdammt vielen Kellern gewesen.**

**Aber wenn ich mich in dieser kleinen Werkstatt hier umsehe, dann denke ich: Hey, das hier ist**

mal ein Irrer, der tatsächlich einen Grund für seine Spinnereien hat.«

»Er ist nicht irre.«

»Ja? Hat er Ihnen das gezeigt?« Vasiliy ging zu dem gläsernen Gefäß hinüber, in dem sich das in Flüssigkeit konservierte Herz befand. »Der Typ hält sich das Herz eines Vampirs, den er gekillt hat, als Haustier. Das ist für mich schon ganz schön irre, Mann. Aber okay, ich würd' mich selbst ja auch nicht gerade als normal bezeichnen.« Er ging in die Hocke und sah in das Glas. »Na komm, Kleiner ... « Der Stachel schoss gegen die Glaswand. Vasiliy erhob sich und wandte sich Eph mit erstauntem Gesichtsausdruck zu. »Heute Morgen beim Aufstehen hätte ich mir nie träumen lassen, dass ich so was zu Gesicht bekomme.« Er zielte mit der Nagelpistole auf das Glas, ließ sie dann wieder sinken. Die Waffe hatte es ihm offensichtlich angetan. »Was dagegen, wenn ich mir die hier nehme?«

Eph schüttelte den Kopf. »Bedienen Sie sich.«

Eph ging wieder die Treppe hinauf - und hielt inne, als er Setrakian und Zack zusammen in der

Küche sah. Der alte Mann nahm gerade die Silberkette ab, an der die Schlüssel zur Kellerwerkstatt hingen, und legte sie dem Elfjährigen um den Hals. Dann klopfte er ihm auf die Schulter.

»Was haben Sie ihm gesagt?«, fragte Eph, als er mit Setrakian allein war.

»Dort unten sind Notizbücher und Aufzeichnungen, die für zukünftige Generationen aufbewahrt werden sollten. Sie könnten sich einmal als nützlich erweisen.«

»Haben Sie nicht vor, hierher zurückzukommen?«

»Ich versuche, alle Eventualitäten zu berücksichtigen, und treffe jede nur erdenkliche Vorsichtsmaßnahme. « Setrakian sah sich um, als wollte er sichergehen, dass sie auch allein waren. »Bitte verstehen Sie das. Der Meister verfügt über eine Kraft und Geschwindigkeit, die weit über das hinausgeht, wozu diese eher unbeholfenen, erst kürzlich verwandelten Vampire in der Lage sind. Er ist mächtiger, als wir es uns vorstellen können. Er weilt schon seit Jahrhunderten auf dieser Erde. Und

**dennoch ... «**

**»Und dennoch ist er nur ein Vampir.«**

**»Ja. Und Vampire können vernichtet werden. Das heißt, wenn es uns gelingt, ihn aufzuscheuchen. Ihn irgendwie in die Sonne zu treiben. Weshalb wir auf die Morgendämmerung warten müssen.«**

**»Wir sollten sofort losschlagen.« »Darauf wartet er nur.«**

**»Er hat meine Frau. Kelly ist nur aus einem einzigen Grund in Gefahr: meinetwegen.«**

**»Für Sie persönlich steht viel auf dem Spiel, das ist ein durchaus verständlicher Beweggrund. Aber Ihnen muss bewusst sein, dass er sie längst infiziert hat, wenn sie sich wirklich in seiner Gewalt befindet.«**

**Eph schüttelte den Kopf. »Niemals.«**

**»Ich sage das nicht, um Sie zu verärgern ... «  
»Niemals!«**

**Setrakian nickte bedächtig. Er wartete, bis Eph sich wieder beruhigt hatte.**

**»Wissen Sie, die Anonymen Alkoholiker haben viel für mich getan«, sagte Eph. »Aber trotzdem**



habe ich nie die Gelassenheit gefunden, die Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann.«

»Das geht mir genauso. Vielleicht hat uns dieser gemeinsame Charakterzug zusammengeführt. Unsere Ziele sind die gleichen. «

»Aber nur einer von uns beiden kann diesen Mistkerl erledigen. Und das werde ich sein.«

Ungeduldig hatte Nora darauf gewartet, endlich mit Eph sprechen zu können. Sie nahm ihn beiseite, nachdem er sich von Setrakian abgewandt hatte, und schob ihn in das gekachelte Badezimmer. »Tu's nicht«, sagte sie.

»Was soll ich nicht tun?«

»Mich das fragen, was du mich fragen willst.« Sie hatte einen flehenden Blick in den Augen. »Tu's nicht.«

»Aber ich ... «

»Ich habe eine gottverdammte Scheißangst, Eph. Aber ich habe es auch verdient, an deiner Seite zu kämpfen. Du *brauchst* mich.«

»Ja, das stimmt. Und zwar *hier*. Jemand muss

auf Zack aufpassen. Weitermachen, falls ... «  
Eph ließ den Satz unvollendet. »Das ist ziemlich  
viel verlangt, ich weiß.«

»Zuviel«

Eph konnte seinen Blick nicht von dem ihren  
lösen. »Ich muss sie finden.« »Ich weiß.«

»Ich möchte nur, dass du weißt, dass ..... «

»Da gibt's nichts zu erklären. Aber ..... ich  
bin froh, dass du es versuchst.«

Er zog sie in eine feste Umarmung. Noras  
Hände glitten über seinen Rücken, streichelten  
sein Haar. Sie löste sich von ihm, als wollte sie  
noch etwas sagen - doch stattdessen küsste sie  
ihn. Es war ein Abschiedskuss, mit dem sie  
gleichzeitig unmissverständlich auf seiner  
Rückkehr bestand.

Dann lösten sie sich voneinander. Er nickte ihr  
zu, um ihr zu zeigen, dass er sie verstanden  
hatte.

Da erst bemerkte er, dass Zack sie vom Flur  
aus schweigend beobachtete.

Bei dem Gedanken, seinen Jungen hierzu  
lassen, die vermeintliche Sicherheit der Welt an

**der Oberfläche aufzugeben, um sich einem Dämon entgegenzustellen, kam sich Eph wie ein Rabenvater vor. »Du bleibst bei Nora, okay? Wir reden über alles, wenn ich wieder da bin.«**

**»Wieder da von wo?«**

**Er drückte seinen Sohn an sich, umschlang ihn mit seinen Armen, als würde der Junge sonst in tausend Stücke zerspringen. In diesem Moment fasste Eph den Entschluss, den Kampf zu gewinnen. Er hatte zu viel zu verlieren.**

**Plötzlich hörten sie von draußen Schreie und wildes Gehupe. Sie stürzten zu den Fenstern. Vier oder fünf Blocks entfernt verstopften Autos die Kreuzung, und die Menschen auf der Straße fielen übereinander her. Ein Gebäude stand in Flammen, doch weit und breit war keine Feuerwehr in Sicht.**

**»Der Anfang vom Ende«, sagte Setrakian.**

## **Morningside Heights**

**Gus befand sich seit der vorherigen Nacht auf der Flucht. Wegen der Handschellen war es**

ziemlich problematisch, sich frei auf den Straßen zu bewegen. Das alte Hemd, das er gefunden und sich um die Unterarme gewickelt hatte, war keine wirklich überzeugende Tarnung. Er schlich sich durch den Hinterausgang in ein Kino und schlief im Dunkeln des Vorführraums. Später fiel ihm eine Werkstatt drüben auf der West Side ein, in der gestohlene Fahrzeuge ausgeschlachtet wurden, und er verbrachte eine nicht unerhebliche Zeit damit, dorthin zu gelangen - nur um festzustellen, dass sie verlassen war. Nicht aufgegeben, einfach nur verlassen. Er wühlte sich durch die Werkzeuge, suchte nach irgendetwas, womit er sich von den Handschellen befreien konnte, versuchte es sogar mit einer elektrischen Stichsäge, wobei er sich um ein Haar die Handgelenke aufgeschnitten hätte. Schließlich zog er verärgert von dannen.

Auf der Straße war kaum etwas los. Gus wusste, was hier passieren würde. Die Sonne ging unter, die Zeit wurde knapp.

Es war ziemlich riskant, nach Hause

zurückzukehren, aber er hatte den ganzen Tag über kaum Bullen gesehen und machte sich große Sorgen um seine *madre*. Vorsichtig schlich er sich ins Haus, versuchte, dabei so unauffällig wie möglich zu wirken, und nahm die acht Stockwerke in Angriff. Oben angekommen, durchquerte er den Flur. Niemand zu sehen. Er horchte an der Wohnungstür. Wie immer lief der Fernseher.

Da die Klingel nicht funktionierte, klopfte er und trat so fest gegen die Metallplatte unten an der Tür, dass diese erzitterte und die billigen Wände wackelten. »Crispin.« Wo war nur dieser Drecksack von Bruder? »Crispin, du arschloch! Mach die Scheißtür auf.«

Gus hörte, wie die Kette abgenommen und der Bolzen zurückgeschoben wurde, doch die Tür blieb geschlossen. Er wickelte die Hände aus dem Hemd und drehte am Knauf.

Crispin stand in der Ecke neben dem Sofa, auf dem er schlief, wenn er zu Besuch war. Die Vorhänge waren ausnahmslos zugezogen, und die Kühlschranktür in der Küche stand offen.

»Wo ist Mama?«

**Crispin antwortete nicht.**

**»Bescheuerter Junkie.« Gus schloss den Kühlschrank. Die Lebensmittel darin waren aufgetaut, und der Fußboden stand unter Wasser. »Ist sie im Schlafzimmer?«**

**Crispin antwortete nicht, starrte einfach nur vor sich hin. Langsam dämmerte es Gus. Er sah sich Crispin genauer an, sah die schwarzen Augen, den abwesenden Gesichtsausdruck.**

**Gus trat ans Fenster und zog die Vorhänge zurück. Es war Nacht geworden. Rauch lag in der Luft. Irgendwo da unten brannte es.**

**Dann, als er sich wieder zu Crispin umdrehte, stürzte dieser wie ein Wolf heulend auf ihn zu. Gus konnte gerade noch die Arme hochreißen und sie unterhalb des Kinns gegen den Hals seines Bruders rammen, damit er den Scheißstachel nicht ausfahren konnte.**

**Mit bei den Händen umklammerte er Crispins Hinterkopf und zwang ihn zu Boden. Die Augen seines Vampirbruders traten aus den Höhlen, und der Unterkiefer zuckte, als er versuchte, den Mund zu öffnen. Gus hielt ihn im Würgegriff, wollte ihn erdrosseln, aber nachdem einige Zeit**

**vergangen war und Crispin immer noch um sich trat und nicht ohnmächtig werden wollte, fiel ihm ein, dass Vampire nicht zu atmen brauchten und man sie daher auch nicht erwürgen konnte.**

**Also zog er ihn am Hals hoch. Die letzten Jahre war Crispin nichts weiter als ein Klotz am Bein seiner Mutter gewesen und Gus mächtig auf die Nerven gegangen. Jetzt war er ein Vampir - der Bruder war verschwunden, das Arschloch aber immer noch da. Und so waren es auch Rachegelüste, die Gus dazu trieben, Crispin mit dem Kopf voran in einen Spiegel an der Wand zu stoßen. Dann zwang er ihn in die Knie, warf ihn auf den Teppich und griff sich die größte Glasscherbe, die er finden konnte. Crispin hatte sich kaum wieder aufgerappelt, als Gus ihm die Spitze ins Genick rammte. Sie durchtrennte die Wirbelsäule und spannte die Haut am Hals, ohne sie aufzureißen. Gus bewegte die Scherbe hin und her, achtete jedoch nicht auf die scharfen Kanten und schnitt sich in die Handballen. Ein stechender Schmerz - aber Gus hörte nicht eher auf, bis er seinem Bruder den Kopf vom Rumpf gesäubert hatte.**

Er taumelte zurück und sah auf die blutigen Schnitte in seinen Handflächen. Er durfte auf keinen Fall zulassen, dass die Würmer, die sich aus Crispins weißem Blut schlängelten, in seinen Körper drangen. Sie waren auf dem Teppich kaum zu erkennen, also hielt er ausreichend Abstand. Er blickte auf seinen zerstückelten Bruder herab, und ihm wurde leicht übel angesichts der Schweinerei, die er angerichtet hatte. Sonst empfand er nichts. Sein Bruder war für ihn schon lange tot gewesen.

Er wusch sich in der Küche die Hände. Die Schnitte waren lang, aber nicht tief. Er benutzte ein Geschirrtuch, um die Blutung zu stoppen, dann ging er ins Schlafzimmer seiner Mutter.

»Mama?«

Seine einzige Hoffnung war, dass sie nicht zu Hause war.

Ihr Bett war leer und gemacht. Er wollte gerade wieder gehen, da überlegte er es sich noch einmal und sah unter dem Bett nach. Nichts. Nur die Schachteln mit ihren Pullovern und die Hanteln, die sie sich vor zehn Jahren gekauft hatte.



Auf dem Weg zurück in die Küche hörte er vom Schrank her ein Rascheln. Er hielt inne und lauschte konzentriert, dann ging er zur Schranktür und zog sie auf. Sämtliche Kleider seiner Mutter waren von der Stange gerissen und lagen in einem Haufen auf dem Boden.

Und der Haufen bewegte sich. Als Gus ein altes gelbes Kleid mit Schulterpolstern zur Seite zog, glotzte ihn das bleiche, schwarzäugige Gesicht seiner *madre* an.

Langsam schloss er die Schranktür. Ihm war zum Heulen zumute, aber es kamen keine Tränen. Nur ein Seufzen löste sich aus seiner Kehle, ein leises, tiefes Wimmern. Dann wandte er sich ab und suchte im Schlafzimmer nach einer Waffe, mit der er seiner Mutter den Kopf abtrennen konnte ...

... und begriff mit einem Mal, was aus der Welt geworden war. Er ging wieder zur Schranktür und lehnte seine Stirn dagegen.

»Es tut mir so leid, Mama«, flüsterte er. »*La sienta*. Ich hätte hier sein sollen. Ich hätte hier bei dir sein sollen ... «

Benommen ging er in sein eigenes Zimmer.

**Wegen der verdammten Handschellen konnte er nicht einmal das Hemd wechseln. Er stopfte ein paar Klamotten in eine Papiertüte und klemmte sie sich unter den Arm.**

**Plötzlich erinnerte er sich an den alten Mann. Das Pfandhaus in der 118th Street. Er würde ihm seine Hilfe anbieten. Gemeinsam mit ihm gegen diese Kreaturen kämpfen ...**

**Er verließ die Wohnung und trat hinaus auf den Flur.**

**Am Ende des Korridors vor dem Fahrstuhl standen einige Leute. Gus senkte den Kopf, als er auf sie zuging - er wollte auf keinen Fall von irgendwelchen Nachbarn erkannt werden.**

**Da fiel ihm auf, dass sie weder redeten noch sich bewegten. Die drei hatten sich ihm zugewandt. Er blieb abrupt stehen, als er ihre dunklen, hohlen Augen sah. Vampire.**

**Und dann drosch er auch schon mit seinen gefesselten Händen auf sie ein, schleuderte sie gegen die Wände, zerschmetterte ihre Gesichter, trat auf sie ein, sobald sie am Boden lagen. Keiner von ihnen hatte die Chance, seinen Stachel auszufahren. Er zertrümmerte**

ihre Schädel unter den Absätzen seiner schweren Stiefel, dann rannte er zum Fahrstuhl, dessen Türen sich hinter ihm schlossen.

Im Aufzug atmete er tief durch und zählte die Stockwerke.

Die Papiertüte war beim Kampf aufgerissen, seine Klamotten lagen nun oben im Flur verstreut. Na, wenn's sonst nichts war ...

Er erreichte das Erdgeschoss, und als die Fahrstuhltüren mit einem *Ping* aufglitten, stand er kampfbereit da.

Die Eingangshalle war leer. Draußen flackerte gelb-oranges Licht, und man hörte Schreie und wildes Heulen. Gus ging hinaus auf die Straße, sah die Flammen, die bereits auf die Nachbarhäuser übergriffen, und die Menschen, die mit Holzbohlen und anderen improvisierten Waffen in den Händen die Straße hinunter auf das Feuer zuliefen.

In der anderen Richtung sah er ganz in der Nähe eine Gruppe von sechs Personen. Plötzlich rannte ein einzelner Mann an Gus vorbei. »Überall nur Irre, Mann!«, rief er noch. Sofort fiel die Sechsergruppe über ihn her. Für

ungeübte Augen war es ein stinknormaler Straßenraub, doch Gus sah im orangefarbenen Licht der Flammen einen Stachel aus einem Mund schießen. Die Vampire griffen bereits auf offener Straße an.

Während er die gespenstische Szene beobachtete, kam ein schwarzer Geländewagen mit grellen Halogenscheinwerfern in hohem Tempo aus dem Rauch geschossen. Die Bullen! Gus drehte sich um, rannte im Scheinwerferlicht seinem eigenen Schatten hinterher - und der Sechsergruppe direkt in die Arme. Ohne zu zögern gingen sie auf ihn los. Ihre schwarzen Augen und bleichen Gesichter wurden von den Scheinwerfern hell erleuchtet. Gus stürmte auf die fauchenden Vampire zu, schwang die Fäuste, wollte ihnen keine Chance geben, den Mund zu öffnen. Einer von ihnen hakte den Arm in Gus' Handschellen, wirbelte ihn herum und riss ihn zu Boden. Sekunden später war die Herde über ihm und kämpfte darum, wer ihn aussaugen durfte.

*Wapp!* Einer der Vampire stieß einen quiekenden Laut aus. *Klatsch!* Der Kopf eines

weiteren löste sich in Luft auf. Und der, der direkt auf ihm hockte, wurde plötzlich zur Seite geschleudert. Gus rollte blitzschnell herum und rappelte sich auf.

Das waren nicht die Bullen, die da aus dem Geländewagen ausgestiegen waren, sondern Männer in schwarzen Kapuzenshirts, schwarzen Kampfhosen und schwarzen Stiefeln. Sie feuerten aus kleinen Armbrüsten, die Pistolengriffe hatten, und größeren mit hölzernen Gewehrkolben. Gus sah, wie einer der Kerle einen Vampir ins Visier nahm und einen Bolzen in dessen Hals versenkte. Noch bevor der Vampir Zeit hatte, die Hände hochzureißen, explodierte das Geschoss, zerfetzte seine Kehle und riss ihm den Kopf ab.

Die Bolzen besaßen Silberspitzen und enthielten eine Sprengladung.

**Vampirjäger!**

Gus starrte die Typen entgeistert an. Weitere Vampire kamen aus den Hauseingängen gestürmt, aber die Kerle trafen ihre Ziele selbst auf fünfundzwanzig bis dreißig Meter haargenau.

Dann ging einer der Jäger auf den am Boden kauernenden Gus zu. Offenbar verwechselte er ihn mit einem Vampir, aber ehe Gus etwas sagen konnte, hatte der Jäger schon einen Fuß auf seinen Arm gestellt. Er lud die Armbrust und zielte auf das Verbindungsglied der Handschellen. Ein Silberbolzen sprengte den Stahl und grub sich in den Asphalt. Gus zuckte zusammen, doch dieser Bolzen enthielt keine Sprengladung. Er war frei. Der Jäger zog ihn mit erstaunlicher Kraft auf die Beine.

»Scheiße, Mann!« Gus war überglücklich.  
»Kann ich bei euch mitmachen?«

Sein Retter hielt inne, irgendetwas schien ihn abzulenken.

Gus spähte in den Schatten unter der Kapuze. Das Gesicht des Kerls war so weiß wie Eierschale, die Augen schwarzrot, von den Ohren fehlte jede Spur.

Der Jäger starrte auf die blutigen Schnitte in Gus' Handflächen.

Gus kannte diesen Blick. Er hatte ihn gerade erst in den Augen seines Bruders und seiner Mutter gesehen.

**Verzweifelt versuchte er, sich zu befreien, aber der Griff um seinen Arm war stahlhart. Die Kreatur öffnete den Mund und ließ den Stachel hervorzucken.**

**In diesem Moment kam ein anderer Jäger und hielt dem ersten die Armbrust an den Hals. Der Vampir fauchte die Waffe seines Bruders an und zog sich zurück. Gus wurde**

### **Baustelle World Trade Center**

**hochgehoben, zum schwarzen Geländewagen getragen und auf die hintere Sitzreihe geworfen.**

**Der Rest der verummten Vampire stieg ebenfalls in den Wagen, der sofort losfuhr und mitten auf der Straße wendete. Gus war der einzige Mensch in diesem Fahrzeug. Was hatten sie nur mit ihm vor?**

**Ein Hieb gegen die Schläfe setzte ihn außer Gefecht.**

**Der Geländewagen raste die Straße hinunter, durchbrach den Rauch des Feuers wie ein Flugzeug die Wolken, schoss mit kreischenden Reifen an dem entstehenden Aufruhr vorbei, bog um die nächste Ecke und fuhr weiter**

**Richtung Norden.**

**Das sieben Stockwerke tiefe Fundament des eingestürzten World Trade Center war noch wenige Minuten vor Sonnenaufgang taghell erleuchtet. Dennoch lag Stille über der Baustelle, die großen Maschinen schwiegen. Die Arbeiten, die seit Einsturz der Zwillingtürme rund um die Uhr und ohne größere Unterbrechung andauert hatten, waren völlig zum Erliegen gekommen.**

**» Warum gerade hier?«, fragte Eph.**

**»Er hat diesen Ort instinktiv gewählt«, erklärte Setrakian. »So wie ein Maulwurf seinen Bau in die toten Wurzeln eines gefällten Baumes gräbt. Wundbrand bildet sich nur in einer Wunde. Er wird von Elend und Schmerz förmlich angezogen.«**

**Eph, Setrakian und Vasiliy saßen auf der Rückbank von Vasiliys Lieferwagen, der Churchland Ecke Cortland parkte. Setrakian hatte das Nachtsichtgerät am Fenster der hinteren Tür in Stellung gebracht. Bis auf vereinzelte Lastwagen oder gelegentliche Taxis herrschte kaum Verkehr. Keine Fußgänger,**



keine streunenden Hunde. Sie hielten nach Vampiren Ausschau. Nichts.

»Es ist zu hell«, sagte Setrakian, ohne die Augen von dem Nachtsichtgerät zu nehmen. »Sie wollen nicht gesehen werden.«

Eph runzelte die Stirn. »Wir können die Baustelle doch nicht ständig im Auge behalten.«

»Wenn es so viele sind, wie wir vermuten, müssen sie ganz in der Nähe sein. Damit sie rechtzeitig vor Morgengrauen in ihr Versteck zurückkehren können.«

»Wissen Sie«, sagte Vasiliy, »ich habe noch nie eine Ratte durch den Haupteingang kommen sehen.« Darüber dachte er eine Weile nach, dann schob er sich an Eph vorbei auf den Fahrersitz. »Ich hab da 'ne Idee.«

Vasiliy fuhr auf der Church Street in Richtung Rathaus, das nur einen Block von der WTC-Baustelle entfernt und von einem großen Park umgeben war. In der Park Row hielt er und schaltete den Motor ab.

»Diese Grünanlage ist eines der größten Rattennester der Stadt. Wir haben den Efeu rausgerissen, weil er den Boden verdeckt hat.

Wir haben die Mülleimer ausgewechselt. Ohne Erfolg. Die spielen hier wie die Eichhörnchen, besonders am Nachmittag, wenn die Spaziergänger kommen. Wissen Sie, was zu fressen finden Ratten eigentlich überall. Aber was sie wirklich brauchen, ist eine Infrastruktur.« Vasiliy deutete zu Boden. »Hier unten befindet sich eine verlassene U-Bahn-Station. Die alte Haltestelle unter dem Rathaus.«

»Ist sie immer noch an das Netz angeschlossen?«, fragte

Setrakian.

»Da unten ist alles irgendwie miteinander verbunden.« Sie mussten nicht lange warten.

»Da«, sagte Setrakian.

Eph sah eine abgerissene Frau etwa dreißig Meter entfernt unter einer Straßenlaterne. »Ist doch nur eine Obdachlose.« »Nein.« Setrakian reichte ihm das Nachtsichtgerät.

Durch das Gerät sah Eph die Frau als leuchtend roten Flecken vor einem kalten, dunklen Hintergrund.

»Es liegt an ihrem Stoffwechsel, dass sie so

auffällig leuchten«, sagte der alte Mann. »Da ist noch eine.«

Leicht schwankend blieb eine dicke Frau am Gitterzaun stehen, der den Park umgab.

Dann kam ein Mann im Kittel eines Zeitungshändlers; er trug einen leblosen Körper auf der Schulter. Er ließ den Körper über den Zaun fallen und kletterte unbeholfen hinterher, wobei er sich das Hosenbein aufriss. Schließlich verschwand er im Schatten der Bäume.

» Ja«, sage Setrakian. »Hier sind wir richtig.«

Eph erschauerte. Die Anwesenheit dieser wandelnden Krankheitserreger, dieser Seuche in Menschengestalt, widerte ihn an. Ihm wurde speiübel, als er sah, wie sie in den Park stolperten, Tiere, die einem unbewussten Impuls folgten, die Schutz vor dem Licht suchten - wie Pender, die den letzten Zug nach Hause erwischen wollen.

Leise stiegen sie aus dem Wagen. Vasiliy trug einen Tyvek-Overall und Gummistiefel. Er bot den anderen auch ein Set an, doch Eph und Setrakian nahmen nur die Gummistiefel. Ohne

zu fragen besprühte Setrakian sie alle mit einem dufteliminierendem Spray; auf dem Etikett der Dose war das Bild eines Rehs in einem Fadenkreuz zu sehen. Das Spray konnte allerdings weder etwas gegen den Geruch des Kohlendioxids in ihrem Atem noch gegen die Geräusche ihrer klopfenden Herzen ausrichten.

Vasiliy trug den Großteil der Ausrüstung. Die Nagelpistole inklusive dreier Reservemagazine verstaute er in einer Tasche, die quer über seiner Schulter hing. An seinem Gürtel befestigte er diverse Werkzeuge einschließlich des Nachtsichtgeräts und eines Luma-Leuchtstabs sowie einen von Setrakians Silberdolchen in einer Lederhülle. In einem Netzbeutel auf dem Rücken befand sich die UV-C-Granate.

Setrakian war ebenfalls mit einer Luma-Lampe und seinem Gehstock bewaffnet. Die Wärmebildkamera hatte er in seiner Jackentasche. Er kontrollierte noch einmal die Pillendose in seiner Weste.

Eph hatte neben der Luma ein Silberschwert in einer Lederscheide dabei. Die sechzig

**Zentimeter lange Klinge war quer über seinen Rücken gebunden.**

**»Wir gehen direkt in die Höhle des Löwen«, sagte Vasiliy. »Ist das wirklich eine so gute Idee?«**

**»Es gibt keine Alternative«, erwiderte Setrakian. »Jetzt ist der einzige Zeitpunkt, bei dem wir mit Sicherheit wissen, dass der Meister hier ist.« Er sah zum Himmel auf, der durch den ersten Schimmer des Tages in ein sanftes Blau getaucht war. »Die Nacht neigt sich dem Ende zu. Lasst uns gehen.«**

**Eph und Vasiliy stiegen über das Tor des niedrigen Zaunes, dann halfen sie Setrakian hinüber.**

**Weitere Schritte auf dem Bürgersteig ließen sie schnell im Park Deckung suchen. Die Grünanlage war ein Dickicht von Bäumen, das nachts nicht beleuchtet war. Sie hörten das Plätschern eines Springbrunnens und die Autos, die am Park vorbeifuhren.**

**»Wo sind sie?«, flüsterte Eph.**

**Setrakian holte die Wärmebildkamera heraus. Er suchte die Umgebung ab und reichte sie**

**dann an Eph weiter.**

**Eph sah leuchtend rote Figuren, die sich verstohlen durch die ansonsten »kalte« Landschaft bewegten.**

**Sie waren überall. Und sie gingen alle auf einen Punkt im Norden zu.**

**Ihr Ziel war ein dunkles Häuschen, das Eph aus der Entfernung nur undeutlich erkennen konnte. Er wartete ab, bis keine weiteren Wärmequellen mehr zu erkennen waren.**

**Dann rannten sie auf das Häuschen zu, öffneten die Tür und drängten sich hinein. Es war ein alter Informationsstand, dessen Holztheke komplett von Drahtständern mit Touristenbroschüren und Fahrplänen eingenommen wurde. Vasiliy richtete seine kleine Maglite auf eine in den Boden eingelassene Metalltür. Die Vorhängeschlösser, die einst in den schweren Ösen gesteckt hatten, waren verschwunden.**

**Vasiliy zog beide Flügel der Tür auf. Stufen führten in die Dunkelheit. »Ein Notausgang. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Station dort unten aufgegeben. Die Gleise waren für die**

neuen Züge zu eng und die Bahnsteige zu schmal obwohl ich glaube, dass die Linie Sechs immer noch hier wendet.« Er sah sich um. »Sie müssen den alten Notausgang abgerissen und diesen Kiosk draufgesetzt haben.«

»Also gut«, sagte Setrakian. »Gehen wir.«

Eph bildete die Nachhut. Er ließ die Tür offen stehen, damit sie im Notfall schnell an die Oberfläche flüchten konnten. Die Ränder der Treppe waren mit Dreck überzogen, die Stufen selbst jedoch blitzsauber.

Die Treppe endete an einer Tür, die zum alten Zwischengeschoss führte. Sie standen nun in einer gekachelten Kuppel mit Bögen an allen vier Seiten, die sich bis zu einem Oberlicht aus kunstvoll verziertem Glas wölbten. An einem hölzernen Fahrscheinstand lehnten Leitern und alte Gerüste. In den Eingangsbögen waren keine Drehkreuze angebracht; damals hatte es noch keine Token - die typischen New Yorker U-Bahn-Wertmarken - gegeben.

Der am weitesten entfernte Bogen führte über eine Treppe zu einem schmalen verlassenem Bahnsteig. Sie lauschten, hörten aber nur das

entfernte Quietschen von U-Bahn-Bremsen. Dann betraten sie die Station.

Eph kam sich vor wie im Flüstergewölbe einer Kathedrale. Alte Messingleuchter mit nackten dunklen Glühbirnen hingen von der gewölbten Decke, und das ineinandergreifende Muster der grün und beige glasierten Ziegel am Rande der Bögen erinnerte an gigantische Reißverschlüsse. Durch zwei Oberlichter aus Amethystglas fiel Licht in den Raum, die anderen Deckenfenster waren während des Zweiten Weltkriegs aus Angst vor Luftangriffen abgedunkelt worden. Weiter hinten schimmerte nur mehr schwaches Licht durch Gitterroste an der Decke, doch es reichte aus, um sich vorstellen zu können, wie weit die elegant geschwungenen Kurven noch reichten. Nirgendwo in der ganzen Station schien es auch nur einen einzigen rechten Winkel zu geben. Die Kacheln des golden und grün umrandeten Terracottaschildes an der Wand waren beschädigt, auf den weißen Fliesen war in blauen Buchstaben CITY HALL zu lesen.

Und in der dünnen Staub schicht auf dem



**Bahnsteig waren die Fußabdrücke der Vampire zu erkennen, die ins Dunkle führten.**

**Sie folgten den Fußspuren bis ans Ende des Bahnsteigs und sprangen dann auf die immer noch befahrenen Gleise hinunter - der Gleisbogen beschrieb unter der Erde einen vollständigen Kreis, auf dem die U-Bahnen wenden konnten. Sie schalteten ihre Taschenlampen aus, und sofort enthüllte Ephs Luma vielfarbig schimmernde Urinspritzer, die etwas weiter jedoch schon wieder nachließen. Setrakian wollte gerade nach seiner Wärmebildkamera greifen, als sie hinter sich Geräusche hörten: Nachzügler, die aus dem Zwischengeschoss herunter auf den Bahnsteig kamen. Eph schaltete den Leuchtstab aus. Sie überquerten die Schienen bis zur gegenüberliegenden Seite und drückten sich gegen die Wand.**

**Die Vampire schlurften über die staubigen Steine des Gleisbetts. Durch die Kamera beobachtete Setrakian zwei orangefarbenleuchtende Gestalten. Eine davon verschwand, und es dauerte einen Augenblick,**

bis Setrakian begriff, dass sie durch einen Spalt in der Wand geschlüpft war, eine kleine Öffnung, die sie irgendwie übersehen hatten. Die zweite Gestalt blieb an derselben Stelle stehen, doch anstatt ebenfalls zu verschwinden, drehte sie sich zu ihnen um. Setrakian bewegte sich nicht, er wusste, dass die Nachtsicht der Kreatur noch nicht voll ausgeprägt war. Die Kamera registrierte den Rachen des Vampirs als seine wärmste Region. Ein orangefarbener Sturzbach ergoss sich über sein Bein, der sofort abkühlte, als er sich in einer Pfütze auf dem Boden sammelte - das Wesen entleerte seine Blase. Dann hob der Vampir den Kopf wie ein Tier, das Beute wittert, zog ihn jedoch wieder ein und schlüpfte durch die Wand.

Sie gingen zu den Schienen zurück, wo nun der faulige Geruch frischen Vampirurins den gewölbten Raum erfüllte. Als er den verbrannten Ammoniak roch, stiegen dunkle Erinnerungen in Setrakian auf. Die anderen gaben acht, dass sie auf ihrem Weg zum Durchgang nicht in die Pfütze traten.

Eph, der voranging, zog sein Schwert aus der

**Scheide.**

**Der Durchgang weitete sich zu einer stickigheißen, von Dampf erfüllten Katakombe mit rauen Wänden. Eph schaltete die Luma-Lampe gerade noch rechtzeitig ein, um zu sehen, wie sich ein Vampir aus seiner Lauerstellung aufrichtete und auf ihn zukam. Er konnte das Silberschwert jedoch nicht schnell genug hochreißen, und so schleuderte der Vampir ihn gegen die Wand. Seine Lampe fiel dabei klappernd neben ein Rinnsal aus Abwasser, das über den dreckigen Boden floss. In ihrem heißen blauen Licht erkannte Eph, dass der Angreifer eine Frau war - oder es zumindest einmal gewesen war. Sie trug einen Blazer über einer verschmutzten Bluse, und ihr schwarzer Lidschatten war zu Waschbärogen verschmiert. Der Unterkiefer fiel herab, die Zunge rollte sich zurück ... und genau in diesem Moment sprang Vasiliy aus dem Durchgang und rammte ihr seinen Dolch in die Seite, so dass sie herumwirbelte. Mit einem Schrei stach Vasiliy erneut auf sie ein, genau ins Herz. Sie taumelte rückwärts ... um gleich wieder nach**

vorne zu stürmen, doch Vasiliy versenkte seine Klinge in ihrem Bauch. Sie krümmte sich und fauchte - jedoch eher aus Verwirrung als aus Schmerz.

Eph hatte sich inzwischen wieder aufgerappelt, und als der weibliche Vampir erneut auf Vasiliy losstürmte, hieb er mit dem Schwert, das er mit beiden Händen umfasste, auf ihren Rücken ein. Der Impuls zu töten war ihm immer noch fremd, und vielleicht nahm er deshalb etwas Schwung aus dem Hieb, so dass die Klinge ihren Weg nicht ganz vollenden konnte. Aber es reichte trotzdem, um das Rückgrat des Vampirs zu durchtrennen. Der Kopf der Kreatur sackte nach vorne, der Körper verkrampfte sich, als er in das Rinnsal aus Abwasser kippte.

Platschende Geräusche hallten in den Katakomben wider - die Schritte des zweiten Vampirs, der losgerannt war, um die anderen zu alarmieren.

Eph hob die Luma-Lampe auf und hastete mit dem Schwert an der Seite hinterher. Er stellte sich vor, dass er denjenigen jagte, der Kelly hierhergelockt hatte, und die Wut, die dabei in

ihm aufstieg, trieb ihn so schnell weiter durch den dunstigen Gang, dass das Wasser unter seinen Stiefeln nur so aufspritzte. Das feuchte Klima hatte Algen und Pilze wachsen lassen, die im Licht der Lampe glühten. Vage konnte Eph die Gestalt des Vampirs vor sich erkennen.

Dann machte der Tunnel eine scharfe Biegung, und der Vampir war verschwunden. Eph wurde langsamer, sah sich um, leuchtete die Umgebung panisch ab - bis er die Beine der Kreatur entdeckte, die sich durch ein schmales Loch unten in der Seitenwand zwängten. Das Wesen bewegte sich mit einer geradezu wurmartigen Effizienz. Eph hieb auf die schmutzigen Füße ein, aber da sie zu schnell hin und her schlingerten, stach er nur in den Dreck. Dann waren sie weg.

Eph ging in die Knie, konnte auf der anderen Seite des Lochs aber nichts erkennen. Vasiliy und Setrakian waren immer noch weit hinter ihm - er konnte nicht auf sie warten. Er legte sich auf den Rücken und schob sich durch das Loch. *Bloß nicht stecken bleiben!* Als seine Arme und sein Kopf den nächsten Raum

erreicht hatten, strampelte er sich frei und stand auf.

Schwer atmend schwenkte er die Luma wie eine Taschenlampe. Zu seiner Linken, keine hundert Meter weiter, schien Licht. Tageslicht.

Ein Bahnsteig. Er eilte die Gleise entlang und kletterte hinauf. Diese Haltestelle hatte nichts von dem Prunk der City Hall. Hier gab es nur nackte Stahlträger und über Putz laufende Leitungen. Eph meinte eigentlich, jede U-Bahn-Station in Downtown zu kennen, doch diese hier war ihm neu.

Am Ende des Bahnsteigs standen einige Waggon mit AUSSER-BETRIEB-Schildern über den Türen, davor eine alte Aufsichtskabine, die mit Graffiti überzogen war. Er drückte die Türklinke der Kabine. Verschlossen.

Hinten im Tunnel hörte er Geräusche. Es waren Vasiliy und Setrakian, die ihm nacheilten. Da begriff Eph, dass es nicht gerade schlau gewesen war, einfach allein vorneweg zu laufen, und beschloss, hier in dieser Oase des Lichts auf sie zu warten. Doch dann hörte er, wie ein Steinchen in das nahe Gleisbett fiel. Er

wirbelte herum und sah den Vampir, der aus dem letzten Waggon stürzte, um so schnell wie möglich dem Licht der U-Bahn-Station zu entkommen.

Eph rannte ihm bis zum Ende des Bahnsteigs hinterher, sprang auf die Gleise und folgte ihm in die Dunkelheit. Während er rannte, verschwammen die Tunnelwände vor seinen Augen. Er konnte hören, wie die nackten Fußsohlen des Vampirs auf die scharfkantigen Steine trafen. Die Kreatur stolperte, wurde langsamer. Eph holte auf. Das Licht seiner Lampe versetzte den Vampir in Panik, er drehte sich um, das indigoblau beleuchtete Gesicht vor Angst verzerrt.

Eph schwang sein Schwert und enthauptete ihn.

Der Körper des Vampirs fiel zu Boden, und Eph bückte sich, um den tiefenden Hals mit der Luma-Lampe anzustrahlen und so die Blutwürmer abzutöten. Keuchend richtete er sich wieder auf, doch dann stockte ihm der Atem.

Er hörte etwas. Nein, er fühlte es. Es war

überall um ihn herum. Keine Schritte oder andere Bewegungen, nur ... etwas.

Er zog die kleine Taschenlampe heraus und schaltete sie ein. Überall auf dem Boden des Tunnels lagen tote Körper. Die Augen standen offen und starrten ins Nichts.

Es waren die frisch Infizierten. Und die seltsamen Geräusche, die Eph hörte, waren die Metamorphosen, die in ihren Körpern stattfanden: die Tumore, die sich in den Organen ansiedelten, die Stachel, die sich ausbildeten.

Es waren Dutzende, außerhalb der Reichweite des Lampenstrahls nur vage erkennbar: Männer, Frauen, Kinder. Auf der Suche nach Kelly richtete Eph die Lampe auf jedes einzelne Gesicht und hoffte dabei inständig, dass er sie hier nicht finden würde.

Er suchte immer noch nach ihr, als Vasiliy und Setrakian ihn eingeholt hatten. »Sie ist nicht hier«, sagte er mit einer Mischung aus Erleichterung und Verzweiflung.

Setrakian hatte die Hand auf die Brust gepresst. Er bekam kaum Luft. »Wie weit ist es



noch?«

»Das hier war eine weitere City-Hall-Haltestelle«, sagte Vasiliy, »die jedoch nie in Betrieb genommen und nur als Abstellgleis benutzt wurde. Was bedeutet, dass wir jetzt direkt unter der Broadway Line sind. Diese Biegung führt um das Woolworth-Gebäude herum. Die nächste Station ist Cortland Street. Das heißt, dass das World Trade Center ... « Er sah nach oben, als könnte er zehn bis fünfzehn Stockwerke durch den Stein bis zur Oberfläche sehen. »Wir sind ganz in der Nähe.«

»Dann lasst es uns zu Ende bringen«, sagte Eph. »Jetzt sofort.«

»Warten Sie!« Setrakian versuchte noch immer, seinen Herzschlag zu beruhigen. Das Licht seiner Taschenlampe glitt über die Gesichter der Infizierten. Dann kniete er sich hin, um einige von ihnen mit dem Silberspiegel zu überprüfen. »Wir müssen hier zuerst noch unserer Verantwortung nachkommen. «

Vasiliy übernahm die Aufgabe, die Vampire zu töten, und jede Enthauptung war ein weiterer Schlag gegen alles, wofür Eph einmal

gestanden hatte, doch er zwang sich dazu, genau hinzusehen.

Denn Eph war ebenfalls verwandelt worden. Nicht in einen Vampir - sondern in einen Mörder.

Das Grundwasser stieg an, je weiter sie in die Katakomben mit ihren seltsamen Wurzeln, Ranken und Albinogewächsen vordrangen. Im Schein der vereinzelt gelben Tunnellichter waren nirgendwo mehr Graffiti zu erkennen. Weißer Staub lag auf dem Boden. Die Überreste des World Trade Center. Mit der Ehrfurcht, die man einem Friedhof entgegenbringt, vermieden sie es hineinzutreten.

Die Decke wurde niedriger, und der Tunnel endete schließlich in einer Sackgasse. Im oberen Teil der Wand entdeckte Setrakian eine Öffnung, gerade groß genug, um hindurchzuschlüpfen. Ein Rumpeln, zuerst noch vage und weit entfernt, wurde ständig lauter. Im Schein der Taschenlampen fing das Wasser in den Pfützen an zu zittern. Es war unverkennbar das Dröhnen einer U-Bahn. Sie drehten sich entsetzt um, obwohl der Tunnel, in dem sie sich befanden, gar keine Gleise hatte.

**Der Zug kam direkt auf sie zu - nur glücklicherweise eine Ebene über ihnen. Das Quietschen, Dröhnen und Zittern erreichte nahezu die Stärke eines Erdbebens - und augenblicklich begriffen sie, dass dieser ohrenbetäubende Lärm ihre Chance war.**

**Sie quetschten sich durch die Lücke und hasteten in einen weiteren schienenlosen Gang. Ein Strang dunkler Baulampen an der Decke tanzte unter der Wucht des vorbeifahrenden Zuges. Schotter- und Geröllberge waren hinter zehn Meter hohe Stahlträger geschoben worden. Sie erkannten einen gelblichen Lichtschein vor sich, schalteten die Lumas aus, eilten durch den dunklen Tunnel, sahen, wie er sich weitete und nach einer Biegung zu einer großen Höhle öffnete.**

**Als der Boden zu vibrieren aufhörte und das Donnern des Zuges verklungen war, wurden sie langsamer, um möglichst wenig Lärm zu machen. Eph spürte die Vampire, noch bevor er die Umrisse der auf dem Boden sitzenden oder liegenden Wesen sah. Die Kreaturen waren durch ihre Anwesenheit erwacht, setzten sich**

auf, griffen jedoch nicht an. Sie hatten in der Nacht gefressen und waren wie Zecken mit Blut gefüllt. Jetzt verdauten sie in totenähnlicher Apathie und warteten auf den Sonnenuntergang, um sich erneut vollzusaugen. Sie trugen Arbeiterklamotten und Geschäftsanzüge, Pyjamas und Abendkleider, dreckige Schürzen oder gar nichts.

Eph griff nach seinem Schwert und betrachtete die Gesichter, an denen sie vorbeigingen: Totenmasken mit blutroten Augen.

»Zusammenbleiben«, flüsterte Setrakian und nahm die UV-C-Granate vorsichtig aus dem Netzbeutel auf Vasiliys Rücken. Mit seinen verkrüppelten Fingern pulte er einen Streifen Klebeband ab und drehte dann an einem Griff an der Oberseite der Kugel, um die Batterie zu aktivieren. »Ich hoffe, dass es funktioniert.«

»Sie hoffen?«, fragte Vasiliy.

Ein älterer Mann näherte sich ihnen; vermutlich hatte er in dieser Nacht weniger Blut abbekommen als die anderen. Vasiliy reckte ihm den Silberdolch entgegen, und der Mann zischte.

**»Wir stecken hier ganz schön in der Scheiße, Leute«, murmelte der Kammerjäger.**

**Hungrige Gesichter schälten sich aus den Schatten. Vampire der ersten oder zweiten Generation, erkennbar an ihrem weißen Haar. Einige machten tierische Geräusche und gutturale Klicklaute - sie versuchten zu sprechen, was jedoch durch die Fortsätze, die unter ihren Zungen gewachsen waren, unmöglich war. Ihre geschwollenen Häse zuckten.**

**»Wenn die Spitze Bodenkontakt bekommt, sollte die Batterie zünden«, sagte Setrakian.**

**»Sollte!«, erwiderte Vasiliy.**

**»Sie müssen hinter den Stützfeilern in Deckung gehen.**

**Und zwar bevor die Granate hochgeht. « Rostige, mit Nieten übersäte Pfeiler standen in regelmäßigen Abständen im Raum. »Sie haben nicht mehr als ein paar Sekunden. Schließen Sie die Augen. Sehen Sie nicht hin, sonst wird die Explosion Sie erblinden lassen. «**

**»Nun machen Sie schon! «, rief Vasiliy, der von Vampiren umringt war.**

»Noch nicht ... « Der alte Mann zog das Silberschwert aus dem Gehstock, und mit einer schnellen, ruckartigen Bewegung fuhr er mit seinen verkrüppelten Fingern über die Klinge. Blut tropfte auf den Steinboden.

Der Geruch durchströmte die Vampire wie eine Welle.

Nun kamen sie aus allen Richtungen, krochen neugierig und hungrig aus den entferntesten Ecken.

Vasiliy wedelte mit seinem Dolch durch die staubige Luft. »Worauf warten Sie denn noch?«

Währenddessen suchte Eph die Gesichter der Frauen mit den toten Augen nach Kelly ab. Eine wollte ihn angreifen, doch er berührte ihr Brustbein mit seiner Schwertspitze, worauf sie zurückschrak, als hätte sie sich verbrannt.

Es wurde deutlich lauter um sie herum. Die vorderste Reihe der Vampire wurde von hinten dichter an sie herangedrückt. Die Gier setzte ihr Misstrauen außer Kraft, ihr Verlangen gewann die Oberhand. Setrakians Blut tropfte weiter auf den Boden, der Duft - und diese offensichtliche

**Verschwendung - trieb sie schier zur Raserei.**

**»Machen Sie schon!«**

**»Noch ein paar Sekunden ... «**

**Als die Vampire noch näherrückten, scheuchte Eph sie mit seiner Schwertspitze zurück. Erst jetzt fiel ihm ein, die LumaLampe wieder einzuschalten. Diejenigen, die ganz vorne standen, waren den Strahlen schutzlos ausgeliefert. Gleich würden sie zum Angriff übergehen. Eph spürte eine Hand, die nach seinem Ärmel griff ...**

**»Jetzt!«, brüllte Setrakian.**

**Er warf die Granate in die Luft. Auf dem Scheitelpunkt der Flugbahn richtete sie sich mit der Spitze nach unten aus und bohrte sich dann zwischen die Steine. Ein Summen ertönte. Es klang wie das Blitzlicht eines alten Fotoapparates.**

**» Los, los!«, schrie Setrakian.**

**Eph wedelte mit dem Leuchtstab, schwang sein Schwert wie eine Machete und steuerte auf einen der Pfeiler zu. Die Vampire zogen an ihm, wollten ihn packen, und er hörte das matschig**

**dumpfe Geräusch seiner Klinge, die in ihr Fleisch drang, hörte ihr Stöhnen und das gurgelnde Heulen. Er streckte jeden nieder, der sich ihm in den Weg stellte.**

**Das Surren der Granate wurde zu einem anschwellenden Pfeifton. Eph stach, trat und hieb sich einen Weg zum Stützpfeiler und erreichte gerade noch den schützenden Schatten, als sich die Höhle mit einem gleißenden blauen Licht füllte. Er kniff die Augen fest zusammen und verbarg sein Gesicht in der Armbeuge.**

**Dann vernahmen sie den bestialischen Todeskampf der Vampire, das Geräusch ihrer schmelzenden, Blasen werfenden Körper. Die dumpfen Schreie erstickten in den versengten Rachen.**

**Es war ein regelrechtes Massaker.**

**Der hohe Pfeifton hielt nicht länger als zehn Sekunden an; das schmerzhaft grelle, reinigende Licht strahlte noch einmal vom Boden bis zur Decke, dann gab die Batterie den Geist auf. Die Höhle fiel wieder in völlige Finsternis zurück, und es war nur noch ein**



**schwaches Zischen zu hören. Eph nahm den Arm herunter und öffnete die Augen.**

**Ein Übelkeit erregender Gestank stieg in Schwaden von den verkohlten Kreaturen auf, die überall herumlagen. Es war unmöglich, sich zu bewegen, ohne auf eines dieser verbrannten Wesen zu treten. Ihre Körper zerbröckelten wie Holzscheite im Feuer. Nur die Vampire, die hinter den Pfeilern gestanden hatten, waren noch am Leben. Eph und Vasiliy gingen schnell von einem zum anderen und erlösten die versengten, halbtoten Kreaturen von ihrem Leid.**

**Dann inspizierte Vasiliy die Lichtgranate. »Heilige Scheiße! Es hat funktioniert.«**

**»Seht nur«, rief Setrakian.**

**Am anderen Ende der rauchenden Höhle, auf einem etwa ein Meter hohen Hügel aus Schotter und Müll, stand eine lange, schwarze Kiste.**

**Als sie sich näherten - mit der ehrfürchtigen Scheu eines Bombenentschärfungskommandos angesichts einer Höllenmaschine -, kam Eph die Situation merkwürdig bekannt vor, doch es dauerte einen Augenblick, bis er sie zuordnen**

konnte: Ja, genau so hatte es sich angefühlt, auf das dunkle Flugzeug auf dem Rollfeld zuzugehen.

Er vergewisserte sich, dass es tatsächlich die Kiste aus dem Frachtraum von Flug 753 war. Die Oberseite war mit Schnitzereien verziert: Menschen, die sich in einem Meer von Flammen wanden, längliche Gesichter, zu Schmerzensschreien verzerrt.

Ja, es war der überdimensionale Sarg des Meisters, der hier auf einem Altar aus Schutt und Müll unter dem World Trade Center stand.

»Das ist es«, sagte Eph.

Setrakian streckte die Hand nach dem Sarg aus, berührte fast die Schnitzereien, zog die knotigen Finger jedoch wieder zurück. »So lange habe ich danach gesucht.«

Eph lief es eiskalt den Rücken hinunter. Er rechnete damit, dass sich der Sarg jeden Moment öffnen würde.

Vasiliy ging auf die andere Seite hinüber. Die Klappen auf der Oberseite hatten keine Griffe, man musste die Finger unter den Rand der Mittelfuge stecken und anziehen. Dies mit der

**gebotenen Schnelligkeit durchzuführen war ein heikles Unterfangen.**

**Setrakian stand neben der Stelle, von der sie annahmen, dass sich dort der Kopf des Meisters befand, und hob das Schwert. Doch Eph konnte keinen Triumph in seiner Miene erkennen.**

**Das hier war viel zu einfach.**

**Gleichzeitig schoben Eph und Vasiliy ihre Finger unter die Klappen und zogen sie mit vereinten Kräften auf. Setrakian beugte sich vor ... und sah nichts als Erde. Er stocherte mit der Klinge darin herum, die silberne Spitze kratzte auf dem Boden. Nichts.**

**Mit einem wildem Ausdruck im Gesicht trat Vasiliy einige Schritte zurück. Adrenalin pumpte durch seinen Körper. »Ist er weg?«**

**Setrakian hob das Schwert wieder heraus und klopfte die Spitze an der Sargkante ab.**

**Auch Eph trat vom Sarg zurück und blickte auf die getöteten Vampire. »Er wusste, dass wir kommen würden. Er ist in das U-Bahn-System geflohen. Wegen des Tageslichts kann er nicht an die Oberfläche, also hält er sich bis zur**

**nächsten Nacht im Untergrund versteckt.«**

**»Im längsten Tunnelsystem der Welt. Achthundert Meilen Schienen«, sagte Vasiliy.**

**Ephs Stimme war vor Verzweiflung ganz rau. »Wir hatten nie auch nur den Hauch einer Chance.«**

**Setrakian wirkte erschöpft, aber ungebrochen. »Ist das nicht genau die Art, wie Sie Ungeziefer auszurotten pflegen, Mr. Fet? Sie aus ihren Nestern zu vertreiben? Sie herauszulocken?«**

**»Nur wenn ich weiß, wo sie als Nächstes auftauchen.« »Richten sich nicht alle Kreaturen, die in einem Bau leben, so eine Art Hinterausgang ein?«**

**»Ja, ein Schlupfloch«, bestätigte Vasiliy. Langsam dämmerte es ihm. »Einen Notausgang.«**

**Setrakian nickte. »Ich habe den Eindruck, der Meister befindet sich auf der Flucht.«**

**Vestry Street, Tribeca**

**Da sie keine Zeit hatten, den Sarg gründlich zu**

zerstören, begnügten sie sich damit, ihn von dem Schotteraltar zu schieben, umzudrehen und die Erde auszukippen. Sie würden später zurückkehren, um ihre Arbeit zu beenden.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sie wieder bei Vasiliys Lieferwagen angekommen waren. Setrakian keuchte erschöpft, als sie losfuhren.

Vasiliy parkte ein Stück von Bolivars Haus entfernt, und sie rannten über die sonnigen Straßen, ohne sich die Mühe zu machen, ihre Luma-Lampen oder Silberschwerter zu verbergen. Zu dieser frühen Stunde lungerten noch keine Fans vor dem Haus herum.

Eph machte sich daran, am Gerüst hochzuklettern. Über der holzvertäfelten Tür befand sich ein Sprossenfenster. Er zertrümmerte es, trat die größten Scherben zur Seite und räumte den Rahmen mit dem Schwert frei. Dann schaltete er die Luma ein, stieg durch das Fenster und ließ sich in die Eingangshalle hinab.

Das violette Licht beleuchtete die Zwillingspanther aus Marmor zu beiden Seiten der Tür. Eine geflügelte Engelsstatue am Ende

der geschwungenen Treppe sah unheilvoll auf ihn herab.

Sofort hörte und spürte er das Summen, die Anwesenheit des Meisters. *Kelly!* Seine Brust schmerzte vor Verzweiflung. Sie musste hier sein!

Setrakian kam als Nächster. Vasiliy schob ihn von außen durch das Fenster, während Eph ihn in Empfang nahm. Auch er spürte die Anwesenheit des Meisters - sie kamen noch nicht zu spät.

»Er ist hier«, sagte Eph.

»Und er weiß bereits, dass wir auch hier sind«, erwiderte Setrakian.

Vasiliy ließ zwei größere UV-C-Lampen zu Eph hinunter, kletterte dann selbst durch das Fenster und landete mit den Füßen auf dem Boden.

»Schnell!« Setrakian führte sie unter den gewundenen Stufen hindurch in die langgestreckte Küche, die ebenfalls mitten in der Renovierung steckte. Zwischen den in Kartons verpackten Geräten suchten sie nach einem ganz bestimmten Schrank ... Dort!

Sie drückten die falsche Tür an der Rückseite des Schrankes auf - ganz so wie es auf den Bildern des *People Magazine* zu sehen gewesen war.

Vom Schrank aus führte eine Treppe nach unten. Hinter ihnen flatterte plötzlich ein Stück Plastikplane, und sie fuhren herum, doch es war nur die Zugluft, die die Stufen hinaufwehte. Sie führte den Geruch der U-Bahn, von Dreck und Abfall mit sich.

Das hier war der Weg zu den unterirdischen Tunneln. Eph und Vasiliy bereiteten die UV-C-Lampen vor, damit sie den Türrahmen mit heißem, tödlichem Licht füllen und so versiegeln konnten. Jeder Fluchtweg aus dem Gebäude sollte direkt ins Sonnenlicht führen.

Eph sah sich um, während Setrakian an der Wand lehnte und die Fingerspitzen an sein Herz presste. Er wollte gerade zu dem alten Mann gehen, als Vasiliys Stimme ihn herumfahren ließ. » *Verdammt!* « Eine der Lampen war umgefallen. Eph kontrollierte die Birne und stellte sie wieder auf.

Vasiliy legte einen Finger an die Lippen.

**Geräusche von unten. Schritte. Ein Hauch von Verwesung lag in der Luft. Die Vampire waren im Anmarsch.**

**Sie aktivierten die Lampen und wichen von dem nun blau erleuchteten Schrank zurück. Als Eph sich umwandte, war Setrakian verschwunden.**

**Der alte Mann war zurück in die Eingangshalle gegangen.**

**Sein Herz klopfte ihm vor gespannter Erwartung bis zum Hals. So lange hatte er gewartet. So lange ...**

**Die knotigen Hände schmerzten. Prüfend bewegte er die Finger und legte sie um das Heft des Schwertes unter dem silbernen Wolfskopf. Und dann spürte er etwas, einen leichten Luftzug, der einer Bewegung vorausging ...**

**Im letzten Moment riss er das Schwert herum und schützte sich so vor dem direkten und tödlichen Schlag. Die Wucht des Hiebs ließ ihn dennoch zu Boden gehen, sein alter Körper rutschte mit dem Kopf voraus über den Marmorfußboden und prallte gegen die Wand. Doch er behielt das Schwert fest in der Hand.**



**Schnell stand er wieder auf, schwang die Klinge nach allen Seiten, konnte in der halbdunklen Eingangshalle aber nichts erkennen.**

**Der Meister war viel zu schnell für ihn. Er war hier.**

***Du bist ein alter Mann geworden.***

**Die Stimme knisterte in Setrakians Kopf und durchfuhr ihn wie ein Elektroschock. Während er das Schwert in hohem Bogen schwang, glitt eine schwarze, undeutliche Gestalt an dem weinenden Engel am Ende der geschwungenen Marmortreppe vorbei.**

**Der Meister würde versuchen, ihn abzulenken. Es war seine Art, niemals jemandem direkt entgegenzutreten, sondern ihn hinterrücks zu überraschen.**

**Als Setrakian sich neben der Haustür aufbaute, bemerkte er im Türrahmen ein schmales Fenster aus geschwärztem Tiffanyglas. Er schlug mit dem Schwert darauf ein, zertrümmerte das kostbare Glas.**

**Tageslicht fiel in den Raum.**

**Genau in dem Moment, als das Glas zerbrach,**

**kamen Eph und Vasiliy hinzu und sahen Setrakian mit erhobenem Schwert im Sonnenschein stehen.**

**Ein schwarzer Schatten glitt die Treppe hinauf. »Da ist er!«, rief Setrakian und rannte ihm hinterher. »Jetzt!«**

**Eph und Vasiliy folgten dem alten Mann. Auf dem Treppenabsatz angekommen, stellten sich ihnen jedoch zwei Vampire entgegen, Bolivars hünenhafte Bodyguards. Einer schlug sofort mit aller Kraft zu. Eph stolperte rückwärts, verlor fast das Gleichgewicht, griff nach dem Geländer, um nicht die Marmorstufen hinunterzustürzen. Er streckte das UV-Licht aus, der Riese wich zurück, und Eph hieb mit seinem Schwert auf seine Hüfte ein. Der Vampir keuchte auf und schlug erneut nach ihm, doch Eph zog das Schwert quer durch seine Bauchhöhle, weidete ihn förmlich aus, so dass der Vampir wie ein geplatzter Ballon auf dem Treppenabsatz zusammensackte.**

**Vasiliy hielt sich seinen Gegner ebenfalls mit der Lampe vom Leib und stach mit dem kurzen Dolch nach den Händen des Bodyguards. Als er**

die Lampe direkt vor dessen Gesicht hielt, war der Vampir für einen Moment geblendet und drosch wild in alle Richtungen. Vasiliy tauchte unter ihm hindurch, rammte dem Bodyguard die Klinge in den dicken Nacken und stieß ihn dann mit aller Kraft die Treppe hinunter.

Ephs Vampir versuchte aufzustehen, doch Vasiliy schleuderte ihn mit einem Tritt in die Rippen wieder zu Boden. Der Kopf des Bodyguards hing über der obersten Treppenstufe. Mit einem gequälten Schrei ließ Eph sein Schwert niedersausen. Der Kopf polterte die Stufen hinunter, sprang über den Körper des anderen Vampirs und rollte bis zur Wand. Weißes Blut sickerte aus dem offenen Hals auf den karminroten Läufer.

Der Bodyguard unten an der Treppe hatte sich bei seinem Sturz alle Knochen im Leib gebrochen. Seine Augen waren geöffnet, er glotzte die Treppe hinauf und versuchte vergeblich, sich zu bewegen. Sie erlösten auch ihn von seinem Leid.

Dann stießen sie zu Setrakian, der in der Nähe des Fahrstuhls gerade mit dem Schwert

ausholte, um einer schemenhaften Gestalt einen Schlag zu versetzen. »Achtung!«, schrie Setrakian, aber noch bevor die Worte seinen Mund verlassen hatten, wurde Vasiliy schon hinterrücks vom Meister angegriffen. Er ging zu Boden und hätte dabei fast seine Lampe zerbrochen. Eph hatte kaum Zeit zu reagieren, bevor die Gestalt an ihm vorbeiglitt, so dass er kurz das Gesicht des Meisters sehen konnte, das wurmbefallene Fleisch, den höhnisch grinsenden Mund - dann wurde er auch schon gegen die Wand geschleudert.

Setrakian beschrieb mit dem Schwert, das er mit beiden Händen umfasst hielt, weite Kreise von der Decke bis zum Boden. Eph und Vasiliy, dem Blut die Schläfe hinunterrann, rappelten sich wieder auf.

Der Meister blieb vor dem riesigen steinernen Kamin in der Mitte des Raumes stehen, genau zwischen den bei den Fensterfronten, so dass kein Sonnenstrahl bis zu ihm dringen konnte. Sein Mantel flatterte, die grausamen Augen blickten auf sie herab. Mit widerlichem Grinsen packte er Bauholz, Elektrokabel und andere

**Dinge in seiner Reichweite und schleuderte sie seinen Angreifern entgegen.**

**Setrakian wich aus und drückte sich gegen die Wand, Eph ging hinter einem Vorsprung in Deckung, und Vasiliy benutzte ein Stück Gipsplatte als Schutzschild.**

**Als die Kannonade vorüber war, blickten sie auf. Der Meister war verschwunden.**

**»Himmel!«, zischte Vasiliy. Er wischte sich das Blut aus dem Gesicht und warf die Platte weg. Den silbernen Dolch schleuderte er scheppernd in den kalten Kamin - er war nutzlos gegen diesen Giganten. Dann nahm er Eph die Lampe ab, damit dieser beide Hände zum Führen der längeren Klinge frei hatte.**

**»Bleibt ihm auf den Fersen«, rief Setrakian und stürmte voran. »Wir müssen ihn auf das Dach treiben!«**

**Als sie um die Ecke bogen, sahen sie sich vier weiteren Vampiren gegenüber. Mit ihren rasierten Schädeln und Piercings waren sie deutlich als Bolivars ehemalige Fans zu erkennen.**

**Vasiliy drängte sie mit den Lampen zurück,**

doch eine von ihnen ließ sich nicht einschüchtern - ein pummeliger Teenager in Jeansrock und zerrissenen Netzstrumpfhosen, erfüllt von der Neugier und Raublust frisch verwandelter Vampire. Als Eph sein Schwert auf sie richtete, zischte sie ihn mit ihren weißen Lippen an.

»*5trigo!*«, hörte er Setrakian rufen. Das Geräusch seiner Klinge, die Vampire tötete, gab Eph neuen Mut. Als der mollige Vampir noch aggressiver wurde, stach er nach ihr; seine Schwertspitze schnitt in ihre Schulter. Ihr Mund öffnete sich, die Zunge kringelte sich nach hinten, und Eph konnte gerade noch zur Seite springen - der Stachel verfehlte nur knapp seinen Hals. Sie versuchte es erneut. Wütend aufheulend zielte Eph mit dem Schwert auf ihr Gesicht, direkt auf den Stachel. Die Klinge durchstieß ihren Kopf und blieb ein paar Zentimeter tief in der Wand stecken.

Die Augen des Vampirs traten aus den Höhlen, weißes Blut füllte den Mund und lief das Kinn hinunter. Sie war an die Wand genagelt, zappelte, versuchte, Eph mit ihrem verseuchten

**Blut anzuhusten.**

**Setrakian hatte die anderen drei Vampire inzwischen erledigt. Der polierte Marmor am Ende des Flurs war weiß verschmiert. »Zur Seite!«, rief er.**

**Eph ließ das Schwert los. Der Griff vibrierte. Setrakian hieb auf den Hals des Vampirs ein, und der Körper sackte nach unten weg.**

**Der Kopf blieb aufgespießt an der Wand hängen; weißes Blut floss aus dem durchtrennten Hals, und die schwarzen Augen des Vampirs sahen die bei den Männer mit lodernden Blicken an ... Dann packte Eph sein Schwert, zog es aus der Wand, und der Kopf fiel auf den Körper herab.**

**»Nach oben!«, rief Setrakian und lief an der Wand entlang zu einer weiteren Wendeltreppe mit verziertem Eisengeländer. Der Wille des alten Mannes war stark, doch seine Kräfte ließen sichtlich nach.**

**Oben angekommen, sahen sie sich nach allen Seiten um.**

**Im Halbdunkel erkannten sie nagelneue Hartholzfußböden und unverputzte Wände. Aber**

**keine Vampire.**

**»Wir teilen uns auf«, sagte Setrakian keuchend. »Machen Sie Witze?« Vasiliy stützte ihn mit dem Arm. »Immer zusammenbleiben. Das ist Regel Nummer eins.« Er wedelte wild mit den Lampen. »Dafür habe ich zu viele von diesen Filmen gesehen.«**

**Plötzlich fing eine der Lampen an zu zischen. Die Glühbirne platzte, als sich das Gerät überhitzte, und ging in flammen auf. Vasiliy ließ sie fallen und trat die Funken mit seinem Stiefel aus. Jetzt war nur noch eine Lampe übrig.**

**»Wie lange wird die Batterie noch halten?«, fragte Eph. »Nicht mehr lange«, erwiderte Setrakian. »Er will uns mürbe machen, uns bis zum Einbruch der Nacht hinhalten.«**

**»Wir müssen ihn in die Falle locken«, sagte Vasiliy. »Wie eine Ratte.«**

**Der alte Mann hielt inne und legte den Kopf schief.**

***Dein Herz ist schwach, alter Narr. Ich kann es hören.* Setrakian schloss seine Hand fest um den Griff des Schwertes. Er sah sich nach allen**



Seiten um, aber der Meister war nirgends zu entdecken.

*Ein hübsches Spielzeug hast du dir da zugelegt.*

»Erkennst du den Stock nicht wieder?«, fragte Setrakian schwer atmend. »Er gehörte Sardu. Dem Jungen, dessen Gestalt du angenommen hast.«

Als Eph begriff, dass Setrakian mit dem Meister sprach, rief er: »Wo ist sie? Wo ist meine Frau?«

Der Meister ignorierte ihn.

*Dein ganzes Leben hast du auf diesen Moment gewartet.*

*Und jetzt wirst du ein zweites Mal versagen.*

»Du wirst mein Silber schmecken, *strigoï*«, flüsterte Setrakian.

*Nein. Ich werde dich schmecken, alter Mann. Dich und deine lächerlichen Apostel.*

Ohne Vorwarnung schleuderte der Meister Setrakian zu Boden. Eph reagierte sofort, hieb mit seinem Schwert auf den Luftzug ein, landete eine Reihe von Schlägen in die Richtung, in der er den Meister vermutete. Als er die Klinge

**zurückzog, klebte etwas Weißes an der Spitze.**

**Er hatte den Meister getroffen.**

**Doch in den Sekunden, die er brauchte, um das zu begreifen, war der Meister schon wieder zurück und schlug mit seiner Klaue gegen Ephs Brust. Eph spürte, wie seine Füße vom Boden abhoben, sein Rücken und seine Schultern gegen die Wand prallten. Schmerz explodierte in seinen Muskeln, als sein Körper zur Seite fiel.**

**Vasiliy kam mit der Lampe hinzu, während Setrakian auf Knien sein Schwert schwang. So schnell er konnte, rollte Eph zur Seite und erwartete weitere Schläge ... aber nichts geschah.**

**Sie waren wieder allein, das konnten sie deutlich spüren.**

**Bis auf das Klirren der Baulampen, die an der Decke hingen, war nichts zu hören.**

**»Ich habe ihn erwischt«, sagte Eph.**

**Setrakian stützte sich auf sein Schwert und richtete sich auf. Ein Arm schien verletzt zu sein, er hing schlaff herunter. Der alte Mann ging zu der Treppe, die weiter nach oben führte.**

Auf den Stufen war weißes Vampirblut zu erkennen. Angeschlagen, aber entschlossen erklommen sie die Stufen. Das hier war Bolivars Penthouse, das oberste Stockwerk des höheren der bei den miteinander verbundenen Häuser.

Sie betraten die Schlafräume und suchten den Boden nach weiteren Spuren von Vampirblut ab. Als sie nichts entdecken konnten, ging Vasiliy um das zerwühlte Bett herum zu den Fenstern auf der anderen Seite und riss die Vorhänge herunter, die den Raum verdunkelten. Eph kontrollierte inzwischen das Badezimmer. Einander gegenüberliegende, goldgerahmte Spiegel reflektierten ihn bis in die Unendlichkeit - eine ganze Armee von mit Schwertern bewaffneten Ephraim Goodweathers.

»Hier entlang«, keuchte Setrakian.

Sie kamen in einen großen, opulent eingerichteten Raum.

Zwei mit schweren Vorhängen versehene Türöffnungen ließen sanftes Licht herein. Das Dach des angrenzenden Hauses lag etwas unterhalb von ihnen.

Frische weiße Flecken auf einem schwarzen

**Ledersessel ... Der Meister stand in der Mitte des Raums. Sein wurmverseuchtes Gesicht blickte auf sie herab, das gefährliche Tageslicht funkelte in seinem Rücken. Schillerndes weißes Blut tropfte langsam und unregelmäßig seinen Arm hinunter, die lange Hand entlang und von der Spitze seiner schauerlichen Krallen auf den Boden.**

**Setrakian humpelte vorwärts, schleifte sein Schwert hinter sich her, kratzte damit den Holzboden. Dann hob er mit seinem gesunden Arm die Klinge und stellte sich dem Meister entgegen. Sein Herz raste wie verrückt.**

**»Strigoi«, sagte er.**

**Der Meister starrte ihn einen Moment lang teilnahmslos an. In seinen Augen, zwei toten Monden in Wolken von Blut, schimmerte eine dämonische Erhabenheit. Das einzige Anzeichen dafür, dass er sie überhaupt bemerkt hatte, waren die sich aufgeregt windenden Blutwürmer in seinem Gesicht.**

**Für Setrakian war der Moment gekommen ... und jetzt ließ ihn sein Herz im Stich, krampfte es sich schmerzhaft zusammen.**

**Doch Eph und Vasiliy näherten sich ebenfalls - der Meister hatte keine andere Wahl, als sich den Weg aus dem Zimmer freizukämpfen. Auf seinem Gesicht breitete sich ein hämisches Grinsen aus. Er trat einen niedrigen Tisch in Ephs Richtung, und mit seinem gesunden Arm schleuderte er einen Sessel auf Setrakian. Dann schoss er auf Vasiliy zu.**

**Panisch schwang der Kammerjäger die Lampe direkt in das fauchende Gesicht des Meisters. Die UV-C-Strahlen brachten die Kreatur ins Taumeln, trieben sie zurück an die Wand, deren Putz unter ihrem Gewicht bröckelte. Als der Meister die Klauen wieder vom Gesicht nahm, waren seine Augen geweitet und ins Nichts gerichtet.**

**Der Meister war geblendet ... Instinktiv spürten alle drei, dass der Augenblick zum Angriff gekommen war. Vasiliy ging direkt mit der Lampe auf ihn los. Der Meister schlug wild um sich, doch der Kammerjäger trieb die turmhohe Bestie rückwärts durch den Raum auf die Türen zu. Eph rannte hinterher, hieb auf den Mantel des Meisters ein, traf sein Fleisch. Die Klaue**

des Vampirs zischte durch die Luft, ohne Schaden anzurichten.

Setrakian hielt sich unterdessen ächzend an einem Stuhl fest. Sein Schwert fiel scheppernd zu Boden.

Nun durchtrennte Eph die schweren Vorhänge über einem der Türbögen und ließ Sonnenlicht herein. Ein Eisengitter versperrte die Türen, doch mit einem Hieb seines Funken sprühenden Schwertes zertrümmerte er den Riegel.

Vasiliy trieb den Meister weiter zurück. Eph wartete darauf, dass Setrakian ihm den Todesstoß verpasste, doch dann sah er, dass der alte Professor neben seinem Schwert auf dem Boden lag, die Hände auf die Brust gepresst.

Eph erstarrte, blickte vom geschwächten Meister zu Setrakian hinüber.

Vasiliy hielt seine Lampe wie ein Löwenbändiger seine Peitsche. »Worauf warten Sie denn?«

Eph rannte zu dem alten Mann hinüber, fiel auf Hände und Knie, sah den Schmerz in Setrakians

**Gesicht und den abwesenden Blick. Er warf sein Schwert weg, riss Setrakians Weste und Hemd auf und legte dessen eingefallene Brust frei. Er tastete nach dem Puls der Halsschlagader. Nichts.**

**»Hey, Doc!«, brüllte Vasiliy, während er den Meister in Richtung des Sonnenlichts trieb.**

**Eph massierte den Brustkorb des alten Mannes direkt über seinem Herzen. Dann bemerkte er, dass Setrakians Finger weiter nach der Weste tasteten.**

**Panisch sah Vasiliy sich um. Was um alles in der Welt hielt die beiden nur auf? Setrakian lag am Boden, Eph kniete über ihm ... Vasiliy war einen Augenblick zu lange abgelenkt. Der Meister packte seine Schulter und zog ihn zu sich heran.**

**Eph holte eine kleine silberne Pillendose aus Setrakians Tweedweste und drehte hektisch den Deckel ab. Ein Dutzend winziger Pillen kullerte auf das Parkett.**

**Vasiliy war ein großer kräftiger Mann, doch im Griff des Meisters wirkte er wie ein Kind. Er hielt immer noch die Lampe in der Hand. Zwar**

konnte er die Arme nicht bewegen, aber mit einer Drehung des Handgelenks richtete er das Licht auf den Meister und verbrannte dessen Seite. Die geblendete Kreatur schrie vor Schmerzen auf, hielt ihn jedoch weiter fest. Mit der anderen Hand packte der Meister Vasiliys Kopf und riss ihn mit einem Ruck zurück. Vasilij starrte in das furchtbare Gesicht.

Eph klaubte eine der Nitroglyzerintabletten auf und nahm Setrakians Kopf in seine Hände. Gewaltsam öffnete er die zusammengebeissenen Zähne und steckte die Pille unter die Zunge des alten Mannes. Er schüttelte Setrakian, brüllte ihn an. Endlich öffnete der Professor die Augen.

Der Stachel des Meisters peitschte vor Vasiliys entsetztem Blick hin und her. Der Kammerjäger wehrte sich nach Kräften, aber der Druck auf seinen Nacken unterbrach die Blutzufuhr zu seinem Gehirn, so dass ihm schwarz vor Augen wurde und seine Muskeln erschlafften.

»Nein!«, brüllte Eph in diesem Moment, stürzte mit seinem Schwert auf den Meister zu und rammte die Klinge in den breiten Rücken des



**Vampirs. Der Kopf des Meisters schnellte herum, sein Stachel war auf der Suche, und seine getrübten Augen sahen Eph ...**

**»Mein Schwert singt von Silber!«, rief Eph und holte aus.**

**Die Klinge sang wahrhaftig, doch der Meister wich ihr aus. Erneut schwang Eph das Schwert und verfehlte ihn wieder. Wild um sich schlagend machte der Meister einige Schritte zurück - und stand plötzlich, umrahmt von den Glastüren, die zur Terrasse führten, im grellen Sonnenlicht.**

**Es war vorbei. Mit beiden Händen hob Eph sein Schwert, bereit, den Hals des Meisters zu durchtrennen. Der Herr der Vampire starrte voller Abscheu auf ihn nieder, richtete sich zu seiner vollen Größe auf und zog sich die Kapuze seines Mantels über den Kopf.**

**»Stirb!«, brüllte Eph.**

**Da drehte sich der Meister ruckartig um und sprang durch die Glastür auf die Terrasse. Tausend Splitter flogen durch die Luft, als der Vampir auf die heißen Steinplatten im strahlenden Sonnenschein rollte. Nach vorn**

**gebeugt und auf ein Knie gestützt, kauerte er sich hin.**

**Eph blieb hinter der Tür stehen, beobachtete den Vampir, wartete auf dessen Ende.**

**Der Meister zitterte, Rauch quoll unter seinem dunklen Mantel hervor. Dann richtete er sich auf und erbebte, als schüttelte ihn ein ungeheurer Krampf. Seine klauenartigen Hände ballten sich zu Fäusten.**

**Mit lautem Brüllen warf er den Mantel zurück. Der uralte Stoff fiel qualmend zu Boden. Der Körper des Meisters krümmte sich, sein perlmuttfarbenes Fleisch wurde schwarz und kochte.**

**Die klaffende Wunde in seinem Rücken, die Eph ihm zugefügt hatte, verwandelte sich in eine tiefe schwarze Narbe, als würde die Sonne sie in seinen Körper brennen. Zitternd drehte sich der Meister zu Eph und Vasiliy um, die in der Tür hinter ihm standen. Es war ein grauenhafter Anblick. Der Meister war nackt und entsetzlich hager. Seine Genitalien fehlten. Sein Fleisch brodelte vor wild gewordenen, gepeinigten Blutwürmern.**

**Doch dann, mit einem furchtbaren und zugleich triumphierenden Lächeln, drehte der Meister seinen Kopf der Sonne zu, stieß einen trotzigem Schrei aus, rannte zum Rand der Terrasse, glitt über die niedrige Mauer am Ende des Daches, raste an der Seite des Gebäudes zum dreistöckigen Gerüst hinüber ... und verschwand.**

# ***Der Clan***

## **Nazareth, Pennsylvania**

**In einem lange aufgegebenen und nie kartographierten Asbestbergwerk, etwa hundert Meter unter den Wäldern Pennsylvanias, inmitten eines riesigen Labyrinths aus Tunneln und Gängen, hielten die drei Alten aus der Neuen Welt in einem stockdunklen Saal eine Konferenz ab.**

**Ihre Körper waren im Laufe der Zeit so glatt wie Flusskiesel geschliffen, ihre Bewegungen so langsam, dass man sie kaum noch wahrnehmen konnte. Doch Äußerlichkeiten besaßen für sie keine Bedeutung. Ihre Körper hatten sich so weit entwickelt, dass sie in höchstem Maße effizient waren; ihre Mundwerkzeuge funktionierten tadellos, ihre Nachtsicht war fantastisch.**

**Die Alten hatten bereits begonnen, in den Käfigen tief unten in den westlichen Tunneln**

**Nahrung für den Winter einzulagern. Hin und wieder zerriss der Schrei eines Gefangenen die Stille des Bergwerks.**

***Es ist der Siebte aus unseren Reihen.***

**Trotz ihres menschlichen Erscheinungsbildes hatten sie keine Verwendung für das gesprochene Wort. Ihre Bewegungen, bis hin zu den Blicken ihrer tiefroten Augen, waren dafür viel zu langsam.**

***Was hat es mit diesem Überfall auf sich? Es ist ein Verstoß gegen das Gesetz.***

***Er glaubt, dass wir alt und schwach sind.***

***jemand muss ihm bei der Überquerung des Ozeans geholfen haben.***

***Einer von den anderen?***

**Einer der Alten streckte seinen Geist über den Ozean hinweg in die Alte Welt aus.**

***Ich spüre nichts.***

***Dann hat sich der Siebte mit einem Menschen verbündet. Mit einem einzelnen Menschen - gegen alle anderen Menschen.***

***Und gegen uns.***

***Damit ist offensichtlich, dass nur er allein für das Massaker in Bulgarien verantwortlich war.***

***ja. Er hat bewiesen, dass er bereit ist, seinesgleichen zu töten.***

***Die Weltkriege haben ihn verwöhnt.***

***Er hat zu lange in den Schützengräben geschlemmt.***

***Und jetzt hat er den Waffenstillstand gebrochen. Er hat seinen Fuß auf unser Terrain gesetzt. Er will die Welt für sich allein.***

***Er will einen weiteren Krieg.***

***Die Klaue des Größten von ihnen zuckte - eine ungewöhnliche Regung für ein Wesen, dessen Existenz ganz und gar von Bedächtigkeit und elementarer Stille geprägt war. Ihre Körper waren bloße Hüllen, die jederzeit ersetzt werden konnten.***

***Aber vielleicht waren sie zu selbstgefällig geworden. Zu bequem.***

***Dann soll er seinen Willen bekommen. Wir können nicht länger im Verborgenen bleiben.***

***Der Kopfhörer betrat den Saal und wartete geduldig, bis man ihn zur Kenntnis nahm.***

***Du hast ihn gefunden.***

***ja. Er hat versucht, nach Hause zurückzukehren.  
Wie alle seiner Art.***

***Wird er der Aufgabe gewachsen sein?***

***Er ist der Sonnenjäger. Er hat keine andere  
Wahl.***

**In einem Käfig in den westlichen Tunneln lag  
Gus Elizalde bewusstlos auf dem kalten  
Erdboden und träumte von seiner Mutter - und  
ahnte nichts von dem Schrecken, der ihn  
erwartete**

## *Epilog*

**Kelton Street, Woodside, Queens**

**Sie hatten sich in Kellys Haus versammelt.**

**Nora war mit Zack zurückgekommen, nachdem Eph und Vasiliy das, was von Matt übrig geblieben war, unter Blättern und Zweigen im Garten verbrannt hatten.**

**Setrakian lag auf einem ausgeklappten Schlafsofa im Wintergarten. Er hatte sich strikt geweigert, ins Krankenhaus zu gehen, und Eph hatte eingesehen, dass das ohnehin nicht infrage kam. Der Arm des alten Mannes war geprellt, aber nicht gebrochen, der Puls niedrig, aber stabil. Er war auf dem Weg der Besserung. Eph wollte, dass Setrakian zur Ruhe kam, allerdings schien es ihm zu gefährlich, ein Schmerzmittel zu verabreichen. Also brachte er**



dem Professor, als es Abend wurde, ein Glas Brandy.

Setrakian meinte, es sei nicht der Schmerz, der ihn wach halte. »Mein Versagen hält mich vom Schlaf ab.«

Die Worte erinnerten Eph daran, dass er Kelly immer noch nicht gefunden hatte. Ein Teil von ihm wollte glauben, dass es noch Hoffnung gab. »Sie haben nicht versagt«, sagte er. »Die Sonne hat versagt.«

»Er ist mächtiger, als ich dachte. Vielleicht habe ich es geahnt ... ganz sicher befürchtet ... doch jetzt weiß ich es: Er ist nicht von dieser Welt.«

»Er ist ein Vampir.«

»Nein - *nicht von dieser Welt.*«

Eph machte sich Sorgen um den alten Mann; immerhin hatte er einen Schlag auf den Kopf abbekommen. »Fakt ist:

Wir haben ihn verletzt. Und nun ist er auf der Flucht.«

»Er ist immer noch da draußen. Es ist nicht zu Ende.« Setrakian nahm das Glas entgegen, trank einen Schluck und lehnte sich zurück. »Diese Vampire ... sie befinden sich noch im Kindesalter. Wir werden Zeugen einer neuen Stufe ihrer Evolution sein. Es dauert sieben Nächte, bis sie vollständig verwandelt sind, so lange benötigt ihr Organsystem, um die Umformung abzuschließen. Und wenn es erst einmal so weit ist, wenn ihr Körper nicht mehr auf lebenswichtige Organe wie das Herz und die Lunge angewiesen ist, sondern nur noch aus einer Reihe von Kammern innerhalb der Körperhülle besteht, dann sind sie durch konventionelle Waffen kaum mehr zu verletzen. Und sie werden sich immer weiter entwickeln, werden lernen, sich an ihre Umgebung anzupassen. Sie werden sich zusammenschließen und ihre Angriffe koordinieren, doch auch allein sind sie eine tödliche Gefahr. Was es erheblich schwerer macht, sie aufzuspüren und zu besiegen. Bis sie schließlich gar nicht mehr aufzuhalten sind ... « Der alte Mann trank den Brandy aus und sah Eph an. »Ich glaube, was wir da heute Morgen

auf dem Dach gesehen haben, war das Ende unserer Art. Das Ende der Menschheit.«

Eph spürte, wie schwer die Zukunft auf ihnen allen lastete. »Wie viel haben Sie mir noch nicht erzählt?«

Setrakians Augen wurden wässrig, sein Blick schweifte ins Leere. »Zu viel, um jetzt darüber zu reden.«

Kurz darauf war er eingeschlafen. Eph blickte auf Setrakians knotige Finger, die den Saum der Bettdecke über der Brust umklammerten. Der alte Mann hatte Fieberträume, und Eph konnte nichts anderes tun, als dazustehen und zuzusehen.

»Dad!«

Eph ging ins Wohnzimmer, wo Zack vor dem Computer saß. Er umarmte ihn, drückte ihm einen Kuss auf den Scheitel und atmete den Duft seines Haars ein. »Ich hab dich lieb, Z«, flüsterte er.

»Ich dich auch, Dad.«

Eph wuschelte seinem Sohn durchs Haar und ließ ihn wieder los. »Wie weit bist du?«

**»SO gut wie fertig.« Der Junge wandte sich wieder dem Bildschirm zu. »Ich muss eine Schein-E-Mail-Adresse einrichten. Such dir ein Passwort aus.«**

**Zack half Eph, das Video von Ansel Barbour im Schuppen auf so viele Filesharing-Websites wie möglich zu laden. Zack selbst hatte er das Material allerdings noch nicht gezeigt. Eph wollte, dass Aufnahmen von echten Vampiren im Internet verfügbar waren, so dass die ganze Welt sie sehen konnte. Ihm fiel keine andere Methode ein, möglichst viele Menschen zu erreichen und ihnen bewusst zu machen, was hier geschah. Er machte sich keine Sorgen, damit Chaos und Panik zu fördern - die Ausschreitungen gingen ohnehin weiter, beschränkten sich zwar auf die ärmeren Stadtviertel, aber es war nur eine Frage der Zeit, bis sie sich ausbreiteten. Die Alternative, das koordinierte Schweigen aufrechtzuerhalten, war angesichts der drohenden Gefahr zu absurd, um es überhaupt in Erwägung zu ziehen.**

**Diese Seuche konnte nur dezentral und an so vielen Stellen wie möglich bekämpft werden - oder gar nicht.**

**»SO, jetzt wähle ich diese Datei hier, siehst du, und lade sie als Anhang hoch ... «, erklärte Zack.**

**»Schaut euch das hier an!«, rief Vasiliy aus der Küche, wo er vor dem Fernseher saß und Geflügelsalat aus einer großen Plastikschaale löffelte.**

**Eph ging zu ihm. Aufnahmen aus einem Hubschrauber zeigten eine Reihe von Gebäuden, die in Flammen standen. Dicke schwarze Rauchwolken stiegen über Manhattan auf. » Es wird immer schlimmer.«**

**Da bemerkte Eph aus den Augenwinkeln, wie die Zettel, die an der Kühlschrankschranktür hingen, leicht flatterten. Eine Serviette segelte über den Küchentresen und landete vor Vasiliys Füßen.**

**Eph drehte sich zu Zack um, der aufgehört hatte zu tippen. »Was war das für ein Windstoß?**

**«**

»Die Schiebetür hinten ist wohl offen«, erwiderte Zack. Eph sah sich nach Nora um. Die Toilettenspülung rauschte, und sie trat aus dem Bad im Flur. »Was ist los?«, fragte sie, als alle sie anstarrten.

Eph blickte in die andere Richtung, zu der Ecke hinüber, hinter der eine Glasschiebetür in den Garten führte.

Eine Gestalt bog um diese Ecke und blieb mit schlaff herabhängenden Armen stehen.

Eph starrte sie wie versteinert an. Kelly.

»Mom!«

Zack wollte zu ihr laufen, doch Eph streckte schnell den Arm aus und hielt ihn zurück. Sein Griff war fester als nötig; der Junge riss sich los und sah ihn erschrocken an.

Nora sprang hinzu und nahm Zack von hinten in die Arme.

Kelly stand einfach nur da und sah sie an. Mit ausdrucksloser Miene, ohne zu blinzeln. Sie wirkte verstört, wie benommen ...

... und Eph erkannte, dass das, was er mehr als alles andere in der Welt gefürchtet hatte,

Wirklichkeit geworden war. Trauer und Schmerz krampften sein Herz zusammen.

Kelly Goodweather war ein Vampir. Ein totes Wesen, das nach Hause zurückgekehrt war.

Ihre stierenden Augen entdeckten Zack. Ihren über alles geliebten Jungen. Seinetwegen war sie gekommen.

»Was ist los, Mom?«, fragte Zack.

Eph registrierte hinter seinem Rücken eine schnelle Bewegung. Vasiliy stürzte in den Flur, schnappte sich Ephs Schwert und zeigte Kelly das Silber der Klinge.

Kelly verzog das Gesicht. Ihre zuvor ausdruckslose Miene enthüllte jetzt das Böse in ihr. Sie fletschte die Zähne.

Eph erstarrte.

Sie war *eine von ihnen*.

Sie war für immer verloren.

Mit ersticktem Stöhnen wich Zack beim Anblick seiner Mutter zurück.

Vasiliy ging mit dem Schwert auf sie zu, doch Eph hielt ihn am Arm fest. Wie eine Katze mit gesträubtem Fell wich Kelly vor der silbernen

Klinge zurück. Sie fauchte und warf dem Jungen, wegen dem sie hierhergekommen war, einen letzten anklagenden Blick zu. Dann drehte sie sich um und floh.

Eph und Vasiliy bogen gerade noch rechtzeitig um die Ecke, um zu sehen, wie Kelly über den niedrigen Maschendrahtzaun sprang, der ihr Grundstück von dem des Nachbarn trennte, und in der Nacht verschwand.

Vasiliy schloss die Tür, verriegelte sie und zog die Jalousien vor, während Eph zu Nora ging. Sie hatte sich über Zack gebeugt, der am Boden kniete.

Erst da wurde Eph wirklich bewusst, wie heimtückisch diese Seuche war. Wie sie Familienmitglieder gegeneinander ausspielte. Das Leben gegen den Tod ausspielte.

Der Meister hatte Kelly geschickt. Er hatte sie auf Eph und Zack gehetzt. Um sie zu quälen. Um sich zu rächen.

Falls bei diesen Wesen die frühere Liebe zu einem Menschen nachwirkte und sie dazu trieb, sich im Tode wieder mit diesen Menschen zu vereinigen, dann würde Kelly niemals



**aufgeben. Sie würde ihren Sohn für immer jagen. Es sei denn, jemand hielte sie auf.**

**Eph begriff, dass der Kampf um Zack noch lange nicht vorbei war - er war lediglich in ein neues Stadium getreten. Er sah in die Gesichter von Zack, Nora, Vasiliy und Setrakian. Dann wanderte sein Blick zu den Bränden, die auf dem Fernsehschirm tobten. Schließlich wandte er sich wieder dem Computer zu und drückte die Enter-Taste, beendete Zacks Arbeit, schickte die Videobeweise hinaus in die Welt.**

**Und dann ging er in die Küche, wo Kelly den Scotch aufbewahrte, und zum ersten Mal seit langer Zeit gönnte er sich einen Drink.**

# ***Impressum***

**Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel**

**THE STRAIN bei HarperCollins, New York**

**Copyright © 2009 by Guillermo Del Toro &**

**Chuck Hogan**

**Copyright © 2009 der deutschsprachigen**

**Ausgabe und der Übersetzung by Wilhelm**

**Heyne Verlag, München**

**in der Verlagsgruppe Random House GmbH**

**Redaktion: Alexander Lang**

**Herstellung: Helga Schärnig**

**Satz: Leingärtner, Nabburg**

**Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Päßneck**

**Printed in Germany**

**ISBN 978-3-453-26639-1**

**ebook Erstellung - Dezember 2009 - TUX**

**\* \* \***

Ende

